Ottilie Wildermuth's Werke.

VIII. Band.

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Die Heimath der Frau.

Heimkehr.

Der alte Kirchhof, auf dem die kleine Kirche des Dorfes Eichbronnen liegt, wird lange nicht mehr gebraucht, nur die leichten Wellen des grünen Grundes zeigen noch, daß hier einst viel Lieb' und Leid, viel Gram und Haß eingesenkt wurden. Der gleiche grüne Rasen überzieht die Gräber alle, hie und da steht noch ein eingesunkenes schwarzes Kreuz, an der Kirchhofmauer der bemooste Grabstein eines verschollenen Pfarrherrn. Die Jugend des Dorfes treibt ihre fröhlichsten Spiele auf diesem neutralen Grund, achtlos seiner tiefernsten Bedeutung.

Das Kirchlein steht so recht friedlich inmitten des grünen Rasens, durch das niedere Fenster der Sakristei kann man in dem offenen Gesangbuch des Pfarrers das Lied nachlesen, das vergangenen Sonntag gesungen wurde, schöne Bäume, das Eigenthum des Schulmeisters — weil die Frau Pfarrerin kein Kirchhofobst essen wollte, — schauen durch die Kirchenfenster; es sind gut vaterländische Obstbäume, aber manch müdes Auge hat schon auf ihnen ausgeruht, manch bekümmerte Seele bei ihrem Wehen und Säuseln an die Palmen des Paradieses gedacht. — Der alte Kirchhof verbindet das obere und untere Dorf und hat zwei Pforten; die eine ist ein enges Thörlein, ganz mit Reben umwachsen, von dem ein schmaler Weg nach dem andern Ausgang mit hohem Thorbogen führt, dessen Gitterthor längst der Zeit anheimgefallen ist, von da leiten breite Stufen gerade zu dem Pfarrhaus, das, von einer riesigen Akazie beschattet, dem Besucher recht freundlich und einladend entgegen winkt.

Zur Seite der rebenumrankten Pforte steht ein kleines Haus, das sich nur durch die sorgsam gepflegten schönen Blumen vor dem Fenster, und mehr noch durch die weißen Gardinen, von den Bauernhäusern unterscheidet. Hinter diesen Gardinen hauste mit ihrem einzigen Töchterlein Lina die alte Frau Pfarrerin, so genannt als die Wittwe des verstorbenen Pfarrers, obgleich es keine junge Frau Pfarrerin im Ort gab.

Die Frau Pfarrerin hatte nie eine andere Heimath gekannt als Eichbronnen, sie hatte kaum eine Vorstellung, wie sich's nur an andern Orten leben lasse. Nur einmal in ihrem Leben, wie sie als Braut den Hochzeitstaat eingekauft, hatte sie in der Residenz übernachtet, damals aber hatte sie ein solches Heimweh überfallen, daß sie am frühen Morgen zu Fuß den weiten Weg nach Hause wanderte, ohne den Bräutigam abzuwarten, der sie in der gelben Staatskalesche in heller Glorie hatte abholen wollen.

Pauline, ihre ältere Schwester, Linas Pathin, hatte dagegen, wie die Frau Pfarrerin meinte, immer einen leichtfertigen Sinn gehabt, die hatte erzwungen, daß man sie in der Residenz Kleidernähen und Putzmachen lernen ließ, hatte später mit dem ausländischen Bauführer der neuen Kirche in Reichenhall drüben eine „Amour“ angefangen, noch eh Papa und Mama davon wußten, und zog nun als Frau Bauräthin mit ihrem Gatten fast in allen deutschen Landen umher; man hatte seit Linas Taufe nichts mehr von ihr gesehen. — Marie nun, unsere Frau Pfarrerin, hatte sich an diesem kecken Schritt, über den sie sich heute noch nicht vor Erstaunen erholen konnte, ein abschreckendes Beispiel genommen, war daheim geblieben bei Papa und Mama, hatte sich mit Leib und Seele eingelebt in dem Dorf, mit dessen Bäumen und Kindern sie groß geworden war; auch ihre Augen und ihr Herz hatte sie hübsch daheim behalten, in der guten Zuversicht, daß sie ihre Bestimmung nach Gottes Willen auch daheim finden werde.

Sie war nicht mehr jung, als der Vater genöthigt war, einen Vikar zu nehmen, der von Anfang an nichts anderes wußte, als daß die Pfarrtochter seine Zukünftige sei. Zu

rechter Zeit und Stunde hatte er sich erklärt, und sie hatten einen gar friedsamen Brautstand zusammen gehabt. — Man zeigte sich halsbrechende Stellen an Steinbrüchen, verborgene Waldplätzchen und romantische Thäler der Gegend, wo voreinst der Architekt mit seiner Braut herumgestiegen war. Marie und der Vikar fanden in der Gartenlaube oder selbst am runden Tisch neben den Eltern Raum zum Austausch ihrer Gefühle, Geheimnisse hatten sie nicht, aber sie blickten sich vergnüglich und herzinnig in die Augen, und als nach achtjährigem Brautstand der Vater starb und der Vikar aus besonderer Vergunst den Dienst erhielt, da reichten sie sich die Hand am Altare gerade mit demselben Gefühl, wie sie sich vor acht Jahren die Verlobungsringe an den Finger gesteckt.

Die Mutter zog in das Oberstübchen, das seither der Vikar bewohnt; im Wohnzimmer, wo ihr braunes Kanapee gestanden, da stand nun das neue grüne Sopha der jungen Leute, und der Lehnsessel des Vaters selig war nun der Großmama Ehrenplatz. Marie ordnete die Zimmer und bepflanzte den Garten gerade wie ihre Mutter gethan, der Herr Sohn hielt die Frau Mama in allen Ehren, in der er nicht nur die Mutter seiner Frau, sondern auch seine ehemalige Frau Pfarrerin verehrte, und diese sah in gutem Frieden ihre alten Tage verrinnen.

So hatte das Ehepaar zehn Jahre in Eintracht und Genüge gelebt, sie hatten zwei Söhnchen begraben und fast auf Kindersegen verzichtet, bis ihnen in der kleinen Lina, einem besonders kräftigen, aufgeweckten Kinde, noch eine ungehoffte Freude erwuchs. Lina war sechs Jahre alt, als der Sonnenschein sich wendete: nach langem schwerem Siechthum starb der Pfarrer, und die alte Großmutter folgte ihm, noch eh sie genöthigt war, ihr liebes Pfarrhaus zu verlassen.

Gewiß konnte kein Wittwenleid tiefer und aufrichtiger sein als das Mariens; aber der Tag, an dem sie aus dem Hause scheiden mußte, das ihre erste und einzige Heimath ge-

wesen, dünkte ihr doch noch schwerer als der, an dem man die Leiche ihres Gatten hinausgetragen. Jedes Stückchen Hausgeräth, das sie vor der Schwelle des kleinen Wittwenhauses zurücklassen mußte, ging ihr von Herzen, sie glaubte nicht, daß sie auch nur ein Jahr außerhalb ihres lieben Pfarrhauses werde leben können.

Die kleine Lina nahm den Wechsel nicht schwer, sie machte lustige Entdeckungsreisen in den geleerten Zimmern, jubelte über verschollenes Spielzeug, das unversehens hinter irgend einer Kommode zum Vorschein kam, spielte Visiten mit den Bauernkindern auf den Stühlen, die man auf die Straße gestellt, hielt es aber doch für nöthig, sie zu versichern, daß sie deßhalb noch kein Bauernmädchen werde, weil sie nun in ein so kleines Haus ziehe. Kein Mensch glaube, daß Pfarrkinder, in ländlicher Unschuld erwachsen, nicht aristokratisch seien, im Gegentheil, Niemand ist es mehr als sie, die wie der König nicht alle Tage ihres Gleichen sehen.

Die Frau Pfarrerin lernte sich auch schicken in ihr Wittwenstübchen und lernte ihr Herz stillen. Zur Zeit, wo wir einen Blick in ihr Haus werfen, war ihrer Trauer längst der Stachel genommen, ja sie hatte das Schwerste überwunden, sie konnte allsonntäglich wieder in die Kirche gehen und konnte mit Andacht und Erbauung auf die Predigten des neuen Pfarrers hören, und konnte zu friedlichem, freundlichem Verkehr das Pfarrhaus betreten, an das sie kein Anrecht mehr hatte.

Es ist ein sehr menschliches, wenn auch eben nicht sehr edles Gefühl um die sogenannte „Nachfolgerspique:“ die geheime Antipathie zwischen Vorgängern und Nachfolgern in einem Amt, sei es nun die Königswürde oder das Aemtchen eines Bettelvogts. Der feinstfühlenden Hausfrau thut insgeheim jeder Schmutzfleck wohl, den ihre Vorgängerin hinterlassen hat, und dem edelsten, selbstlosesten Geistlichen gibt es doch einen geheimen Stich ins Herz, wenn ihm eine dienstfertige Seele erzählt, wie die Kirche nicht Raum mehr habe für die Zuhörer seines Nachfolgers. Liebe und Selbstverläug-

nung erweisen sich als kräftigere Waffen gegen diesen Stachel, als Grundsätze und Philosophie.

Für unsere Frau Pfarrerin war zunächst die kleine Lina die Brücke geworden, die sie ohne Neid und Klage die Stätte ihres früheren Glücks wieder besuchen ließ. Jungfer Christiane, die Schwester des neuen unverheiratheten Pfarrers, hatte die Kleine so freundlich angelockt, so reich gemacht mit tausend kleinen Herrlichkeiten, die sie aus ihrer eigenen Kinderzeit gespart hatte. Und als das Eis gebrochen war, da holte sie vor jedem wichtigen häuslichen Unternehmen den Rath der Frau Pfarrerin ein, sie nahm ihre Waschfrau, ihren Taglöhner und hielt bei den Leuten das Gedächtniß des seligen Pfarrherrn in Ehren. Und sie war so höflich, so voll Respekt, keine Spur von Uebermuth des Besitzes! Allsonntäglich führten die Damen zur Erbauung der Gemeinde einen höflichen Wettstreit aus um den Ehrenplatz im Pfarrstuhl, den Mittelsitz, wo das verquollene Gitter geöffnet war und den Blick auf die Kanzel frei ließ. „Bitte recht sehr, Jungfer Christiane, es ist doch angenehmer, wenn Sie den Herrn Bruder sehen.“ — „Ach, nein, bitte gehorsam, Frau Pfarrerin, ich sehe ihn ja alle Tage.“ — Lina stand mit unterdrücktem Lächeln daneben, bis nach beendetem edlem Wettstreit die Damen einrückten, sie schlug ihnen das Lied auf, und die Andacht wurde nicht weiter gestört.

Der Pfarrer war ein ältlicher Herr, älter noch als Linas Vater, den die stille, abgelegene Lage des Orts angezogen hatte, ein Gelehrter, wenn auch seine Gelehrsamkeit keine Früchte für Mit- und Nachwelt trug, ein Schüler Bengels und Hahns, der sich vertiefte in chiliastische Studien und geheimnißvolle Berechnungen, in Erforschung wunderbarer und geheimer Naturkräfte, dem die sichtbare Welt mit ihren Erscheinungen nur Symbol der unsichtbaren, geistigen war. Die Stille war so recht eigentlich sein Element, und wenn er auch recht wohlhäbig und behaglich in einem lauten und fröhlichen Kreise sitzen, oder freundlich seiner gesprächigen Schwester zuhören konnte, so war das aus lauter Vergnügen, daß er dazu

so still sein durfte, und er unterhielt sich auf diese Weise vortrefflich. Als Theologe war er ein Kind geblieben, eine Mariaseele, die zu den Füßen des Meisters verweilen und ohne Mühe und Sorge das gute Theil erlangen durfte. In seinen Predigten lag eine kindliche Kraft, die nicht gewaltig ergriff, aber wohl that durch die ruhige Wärme zweifelloser Ueberzeugung; er hatte wenig Worte für Kranke und Sterbende, aber sein klares Auge blickte sie an wie ein Friedenslicht aus dem sicheren Port.

Mit den andern Zweigen der Pastoraltheologie, mit der persönlichen Sorge und Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Gemeinde kam er nicht recht zu Stande. Es war ein schweres Opfer, wenn er die tiefe Stille seines Studierzimmers mußte unterbrechen lassen durch streitende Nachbarn, entzweite Eheleute oder einen alten ausgedingten Vater, der seine pflichtvergessenen Kinder verklagte. So etwas konnte er nun einmal nicht begreifen, und seine einfachen Argumente wollten wiederum den Leuten nicht immer einleuchten. „Aber warum lebt ihr denn nicht im Frieden zusammen, ihr Leute? Das ist ja so viel angenehmer. Seht ihr denn nicht, wie die Blumen in eurem Garten so einträchtig beisammen stehen und haben Luft und Licht genug von oben?“ — „Mir hent koen Garta und koene Sträuß', Herr Pfarrer.“ — „Nun, auch auf eurer Wiese stehen die tausenderlei Pflanzen, die Niemand pflegt, und sie stehn neidlos in stillem Frieden, so gut wie die prächtigen Gartenblumen.“ — „Ha, wann se anander verschlah könntet, se thäetet's kohsoe au.“ — Das war dem Pfarrer noch nie eingefallen; am Ende war es aber auch nicht groß gefehlt, wenn er in solchen Dingen unpraktisch war. Jungfer Christiane, die besser als er in die Details des Dorflebens eingeweiht war, konnte ihn da und dort mit einem treffenden Worte oder mit einem praktischen Rath ergänzen.

Lina war eben sowohl als das Kind des Pfarrhauses wie des Wittwenhäuschens aufgewachsen, das belebende Element, die kleine Königin dieses engen Kreises, ohne daß die Alten es ahnten. Sie hatte nie ihr Dörfchen verlassen, aber eine freie, fröhliche, farbenhelle Kinderzeit verlebt. Auch in der Schule war sie die kleine Herrscherin, unbestritten die Begabteste und unangefochten die Erste, der Liebling des Lehrers; so eine Art weiblicher Premierminister, hatte sie überall ein Wort drein zu reden und wurde von den Dorfkindern mit guten Worten und ländlichen Gaben so vielfach zu bestechen gesucht, wie nur je der Günstling eines Machthabers mit goldenen Dosen. In den Freistunden leitete sie die Spiele, und glücklich und beneidet waren die erkorenen Gefährten, die ihre oft recht phantastischen Ideen mit durchführen durften. Die Gärten des ganzen Dorfes standen ihr offen, zur Obstzeit durfte sie nie ohne eine Schürze voll süßer Gaben heimkehren und zur Zeit der Weinlese konnte sie gar nie all die Einladungen annehmen.

Die Mutter legte ihrem freien, frohen Herumstreifen wenig in Weg, wenn sie auch oft schalt über die zerrissenen Kleider und Schürzen, über die Massen von Blumen und Waldbeeren, aus denen Lina sich allerlei Geschmeide fertigen wollte, und mit denen sie die tadellose Ordnung ihres Stübchens störte. Hausbesuche waren ihr aber nur bei Schulmeisters gestattet, so lockend oft die Lichter der Spinnstuben schienen, in denen Geister- und Hexengeschichten erzählt wurden. Aber auch bei Schulmeisters war's schön. Man saß um einen großen runden Tisch mit einer Schieferplatte, eine unerschöpfliche Unterhaltungsquelle für Lina. Der Provisor las den vier Töchtern vom Hause den alten Ueberall und Nirgends vor und die rührende Klostergeschichte von Siegwart. Athemlos lauschte Lina diesen schönen Geschichten, die nur um so mehr Reiz für sie hatten, weil sie blos Bruchstücke daraus hörte, und während eine der ältern Töchter ihr gefällig die unerläßliche Strickaufgabe vollendete, zeichnete sie Illustrationen zu dem Gele-

senen: den unglücklichen Siegwart im Klostergarten, die verklungene Sophie auf der Todtenbahre.

Die Mutter meinte freilich kopfschüttelnd, das Mädchen habe zu viel von der Schwester Pauline, ihr sei ein solches Herumziehen ihr Lebtag nie eingefallen. Eine Berathung mit Pfarrers brachte sie zu dem Resultat, daß das Kind nicht genug beschäftigt sei, und zu ihrem und der Jungfer Christiane Erstaunen erbot sich der Pfarrherr selbst, Lina in höhern Wissenschaften zu unterrichten. Diese Lehrstunden waren eine neue Quelle des Glücks für Lina, sie hatte den guten Pfarrer unbeschreiblich lieb und hätte schon ihm zu Liebe gelernt, wenn nicht das Lernen selbst Reiz für sie gehabt hätte. Die französische Aussprache zwar, die ihr der alte Herr beibrachte, war etwas veraltet, aber die Novellen Florians, die er dem Unterrichte zu Grund legte, hatten so viel Anziehendes, daß sie ihnen zu lieb die Schwierigkeiten des Diktionnaire und der Grammatik leicht überwand, um sich in die schönen Schäfergeschichten vertiefen zu können.

Die Geographie belebte ihr der Lehrer mit einem ungeheuren uralten Atlas, in dem die Namen der Länder mit wunderbarlichen Bildern und Schnörkeln umgeben waren, unter denen die Flüsse als schöne Frauen mit langen Haaren oder als alte bärtige Männer saßen, den Geschichtsunterricht mit vergilbten Chroniken, von denen er eine große Sammlung hatte und in denen viel merkwürdigere Geschichten standen als in dem ordentlichen Lehrbuch. Die Naturwissenschaften studirte sie auf's Eifrigste mit ihm und war mit ihrem jungen scharfen Auge eine unermüdete Sammlerin für seine Vorräthe.

Wie das Kind Licht und Leben in sein stilles, einsames Dasein brachte, dessen ward sich der Pfarrer nicht eben bewußt, und Jungfer Christiane, so lieb ihr die Kleine auch war, hätte es doch für eine vermessene Idee gehalten, daß so ein Gelbschnabel von Bedeutung für ihren gelehrten Herrn Bruder sein könnte. Aber sie hätte sehen können, wie er sich von Tag zu Tag verjüngte und eigentlich jetzt frischer aussah als in seinen Studentenjahren, wo man ihn schon den Urgreis

genannt hatte, wie er zu der Stunde, wo seine junge Schülerin zu erwarten war, ohne auf die Uhr zu sehen, mit dem Stuhl rückte und seine Arbeit ruhen ließ, wie man ihn sogar manchmal laut lachen hörte, wenn Lina die botanischen und mineralogischen Schätze eintrug, die sie auf eigene Hand gesammelt hatte, und darunter oft höchst Gemeines als wichtige Entdeckung auskramte.

Lina wurde durch den Unterricht im Pfarrhaus ihren Schulgefährten etwas entfremdet, sie zeigte sich seltener auf den Spielplätzen, seit sie mit dem Pfarrer Spaziergänge machte, nur wenige ihrer erwählten Trabanten nahm sie auf ihren botanischen Wanderungen mit und versuchte ihnen ihre neue Weisheit zu doziren, aber leider mit wenig Erfolg. Eine stille und heilige Zeit war ihr die der Vorbereitung auf die Konfirmation, und der Tag, an dem sie ihr väterlicher Freund einsegnete zum Eintritt ins irdische Leben, zur Hoffnung auf's ewige, schien ihr die Pforte des Himmels. Mit getroster Zuversicht nahm der gute Pfarrer die Gelübde seines Zöglings an; eine der wenigen bevorzugten Naturen, denen vergönnt ist, ohne Kampf und Zweifel auf Einem Wege vom Beginn bis zum Ziele zu gehn, ahnte er keine Gefahr für dies offene Herz, diesen feurigen lebensvollen Geist, sie feierten das Fest zusammen, in der kindlichen Täuschung:

qui chante la victoire sans prévoir les combats.

Er ahnte nicht, daß unter all dem Schönen, was er Lina gelehrt, die schwere Tugend der Selbstverläugnung nicht war; ihre Genüsse waren einfach, aber sie hatte nie gelernt einen Wunsch zu opfern um einer Pflicht willen.

Lina's Leben wurde durch ihren Austritt aus der Schule wenig geändert. Mit den alten Freundinnen zwar konnte sie sich allmählig nicht mehr so recht verstehen, nur mit Luisen, des Schulmeisters Jüngsten, die den Siegwart und den alten Ueberall und Nirgends vollständig in sich aufgenommen hatte, mochte sie gar zu gern ein Dämmerstündchen vor der Hausthür verplaudern. Den Familienkreis bei Schulmeisters suchte

sie seltener auf, ihre Unterhaltungen mit Luisen wurden meist flüsternd geführt, weil die Mädchen, die in ihren Träumen und Zukunftsplanen der Zeit etwas vorgriffen, den Spott der älteren Schwestern fürchteten, und die Mutter, ach, die Mutter, hätte es gar nicht hören dürfen, obgleich alles gewiß höchst unschuldig war. Was hätte sie gedacht, wenn sie gewußt hätte, daß ihr fünfzehnjähriges Töchterlein schon von Verlieben und Verloben plauderte, nicht in Beziehung auf sich selbst, behüte! aber doch im Allgemeinen.

Das Pfarrhaus aber war und blieb Lina's liebste Heimath, da wurde sie noch ordentlich als Kind angesehen und behandelt, und befand sich wohl dabei. Im Winter, wenn das Wassersüppchen mit Kartoffeln verspeist war, wurde allabendlich im Haus der Wittwe das Laternchen angezündet und das Licht gelöscht, die Mutter nahm die Kunkel und die Tochter das Strickzeug, und so wandelten sie über den Kirchhofpfad ins Pfarrhaus, etwas dicht aneinander, denn es war doch ein bischen gruslich so allein bei Nacht über die Gräber. Wenn aber der helle Mond ins Sakristeifenster fiel, wo wie zu ihres Herrn Zeiten das offene Gesangbuch lag, da verging der Wittwe das Grauen, sie faltete die Hände und dachte des Geschiedenen.

Auf der Steintreppe sahen sie schon das gastliche Licht des Pfarrhauses durch die Fenster schimmern, und droben war's gar warm und behaglich. Das Sopha, mit dem runden Tisch davor, stand in einer Ecke hinter dem großen Kachelofen, den Jungfer Christiane, zu großer Genugthuung der Frau Pfarrerin, so wenig wie diese durch irgend einen modernen Säulen-, Oval- oder Kachelofen hatte verdrängen lassen. Zwar war die Einfahrt in diesen Ofen unermeßlich tief, und es war tägliche Gefahr, daß Jungfer Christiane, wenn sie nach ihren Töpfen schaute, eines Tages darin bleiben würde, wie die Hexe in Hansel und Gretel, aber ein respektabler Ofen war es doch mit seiner weiten Bratkachel und dem breiten Kranz, auf dem eine ganze Haushaltung Platz hatte, mit den Abbildungen aus dem Evangelium vom reichen Mann, wo der

Lazarus etwas unbequem in Abrahams Schooße saß, mit dem tiefen Ofenhafen auf seinem Gipfel, der stets warmes Wasser bereit hielt. Die Vortrefflichkeit dieses Ofens im Gegensatz zu der oberflächlichen Eleganz moderner Geschwister bildete ein unerschöpfliches Gesprächsthema für die zwei alten Damen.

In der einen Ecke des Sopha's saß der Pfarrer mit einem Buch in der Hand und streckte den stets willkommenen Gästen die Hand zum Gruß entgegen, die andere Ecke mußte Lina einnehmen: das warme Ofenplätzchen wurde der Mama mit ihrem Spinnrad eingeräumt, Jungfer Christiane brauchte weiten Raum, um ihre Spindel gehörig tanzen zu lassen. Es war ein kleiner Differenzpunkt zwischen den Damen, ob das Handgespinnst oder das vom Rädchen das bessere sei, aber er störte ihren Frieden nicht, und jede bewunderte pflichtschuldig die Arbeit der Andern.

Man konnte keine einträchtigere Gesellschaft beisammen sehen, als diese kleine Tafelrunde. Die graue Katze lag behaglich in sich geschmiegt unter dem Ofen, und nach vollendeter Hausarbeit erschien auch Susanne, die alte Magd, entweder mit ihrem schwerfälligen Spinnrad oder mit einer Schüssel Erbsen oder Linsen, die sie an einem Seitentischchen, las, wozu sie bald Schlafkomplimente nach allen Seiten hin machte, bis sie in ein herzliches Schnarchen in verschiedenen Tonarten ausbrach, aus dem sie nur manchmal Lina's helles Lachen erweckte. Der nahm sie aber nichts übel, sie sagte nur gutmüthig brummend: „Die hat gut lachen, wenn man wie ich den ganzen Tag im Kalten gewesen, dann kommt's einen in der warmen Stube fast gar an wie ein bissel Schlaf." — „Schlaf du nur, Susanne," sagte der gutherzige Pfarrer. — „Der Bruder verzieht die Leute entsetzlich," flüsterte Jungfer Christiane der Pfarrerin zu, die beifällig nickte.

Für eine kleine Erquickung, „etwas zum Netzen," wie sie's nannte, hatte Jungfer Christiane stets gesorgt: schöne rothe Aepfel, davon etliche für leckere Mäuler in der Bratkachel zischten, oder getrocknete Pflaumen, Butter und Honig, Pflaumenmuß, schöne Nüsse, denen Lina und der Pfarrer mehr Ehre

anthaten, als die zwei älteren Damen, die behaupteten, sie fragen den Nüssen nichts mehr nach, weil sie nicht zugeben wollten, daß sie keine mehr beißen konnten, — zu festlichen Zeiten sogar Aepfelküchlein, oder sonstige Delikatessen, die in unserem mageren Zeitalter unterzugehen drohen. Freilich protestirte die Frau Pfarrerin höchlichst dagegen und entsetzte sich über ihr keckes Töchterlein, das getrost sagte: „ei, das ist herrlich, Jungfer Christiane, machen Sie's nur noch mehr so!"

Die Unterhaltung ging dem kleinen Kreise nie aus: Erfahrungen über die Dorfbewohner, Kochrezepte und Gartengeheimnisse, Erinnerungen von den seligen Eltern her bildeten das Thema der älteren Damen; wohl auch, während der Pfarrer und Lina zusammen in ein Buch schauten, Erörterungen über eine höchst geheimnißvolle und merkwürdige Geschichte, von der das junge Ding, die Lina, beileibe noch nichts erfahren durfte, eine Geschichte von einem Stadtschultheißen, der einmal beinahe der Bräutigam der Jungfer Christiane geworden wäre, aber durch die Ränke einer neidischen Base abspenstig gemacht worden war. — Lina und der Pfarrer waren dabei meist bloß Zuhörer, wenn sie nicht eine gelehrte Unterhaltung zusammen führten, jedes hing seinen eigenen Gedanken nach, die freilich bei Lina wohl buntfarbiger waren, als bei dem ehrwürdigen Herrn. Hie und da las auch Lina vor, wobei es den ältern Damen jezuweilen ging wie der Susanne. Immer aber trennte man sich gegenseitig vollkommen befriedigt, mit herzlicher Gutenacht, und der Wächterruf: „Zehn Fromme waren nicht, Dort bei Sodoms Strafgericht" — begleitete die Wittwe und ihre Tochter regelmäßig in das erkaltete Stübchen heim.

Am Sonntag Abend aber war es Sitte, daß der Pfarrer und Jungfer Christiane die Visite heimgaben. Da war Lina unermüdlich, das allezeit hübsche Zimmer noch hübscher herzurichten, des Vaters Lehnstuhl recht bequem zu stellen und ihren ehrwürdigen Freund nach seinem Geschmack zu bewirthen. An diesen Sonntagabenden war der Pfarrer immer am besten aufgelegt. Zu Ehren des Sabbaths mußte Lina, die beim

Schulmeister recht braven Musikunterricht genoß, einen Choral spielen und singen, wobei ihre Mutter noch mit klarer und sicherer Stimme, Jungfer Christiane etwas schätterlich, wie der Volksausdruck sagt, mit einfiel. Auch wurde am Sonntag Abend Thee getrunken, eine Neuerung die der Pfarrer aus England gebracht. Dabei wurde der alte Herr warm, er erzählte aus seiner Jugend, deren einzige Begebenheit eine Hofmeisterstelle bei einem Baron gewesen war, mit dem er eine Reise nach England gemacht. Er sprach auch von den Resultaten seiner geheimnißvollen Studien, von den alten Männern des Glaubens, die ähnliche Forschungen gemacht, von Oetinger, der den Geistern gepredigt und der in wunderbarem Zusammenhang mit ihnen gelebt; er sprach von den herrlichen Tagen des tausendjährigen Reichs, wo Gerechtigkeit und Friede herrschen würden auf Erden, wo die Löwen mit den Lämmern weiden, und vor seinem verklärten Auge öffneten sich schon die Thore der goldenen Stadt. In stiller Andacht lauschten ihm die älteren Frauen, Lina's strahlende Blicke hingen an den seinen, die Erde mit all ihren Hoffnungen versank ihr in fahles Grau. Wenn man ihr in solchen Augenblicken die Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt, sie hätte es nicht der Mühe werth gefunden, die Hand darnach auszustrecken. Wer es verstünde, solch goldene Sonntagslichter festzuhalten im Alltagsleben!

Obwohl Lina den Frieden und die Freuden ihrer stillen Heimath in unbewußtem Wohlsein empfand, so wäre sie ihr doch wohl gar zu still und einförmig gewesen, wenn ihr nicht eine neue goldene Welt darin aufgegangen wäre, eine gar gefährliche — die Bücherwelt! —

Sie war längst vom Pfarrer zu seinem Bibliothekar ernannt worden und hatte endlich hinter den endlosen Reihen theologischer Bücher und alter Klassiker vergessene, bestaubte Bände hervorgezogen, die ihr werther waren, als all die andern geistigen Schätze des alten Herrn. Das war die schöne Literatur aus seiner Jugendzeit: Grandison und Klarissa, les enfants de l'Abbaye, Siegfried von Lindenberg und die Herren

von Waldheim, Vater Emmerich, eine komische Geschichte, die Geschichte des Herrn von Morgenthau, der „Hör Sie“ zu seiner Geliebten sagt, Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen, ein Buch, das selbst Jungfer Christiane alljährlich noch einmal las.— Das war ein Fund! Mit unbewußtem, schlauem Instinkt zeigte sie dem Pfarrer zunächst nur den Grandison, den sie ihn selbst schon hatte rühmen hören, und bat um Erlaubniß, es lesen zu dürfen. „Immerhin, mein Kind, es ist ein schönes und tugendhaftes Buch, aber zu viel von solchen Sachen mußt du nicht lesen, man sagt, es sei schädlich für junge Leute; mir hat es zwar nicht geschadet,“ fügte er unschuldig hinzu.

Dieß eine Buch nahm Lina mit obrigkeitlicher Bewilligung, bei den spätern aber nahm sie sich die Erlaubniß selbst. Früher hatte Mutter und Tochter das kleine Schlafzimmer unten getheilt, seit lange aber lüstete es Lina nach einem eigenen Zimmer, und sie hatte mit unglaublichen Anstrengungen ein Dachkämmerchen zu einem recht hübschen Mädchenstübchen hergerichtet, dahin trug sie nun ihre Schätze, von denen die schönsten mit Schulmeisters Luise gelesen wurden. Die humoristischen Geschichten sagten ihr nicht sehr zu und Klarissa fand sie doch etwas gar zu lang, auch der Siegwart war nicht mehr so schön wie damals, wo ihn der Provisor vorgelesen, aber Sophiens Reisen, das war erstaunlich schön! Die Helden zwar wurden von den zwei Mädchen scharf kritisirt; den edlen Herrn Leß fanden sie unerträglich hochmüthig und den gutmüthigen Puff etwas altbacken.

Schulmeisters Luise, die in mehr Verbindung mit der Außenwelt stand, brachte auch den Zauberring, einige Bände von Schiller und noch eine Masse kunterbunten Zeugs. Wenn aber auch Lina's Geschmack sich allmählig bildete, so war doch ihr Heißhunger nach Unterhaltungslekture zu groß geworden, sie verschlang ohne Wahl alles, was sich ihr bot. Nun war sie eine gesunde Natur, umgeben von der warmen, wohlthätigen Atmosphäre häuslicher Liebe, darum wurde ihr das Alltagsleben mit seinen kleinen Freuden nicht eben entleidet durch diese Welt der Phantasie, und wenn ihr auch in unbestimmten

Umrissen goldene Bilder einer traumhaften Zukunft vorschwebten, so war doch ihr Sinn zu jungfräulich, ihr Ideal zu hoch, als daß sie auch nur entfernt gesucht hätte, diesen Bildern bestimmte Gestalt geben zu wollen.

Was ihr verloren ging, das war der Sinn für die kleinen Opfer und Pflichten, die der Tag fordert, die stille Arbeit an sich selbst, und während sie schwelgte in edlen Gefühlen, verlernte sie doch allein zu sein mit ihrem eigenen Herzen, Rede zu stehen den Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen.

Der Verkehr mit Nachbarorten, der sonst so heitern Wechsel in das Landleben bringt, war den Pfarrfamilien in Eichbronnen kaum möglich, die naheliegenden Orte waren katholisch, der Verkehr der beiderseitigen Pfarrherrn blieb ein friedlicher und höflicher, mehr nicht. War der Pfarrer krank, so kam der Amtsverweser eines ziemlich entlegenen evangelischen Dorfes, um seine Amtsgeschäfte zu versehen. Es war ein noch junger Mann, von ernstem, fast düsterem Aussehen, der wenig sprach, dessen Predigten in ihrem gewaltigen Ernst etwas tief Ergreifendes für die Zuhörer hatten. Die Kirche war übervoll, wenn man wußte, daß Herr Arnold predigen würde, und ein Bauer sagte mit naiver Entschuldigung zu dem Pfarrer: „wisset Se, Herr Pfarrer, äll Sonntag, wär's Eim' z'viel so, aber manchsmal thut's Eim' gut, wenn mer au recht ah'grumpelt wird." —

Jungfer Christiane ließ sich's nicht nehmen, den gefälligen Nachbar jedesmal auf's Beste zu bewirthen, so wenig Werth er auch auf die Genüsse der Tafel zu legen schien. Das Kochbuch wurde aufgeschlagen und allerlei Delikatessen hervorgesucht, die sie seit ihrer Jugend nicht mehr bereitet hatte. Lina war bei allen Nothfällen die Gehülfin im Pfarrhaus und mußte dann auch an der Mahlzeit Theil nehmen. Die tiefen dunkeln Augen des jungen Geistlichen, die Gewalt seiner Rede, die unverkennbar aus der Fülle innersten Ernstes

strömte, übten auch auf sie einen mächtigen Zauber; ihr sonst so heiteres, lebendiges Wesen war wie gefesselt in seiner Nähe, sie saß meist schweigend, fast ängstlich, keines seiner Worte aus der Unterhaltung mit dem Pfarrer zu verlieren, so daß Jungfer Christiane nicht mit ihr zufrieden war. Die zwei Geistlichen verstanden sich nicht so recht. Die kindliche Natur des alten Herrn, der ohne Forschen und Zweifel sich aus der Offenbarung alles zu eigen genommen, was ihm Trost und Frieden gab, begriff das mächtige Ringen einer starken Seele nicht, der in der Dämmerung der Herr erscheint wie ein Feind, bis sie siegt mit dem gewaltigen Rufe: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Noch weniger begriff er die Heftigkeit, mit der Arnold jeden Schatten einer abweichenden Glaubensansicht angriff, er ahnte nicht, daß dieser Eifer meistens das Gefühl eigener Schwäche ist, die sich selbst das Kleinod des Glaubens noch nicht geborgen hat, und deßhalb ergrimmt über Zweifel, die sie noch nicht gehörig überwunden. — Wer sicher ruht am Vaterherzen, der kann über irrende Brüder trauern, aber erbittert wird er nicht. — Ein anderes ist freilich der heilige Ernst der Wächter, die der Herr zum Schutze seines Heiligthums berufen, aber der hat nicht die düstere Farbe der Intoleranz.

Arnold selbst schien die frische Blume, die das altväterische Pfarrhaus belebte, wenig oder gar nicht zu beachten; er sah sie nie an, wenn sie ihm bei Tische etwas anbot, und wenn sie je einen schüchternen Einwurf in sein Gespräch mit dem Pfarrer wagte, so fertigte er sie mit einer kurzen Schärfe ab, die ihr wenig Muth zu weiterem Einmischen gab. Lina war an Nichtbeachtung am allerwenigsten gewöhnt, sie, die unbewußt doch der Mittelpunkt ihres kleinen Kreises war, und sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn es sie nicht bitter gekränkt hätte, solche Vernachlässigung gerade von dem ersten und einzigen jungen Mann zu erfahren, der in ihren Weg geführt wurde.

So gern sonst gutmüthige alte Jungfern Heirathen stiften, so hatte doch Junfer Christiane für das Kind, die

Lina, noch keinen solchen Plan, und fand es nicht verwunderlich, daß der ernste schweigsame Mann wenig Notiz von dem fröhlichen Kinde nahm; auch begriff sie nicht, warum Lina oft so böse über ihn zu sprechen war. „Lina, Kind, bring doch dem Herrn Amtsverweser etwas Bouillon vor der Predigt.“ — „Schicken Sie Susanne,“ erwiderte Lina kurz. — „Hat er wieder recht schön gepredigt, Lina? Es that mir so leid, daß ich wegen des Puddings nicht gehen konnte.“ — „Ich kann das große Aufheben von neuen Geistlichen nie leiden, wenn man lange im Besitz der alten glücklich war,“ bemerkte Lina verständig, und Jungfer Christiane dachte gutmüthig: nun, dem jungen, heitern Blut gefällt eben der ernsthafte Mann nicht und sie ist gar blind für ihren alten Lehrer, das ist auch schön. Sie war nicht stark in der Herzenskenntniß, die gute Jungfer Christiane!

Trotz ihrer Geringschätzung des Neuen, konnte Lina doch nie über sich gewinnen, eine Predigt des Amtsverwesers zu versäumen, der in letzter Zeit öfter veranlaßt wurde, herüber zu kommen; auch konnte sie der Jungfer Christiane ihre Hülfe im Pfarrhaus nicht versagen, wenn sie gleich oft meinte, sie möchte lieber mit dem unfreundlichen Menschen gar nicht mehr zusammentreffen.

Nur von der Kinderlehre, in der sie mit den „ledigen Töchtern“ unter achtzehn hätte vorstehen müssen, dispensirte sie sich und zog es vor, sich in die Laube des Pfarrgärtchens zu setzen, wo man den Gesang und selbst noch etwas von der Stimme des Geistlichen vernahm. — Einmal, es war ein goldener Frühlingsnachmittag, saß sie auch so da, der Choral war verstummt, aber um sie her sang und summte und blühte es von Bäumen und Büschen, und das volle, unbewußte, köstliche Gefühl jungen Lebens schwellte ihr Herz. Sie hatte die Jungfrau von Orleans erbeutet, und versunken in den Zauber der Dichtung, vergaß sie alles, selbst den unfreundlichen Vikar und seine tiefe Stimme, als sie plötzlich diese Stimme in unmittelbarer Nähe fragen hörte: „Was lesen Sie?“ Inmitten des Schreckens, mit dem sie so unerwartet

die hohe dunkle Gestalt vor sich sah, bemerkte doch das scharfe Mädchenauge in dem Ausdruck seiner Züge etwas mehr als die kalte Gleichgültigkeit, die sie bisher so verletzt hatte.

Sie reichte ihm schweigend das Buch. „Das ist Ihre Sonntagslektüre?“ fragte er mit nachdrücklichem Ton. — „Eine so reine und herrliche Poesie kann das Sonntagsgefühl nur erhöhen,“ sagte Lina, die auf einmal Muth bekam, mit großem Feuer, „und,“ setzte sie etwas schüchterner und prosaischer hinzu, ich habe Werktags keine Zeit zum Lesen.“ — „Das nennen Sie rein und herrlich?“ fuhr Arnold mit gleicher Schärfe fort, „das soll Ihr Sonntagsgefühl erhöhen, um solch ein Linsengericht lassen Sie sich Ihr unvergängliches Erbe abkaufen, während Sie den frischen, kräftigen Lebensborn, das Wort des Herrn, daheim im Staube liegen lassen?“ — „Was können Sie aber in dieser reinen und schönen Dichtung Sündliches finden?“ fragte Lina mit glühendem Gesicht. — „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde,“ sagte Arnold mit scharfem Ernst, „sündlos ist nichts, was uns vom schmalen Pfade abzieht, und dann — gleich auf den ersten Blättern dieser reinen Dichtung finden Sie ein Weib, die mit dem Manne, dem sie nach Gottes Ordnung nicht angehört, in sündlicher Verbindung lebt, die vom Dichter als ein Urbild schöner Weiblichkeit dargestellt ist, das nennen Sie rein?“ Lina schwieg erröthend und tief verletzt. Sie hatte sich harmlos dem Eindruck der Dichtung hingegeben, sich an Agnesens selbstloser Liebe erfreut, ohne an einen Flecken auf dem schönen Bild zu denken, sie fühlte, daß ihr Unrecht geschah und erhob sich mit Thränen im Auge: „ich habe es arglos gelesen,“ sagte sie mit einem Muth, den sie früher nie gehabt hätte, „Sie haben nun freilich das Verdienst, mir meine reine Freude für immer getrübt zu haben.“

Arnold hielt sie sanft zurück. „Sie müssen nicht zürnen,“ sagte er in milderem Tone als zuvor, wenn mir Ihr Heil am Herzen liegt, unsre Frist ist wahrhaftig zu kurz, als daß uns Zeit zum Vertändeln übrig bliebe, zumal am Tage des Herrn.“ Lina schwieg, im Herzen war sie schon versöhnt,

und schweigend standen sie noch eine Weile beisammen. Sie standen an dem Gartenpförtchen, das in den Hof führte, die kleine alte Kirche von den grünen Bäumen umgeben, bildete hier, eingerahmt von den zerfallenen Thorbogen, ein wunderbar friedliches Gemälde. „Ein liebliches Bild," sagte Arnold, „eine Vorahnung der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen ist, ich möchte die Ansicht immer vor mir haben." Lina durchzuckte ein Gedanke. Sie hatte seit jenen ersten Uebungen auf Schulmeisters Schiefertisch die Zeichenversuche nie ganz aufgegeben, wenn sie auch nur mangelhafte Anleitung gefunden, hatte wohl auch schon versucht, Landschaften aufzunehmen, — nun wollte sie's mit der Kirche wagen. Es kam ihr so leicht vor, wie sie das ruhige Bild mit den Augen maß, sie meinte es im Fluge hinwerfen zu können, schade, daß sie kein Zeichengeräthe hatte.

Aber Arnold zögerte noch unter der Gartenpforte, und Lina fühlte, wenn auch mit einiger Demüthigung, daß er nicht gerade an ihrer Seite über den Hof und ins Haus gehen wollte. Mit den Worten: „ich habe etwas vergessen," eilte sie in die Laube zurück und sah Arnold erst später wieder, als er sich oben schon reisefertig machte. Er nahm nicht besonders Abschied von ihr, doch blickte er sie an, als er beim Gehen grüßte, und das war zuvor noch nie geschehen.

Es war Lina, als hätte sie ein unendlich wichtiges Geheimniß auf dem Herzen, als hätte sich diesen Nachmittag etwas Unerhörtes begeben. Sie trug doch sonst ihr Köpfchen so hoch; konnten ein paar Worte strengen Tadels, der zum Theil wenigstens noch ungerecht war, solchen Eindruck auf sie machen? — O, ein Mann hat noch nie bei einem Mädchen verloren, beim stolzesten nicht, wenn er sich als Mann ihr gegenüber, ja, über sie stellt. Selbst wo sie sich gereizt fühlt, fühlt sie noch einen Reiz, und ein paar milde Worte aus einem sonst ernsten Mund üben einen gewaltigen Zauber.

Schulmeisters Luise saß wie sonst am Abend auf dem Plauderbänkchen, Lina brachte ihr die Jungfrau von Orleans zurück, Luise wollte ihr wieder ein Buch zustecken, Lina lehnte

es ab, sie habe nicht Zeit zum Lesen, — zum erstenmal. Es war ihr, als hätte sie Luise unendlich viel mitzutheilen, zu vertrauen, — aber nein, es sollte nicht über ihre Lippen, in Ewigkeit nicht! Was denn? Ja, das wußte sie selbst nicht, aber ein Geheimniß war's, ein tiefes und wunderbares. Sie sagte Luisen bald gute Nacht, sie setzte sich zur Mutter und las ihr eine Predigt, sie nahm in ihr Kämmerlein kein Buch als die Bibel, und las eifrig darin, dazwischen schlug sie Sprüche auf, um ein Orakel für ihre Zukunft darin zu finden. — Kind, thörichtes Kind, was suchst Du in den heiligen Blättern? Suchst du den Herrn und sein Licht, oder suchst du dein eigen kindisch Herz und seine Wünsche und Träume? Hüte dich! des Menschen Herz ist ein trügerisch Ding.

Sie legte sich zur Ruhe, nicht zum Schlaf; wache Träume sind oft so viel lieblicher als die Kinder des Schlummers. Es mußte doch schön sein, sein Lebenlang zu den Füßen eines so hohen und edlen Mannes zu sitzen, dieses ernste, tiefe Auge in Liebe auf sich geheftet zu sehen, die Wolken auf dieser düstern Stirn zu zerstreuen, und diesem strengen Munde ein Lächeln abzugewinnen! Und die wachen Träume wiegten sie ein, und der erste Sonnenstrahl weckte sie, und das Leben sah so golden und rosig aus, sie griff es so frisch und freudig an, was hätte sie nicht heute alles der Mutter zu lieb gethan! O, es war ein Kinderspiel, gut zu sein und glücklich!

„Was treibt denn die Lina, daß sie den ganzen Tag unter der Gartenthür sitzt?“ fragte der Pfarrer. Ja, Lina macht Zeichenstudien. Sie hatte auf einmal gefunden, daß es eine wahre Sünde sei, daß sie das Zeichnen so lange vernachlässigt hatte, während der Provisor doch schon gesagt hatte, sie habe Talent. Mit den langweiligen Vorlagen, die ihr der Pfarrer einmal angeschafft, wollte sie sich nicht mehr placken, mit den Altären und steifen Blumenkörben, nein, die Natur war gewiß die beste Meisterin, und da wollte sie damit anfangen, die Kirche aufzunehmen. Der Pfarrer bemerkte diesen Eifer recht beifällig, Jungfer Christianen aber schien es etwas unnöthig. So leicht fand Lina die Aufnahme nun

nicht, wie sie sich's vorgestellt, und unzählige Blättchen wurden zerrissen, bis sie endlich eins ihrem väterlichen Freunde vorlegte, der es sehr gelungen fand. Ein anderes Blättchen vom feinsten Papier, noch viel sorgsamer ausgeführt, bekam niemand zu sehen, das hatte Lina zurückgelegt, — für Arnold? — O behüte, wie konnte ihr so etwas auch nur einfallen, um keinen Preis! Vielleicht daß er es einmal sehen durfte, weil ihn doch die Ansicht so interessirt hatte, aber behalten? Nein, da hätte er erst recht schön darum bitten müssen! Auch ihren Namen wollte sie nicht darunter schreiben, zuletzt kam er aber doch in eine kleine, ganz kleine Ecke unter ein Rosenbüschchen, das sie an der Seite gezeichnet hatte.

Der Pfarrer hatte diesmal einen ganz guten Frühling, sein Gesundheitszustand war besser als je; Lina konnte sich nicht genug freuen und verwundern darüber, sie war noch nie so besorgt um ihn gewesen, hatte noch nie so oft gefragt, ob er sich ganz wohl fühle und ob das Predigen ihn gar nicht anstrenge. „Durchaus nicht, ich bin recht froh, daß ich den Arnold nicht so bald wieder in Anspruch nehmen darf," sagte er vergnügt.

Es kam aber doch wieder ein ganz schlimmer Katarrh, und Lina stimmte der Jungfer Christiane vollkommen bei, daß es gar zu gefährlich wäre, wenn der Bruder gerade bei dem warmen Wetter in der kühlen Kirche predigte. „Aber er wird nicht wollen, daß man den Arnold herbemüht," meinte die Schwester. — „So schreiben Sie ihm," sagte Lina. — „Weißt was, Kind, ich bin nicht sehr gelehrt in der Feder, setze du's auf, du schreibst so schön." — Lina ließ sich willig finden, aber als sie das Papier bereit gelegt hatte und die Feder eingetaucht, da fand sie's doch unmöglich, sie stand erröthend auf: „es geht nicht wohl, der Herr Pfarrer könnte böse werden, wir müssen ihn fragen." So geschah's denn, der Pfarrer willigte mit Widerstreben ein, er schrieb selbst und Arnold kam.

Lina war, wie sonst auch, im Pfarrhaus, das Herz stand ihr still, als er sie nach der Rückkehr von der Kirche

mit stummem Neigen begrüßte. Das Blättchen mit der Zeichnung hatte sie in der Tasche, warum sollte sie es ihm nicht gelegentlich zeigen, weil er ja doch von der Ansicht gesprochen? Aber sie fand keinen rechten Augenblick und keinen Muth dazu; endlich legte sie es — gewiß zufällig — auf die kleine Kommode, wo Arnold's Agendenbuch lag, — er brachte immer sein eigenes mit, darin selbstgeschriebene Gebete waren — sie hätte es ja in der Tasche ganz zerknittern können!

Er brach heute früher als gewöhnlich auf; er hatte sie nicht angeredet, aber einmal hatte er ihr auf eine Frage geantwortet, die sie an den Pfarrer gerichtet hatte. Man kannte die Lina gar nicht mehr, wenn Arnold da war, so still, so schüchtern, als ob sie nicht fünfe zählen könnte. Als Arnold sein Buch zur Hand nahm, stand sie an der andern Ecke des Zimmers, man hätte ihr Herz klopfen hören können, als sie sah, daß er das Blättchen zur Hand nahm, es besah, einen flüchtigen Blick nach der Seite warf, wo sie stand, und es dann langsam zwischen die Blätter seines Buches legte und dies einsteckte. Er gab beim Abschied wie gewöhnlich dem Pfarrer und Christianen die Hand, diesmal bot er sie auch Lina: hatte er gefühlt, wie sie zitterte in der seinen?

Lina ging heim wie eine Träumende, sie las der Mutter, sie wußte nicht was, sie ging in ihr Stübchen, sie stützte ihr glühendes Gesicht in die Hand, sie weinte und sie lächelte. Er hatte ihr die Hand gegeben, er hatte das Blättchen mitgenommen. Aber, — o das Blättchen! mußte er nicht glauben, daß sie es für ihn hingelegt, und war das nicht unzart und unweiblich? Was mußte er von ihr denken? Alle ihre Gedanken gingen unter in diesem Einen, den sie nicht abschütteln konnte. Es war die erste schlaflose Nacht ihres Lebens.

Die Tage kamen und gingen in ihrem gewohnten Gleis; Schulmeisters Luise hatte gar viel zu berichten von dem jungen Unterlehrer, der ein Aug auf sie habe, Lina hatte ihr nichts dagegen zu vertrauen, es wollte nicht über ihre Lippen; sie

saß jetzt mehr als sonst bei der Mutter und ließ sich erzählen von ihrer Jugend und von der Tante Pauline, die fast verschollen war; ihre Skrupel wegen des Blättchens hatten sich gelegt, hatte er ihr doch nachher die Hand gegeben. Jeden Morgen erwachte sie mit dem unbestimmten Gefühl, heute müsse sich etwas Besonderes ereignen, jeden Abend schlief sie ein mit dem Gedanken: es kann ja morgen kommen.

Sie kam einmal wieder zur Lektion ins Pfarrhaus. „Weißt du auch," sagte Jungfer Christiane, „daß der Arnold jetzt einen Dienst hat? Es war ein trutziger Ding und gab nicht viel gute Worte um einen Kreuzer, aber doch gefällig. Wer weiß, was jetzt für Einer nach Sternfels kommt." — „Wohin kommt er denn?" fragte Lina. — „Nach Winterzell, an der Grenze, eine blutarme, schrecklich verwahrloste Gemeinde; ich glaube, er hat sie sich mit Fleiß ausgesucht. Das ist freilich so gut als ob er unter die Heiden ginge." — „Hat er selbst geschrieben?" — „Ja, er hat sich schriftlich vom Bruder verabschiedet, weil er so bald aufziehen muß, ich glaubte, der Bruder habe dir's gesagt, aber der vergißt alles!" — „Schreibt er vergnügt?" fragte Lina, die doch gern den Brief gesehen hätte. — „Vergnügt? Der und vergnügt!" lachte Jungfer Christiane; „nun wart', der Brief muß irgendwo liegen, ach ja, da ist ja das Blättchen dabei, wo du einmal die Kirche hingemalt hast, wie ist denn das wohl in sein Buch gekommen? Das sieht seiner Gewissenhaftigkeit gleich, daß er den kleinen Wisch zurückschickt; heb's nur auf, 's ist doch nett." — Da lag das Blättchen und der Brief daneben, Lina konnte nur die Nachschrift lesen: „Beiliegendes Blättchen kam aus Versehen in mein Buch; ich vermuthe, daß es in Ihr Haus gehört." Sie las noch den Gruß an Jungfer Christiane in dem Brief, — an sie stand keiner dabei. — Auf der Rückseite des Blättchens fand sie in kleinen, ganz kleinen Ziffern die Schriftstelle Matth. 5, 29 bezeichnet, sie suchte sie auf in dem kleinen Testament, das stets da lag, — das also war sein letztes Wort!

Die Augen vergingen ihr darauf, mechanisch strich sie das Blättchen glatt und steckte es ein, mechanisch räumte sie

die längst aufgeräumte Commode auf, wo es gelegen, sie hätte so gern vermieden, Christianen ins Gesicht zu sehen. Endlich konnte sie glücklich an ihr vorüber kommen und ein Adieu über die Lippen bringen. Wäre es nicht so gar lange her gewesen, daß der treulose Stadtschultheiß davon gezogen, wer weiß, ob Jungfer Christiane nicht aus ihrer tonlosen Stimme ein schmerzlicheres Lebewohl herausgehört hätte; so aber sagte sie nur: Adieu Kind, kommt auch auf den Abend." Es war schon herbstlich und ein bewegtes Leben draußen, die Sonne schien wunderbar hell, als Lina über den grünen Kirchhofweg zwischen den spielenden Kinderschaaren durch nach der Mutter Häuschen ging, — sie sah alles wie durch einen Nebel. Das war nicht die alte Sonne mehr.

Am Abend mußte die Mutter allein ins Pfarrhaus, Lina bat sie darum, sie hatte Kopfweh und wollte bald zu Bett, die Mutter traf sie aber noch auf bei ihrer Rückkehr und schalt darüber; zwar hatte sie nicht gelesen, auch nicht in der Bibel, — die hatte sie weit weg geschoben, — sie blätterte nur in den Liedern ihres Notenbuchs und wandte sich ab, als die Mutter eintrat, um ihr Nachtlämpchen anzuzünden. „Und du hast mir ja gar nicht gesagt, daß der Amtsverweser von Sternfels angestellt ist," sagte die Mutter; „da wird's unsrem Herrn Pfarrer fehlen." — „Ich hatte es nur vergessen," sagte Lina tonlos, „gute Nacht."

Sie hatte schon ihr Lämpchen gelöscht, als ein leiser Schritt durch ihr Stübchen kam, es beugte sich über ihr Bett und sie fühlte eine warme Thräne auf ihrem Gesicht. „Gute Nacht, Kind!" Und Lina richtete sich auf und umfaßte die Mutter und weinte sich recht von Herzen aus.

Gesprochen wurde nichts mehr darüber, weder von der Mutter, noch Tochter.

Wenige Wochen nach dem Tage, wo Lina das Bildchen mit der Kirche in ihre Bibel zurückgelegt hatte, war große Bewegung in dem sonst so stillen Wittwenhäuschen, und rüh-

riger Verkehr mit dem Pfarrhaus. In der kleinen Küche waltete Lina, Jungfer Christiane mit der Schaumgabel und der Schüssel mit Eiweiß hatte sich auf die Hausschwelle geflüchtet, weil innen der Raum so eng war, die Pfarrerin lüftete und putzte und bürstete in der Stube, um ihr altes Ameublement wieder anständig in Stand zu setzen, Schulmeisters Luise rannte zum Bäcker mit Kuchenblechen, Nachbars Hansjakoble wurde sehnsüchtig aus der Stadt zurückerwartet mit Kalbfleisch, — Tante Pauline, die Frau Oberbaurath Holzen wurde heute erwartet.

Bei der Pfarrerin war vor lauter Geschäft und Sorgen noch kein Raum für Gemüthsbewegung über das nahe Wiedersehn ihrer einzigen Schwester. „Welcher Unsinn!" sagte sie, „ist siebzehn Jahre fortgeblieben und jetzt kommt sie auf einmal wie vom Himmel heruntergeschneit! Hätte sie nicht acht Tage vorher schreiben können?" — Lina dagegen konnte vor freudiger Bewegung gar nicht zum Sorgen kommen, die unbekannte Tante, ihre Pathin, deren Bild sie nur mit ein paar kostbaren Geschenken verband, welche die Mutter wie Heiligthümer aufbewahrte, — das war doch eine Erscheinung, die die unendliche Leere in ihrem Herzen etwas ausfüllen konnte.

Die Kuchen waren glücklich beim Bäcker, der Braten beim Feuer, die Veredlung der Stube beinahe vollendet, da rannten die Dorfkinder, die man als Wachposten ausgestellt hatte, athemlos herbei: „sie kommen, sie kommen!" und unmittelbar hinter ihnen, mit einem großen Gefolge von Dorfjungen, rollte ein eleganter Wagen den holprigen Feldweg daher.

Ihr kleines Häuschen hatte die Pfarrerin nie gedrückt, jetzt erst kam es ihr wie eine Nußschale vor, als der Wagen in der nöthigen Entfernung hielt, als eine Dame in glänzend seidenem Kleid abstieg und mit der Lorgnette die Häuser musterte, bis sie der Schwester ansichtig wurde. „Du bist's, Marie! ich hätte dich wahrhaftig nimmer gekannt!" — Die Pfarrerin hätte ihr das Kompliment zurückgeben können, schöner war Pauline gewiß nicht geworden in den siebzehn Jahren, trotz

der prachtvollen Toilette. „Und das ist die Lina?“ sagte sie, als sie auf der Schwelle des Hauses ankam, „nun, die läßt sich sehen! Kopf in die Höh, mein Kind! Na, das ist ja ganz hübsch aufgeblüht! Und hier wohnst du wirklich, Marie?“ — „Du hast ja das Häuschen früher schon gesehen,“ versetzte diese, etwas gekränkt. — „Wohl, aber ich wußte nimmer, daß es so klein ist; thut aber nichts, ich sage dir, ich habe genug durchgemacht mit großen Logis, ich wäre oft lieber eine Schnecke gewesen, die ihr Haus auf dem Rücken trägt. Stoß den Kopf nicht an, Holzen!“ rief sie dem Gemahl zu, der, ängstlich bemüht, der Oeffentlichkeit der Scene ein Ende zu machen, den Damen ins Haus folgte. „Wirklich, ich finde es ganz nett bei dir,“ versicherte Pauline gnädig, „ganz passend für deine Verhältnisse; Linchen, Kind, setz' dich zu uns!“ Es brauchte lange, bis Linchen sich setzen konnte, obgleich Jungfer Christiane sich nicht nehmen ließ, die Direktion der Küche zu besorgen und dort in bescheidenem Dunkel zu verbleiben.

Die zwei Schwestern konnten sich nicht so recht mehr zusammen finden: Pauline war in der langen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, so gar weit herumgekommen; in der Schweiz, in England und Frankreich. „Es war ihm gewaltig ungeschickt, mich überall mitzunehmen,“ sagte sie lachend, „er stellte mir ganz rührend vor, wie ich nun auch einmal wieder meine Jugendheimath besuchen, bei meiner Schwester verweilen könne. Aber, du nimmst mirs's nicht übel, Marie, bei dir wär' ich vor Langerweile vergangen, und ich sagte: ‚gilt's dir, so gilt's auch mir, mußt du die Häuser studiren und die Kirchen, so studir' ich die Moden,‘ und wohl oder übel, er hat mich haben müssen.“

„Mein Beutel hat's empfunden,“ bemerkte der Oberbaurath, der nach der Mahlzeit das Stübchen nach der Länge und Breite durchmessen, alle Bilder an den Wänden betrachtet, alle Bücher auf der Kommode geöffnet und wieder zugemacht und sich endlich ans Fenster gestellt hatte. „Da sehn Sie gerade den großen Nußbaum auf dem Steinberg, Herr Schwager,“ sagte die Pfarrwittwe, „auf den Sie vor Zeiten gestiegen sind, um nach dem Pfarrhaus herüber zu sehen, wo

Pauline vom Taubenschlag aus mit dem Tüchlein herüberwinkte.“ — „Na, man thut viel Dummes, wenn man jung ist,“ sprach gähnend der Herr Schwager, „ich hätt's auf ebenem Boden versehen können, aber zu geschehenen Dingen —“.— „Ja,“ erwiderte lachend Frau Pauline, „hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte lieber den Taubenschlag vernageln lassen, statt meine Kleider darin zu verderben.“

Lina hörte diesen Neckereien, in die im Verlauf der Rede manch bitteres Wörtchen fiel, erstaunt zu. War das die romantische Tante mit der poetischen Jugendliebe? dies das Ergebniß einer Liebesheirath? — Die Tante schien aber eine große Zuneigung zu ihr zu fassen, sie ließ ihre Hand nicht mehr los, fand ihre Antworten allerliebst, und wunderte sich fortwährend, wie sie sich doch auf dieser Einöde so ordentlich gemacht habe. „Abzuschleifen gibt's freilich noch genug, aber wenn wir sie ein bischen herbilden, kann sie's mit jeder aufnehmen.“

Der Pfarrer oder vielmehr Jungfer Christiane hatte die Gesellschaft zum Thee geladen, man ging zusammen über den grasigen Kirchhofweg, der Baumeister lorgnettirte die Kirche ein wenig, Paulinens Blick streifte sie gleichgültig. „Schade, daß nicht Sonntag ist,“ meinte die Pfarrerin, „wir hätten zusammen in die Kirche können, es hätte dir gewiß wohl gethan, Pauline, nach so langer Zeit, und der Herr Schwager war ja auch vor Zeiten ein fleißiger Zuhörer des Papa selig.“ — „Ach ja, was thut man nicht, wenn man jung und dumm ist,“ sagte gedankenlos der Baurath. — „Ein großes Kompliment für die Predigten des Papa,“ lachte Pauline, „ja, ich wäre gern 'mal wieder in das Kirchlein gegangen, ich muß sagen, ich bin, seit ich fort bin, dem lieben Gott nicht viel beschwerlich gefallen, ich glaube, Pfarrkinder bekommen das Kirchengehen in der Jugend satt.“ — „Ich baue die Kirchen,“ sprach der Baurath, „den Besuch überlasse ich Andern.“ Frau Marie seufzte tief, zur Entgegnung fand sie keine Worte. Auf Linas junge Seele fielen diese frivolen Reden wie erkältender Mehlthau, vor wenig Wochen noch hätte sie sich fast mit Grauen von der Tante abgewandt, damals als ihr Herz glühte, sich dem Herrn zu ergeben und — ihr irdisches Glück zu finden.

— Nicht die Vöglein unter dem Himmel hatten die edlen Saatkörner von ihrer Seele weggepickt, Dornen und Disteln des ersten Herzeleids hatten sie erstickt.

Im Pfarrhaus hatte Jungfer Christiane Wunder gethan nach all ihren Leistungen im Wittwenhäuschen; der ehrwürdige alte Herr mit seinem schwarzen Sammtkäppchen empfing die Gäste oben an der Treppe, Jungfer Christiane im höchsten Staat erwartete sie im Zimmer. Der Pfarrer, der sich sehr für Kirchenbaukunst interessirte, auch noch einige rare alte Kupferwerke mit Abbildungen alter Kirchen besaß, war bald im eifrigen Gespräch mit dem Baurath. Frau Pauline rückte hier mit ihrem Plan heraus, das liebe Kind, die Lina, sogleich mit sich zu nehmen und für längere Zeit zu behalten, um ihre Bildung zu vollenden. „Es ist die höchste Zeit, daß etwas für das Kind geschieht," sagte sie, „mein Mann hat jetzt die bleibende Anstellung in der Residenz, ich bin gar nicht gewöhnt, lang an einem Orte zu sein, da ist mir's wohlthätig, etwas Junges um mich zu haben."

Die Pfarrerin hatte, nach dem Gespräch auf dem Kirchhof, ihre ernsten Bedenken, ihr Kind, mit dem sie das Licht ihrer Augen, den Trost ihrer Tage dahingab, in Paulinens Händen zu lassen, aber — lernen sollte sie freilich noch manches, und gerade jetzt würde dem armen Kinde eine Zerstreuung gut thun, sie war so gar still gewesen in den letzten Wochen. Jungfer Christiane und der Pfarrer sahen in ihrer Arglosigkeit nur ein großes Glück für Lina darin, so schmerzlich ihnen auch die Trennung fiel. Lina selbst hatte in letzter Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens zu drückend gefunden, die freundliche Umgebung schien ihr öde, die gewohnten Studien waren ihr entleidet, — wie einen Wink des Himmels ergriff sie die Aussicht, die ihr die Tante eröffnete, — sie hatte keinen Einwand, wenn auch Tante und Onkel lange nicht ihrem Ideal entsprachen. Als aber die Tante gar davon sprach, sie noch denselben Abend mitzunehmen, da erhob sich von allen Seiten stürmischer Widerspruch, es war aber eben das Element der Frau Pauline, trotz alles Widerspruchs ihren Willen durch-

zusetzen, sie widerlegte siegreich alle Einwürfe und die Andern wurden überstimmt.

Der Wagen sollte am Pfarrhaus vorfahren, die Pfarrerin und Lina gingen nach Hause, um wenigstens das Nöthigste zu packen, — so kam es doch auch für Lina gar zu schnell. Mit zitternder Hand legte die Mutter die Sachen zusammen, die ihr Lina aus den Schränken bot, und sah dazwischen ängstlich auf, ob das Kind doch noch da sei, — das Herz war ihr unbeschreiblich schwer, sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie ihr Kind dahingebe für immer.

Der Wagen war vorgefahren, die Effekten der Tante und Lina's ins Pfarrhaus geschafft. „Gut, daß wir mit dem Hut nicht bei Tag einfahren," meinte die Tante, als Lina sich zur Reise gerüstet hatte. Lina hatte den Abschied nicht schwer genommen und mit innerem Vorwurf gefühlt, daß sie mit trockenen Augen dem nassen Blick der Mutter begegne; auch von Schulmeisters Luise war sie mit ziemlich leichtem Herzen geschieden und hatte ihr zu schreiben versprochen. Als aber Christiane ihr noch ein Sträußchen ihrer auserlesenen Blümchen bot und vergeblich versuchte, ihre guten Abschiedswünsche auszusprechen, die in Thränen erstickten, als der Pfarrer ihr seinen Segen zum Scheiden gab und mit bebender Stimme sagte: „Der Herr geleite dich, mein Kind, er behüte deine Seele und führe uns droben wieder zusammen!" — als die Mutter sie in die Arme schloß und kein Wort reden konnte vor heißem Weinen, als die alte Susanne ihr noch schluchzend die Hand hinstreckte, — da fühlte sie, was Scheiden heißt, und es war ihr, als ziehe man ihr das Herz aus der Brust.

Onkel und Tante hatten sich, um der Abschiedsscene zu entgehen, in den Wagen gesetzt und erwarteten Lina mit einiger Ungeduld. „Komm nur, Kind, sei nicht so trostlos, das gibt sich bald; adieu, Marie, wir lassen ihr nichts geschehen."

Der Wagen fuhr ab, Lina hob ihre nassen Augen aus dem Tuch, um die Kirche und das Dörfchen noch zu sehen. Da sah sie die Pfarrsusanne dem Wagen nachrennen und mit allerlei telegraphischen Zeichen Stillstand bedeuten; man hielt, und athemlos rannte die gute Person herbei, ein Buch in der

Hand haltend. „Was gibt's, Susanne?" fragte Lina erschreckt. — „Die Frau Mama schickt mich," keuchte Susanne, „Sie haben Ihre Bibel vergessen!" Und sie bot sie in den Wagen. „Welcher Unsinn!" murmelte der Baurath, „hätte sie sie nicht nachschicken können!" Es war die Bibel des Vaters, die die Mutter Lina an ihrem Confirmationstage übergeben hatte, Lina nahm sie mit tiefer Rührung in die Hand, da fiel ein Blättchen heraus, — es war jene Zeichnung; ein tiefes Gefühl der Bitterkeit verdrängte die Wehmuth, sie legte das Blättchen mit der Bibel zur Seite und reichte Susanne die Hand ohne ein Wort.

Der Wagen fuhr weiter, Dorf und Kirche verschwamm im Abenddunkel, nur die Töne der Betglocke klangen ihnen nach.

Wohinaus so rasch, du junges Blut?
Du lässest ja hier deinen fröhlichen Muth.

Und kehrest du wieder wenn Jahre entflohn,
Dein Herz hat kein Echo für diesen Ton,
Dein Glück und dein Lieben, das suchst du dann weit,
O, sage Lebwohl deiner glücklichen Zeit!

Und wenn dich einst heimwärts dein Schicksal führt,
So hat dich der Odem der Welt berührt,
Dann haben dir wildere Ströme gerauscht,
Dann hast du gewaltigern Klängen gelauscht.

Der Winter war eingebrochen und der Kirchhof verschneit, Susanne mußte den Pfad abkehren, damit die Frau Pfarrerin zu den Spinnabenden ins Pfarrhaus kommen konnte. Es war wie in andern Wintern auch, nur stiller war alles geworden, viel stiller, vor allem der Pfarrherr, dessen Stimme man oft den ganzen langen Abend nur hörte, wenn er die Freundin grüßte, oder gute Nacht sagte, oder vor Allem, wenn er fragte: „Nichts Neues von unserer Kleinen?" Bei der Frau Pfarrerin und Jungfer Christiane ging das Gespräch nicht aus und die Kleine selbst lieferte reichlichen Stoff dazu, aber es fehlte doch überall und daheim bei der Mutter war es gar zu still; Schulmeisters Luise kam bisweilen herüber, aber sie war empfindlich

über Lina's seltenes Schreiben und meinte, sie werde eben stolz und treulos in der Stadt. Die Bauernweiber beriefen die Frau Pfarrerin oft in der naiven Weise des Dorfes: „Ei du lieber Gott, wie werden Sie nicht so alt!" Ihr selbst dünkte es, als ob mit Lina der letzte Funken ihrer Jugend dahin sei. Christiane vertröstete sie aufs Wiedersehn, die Mutter schüttelte wehmüthig den Kopf: „wieder sehen werde ich sie schon, wieder haben nicht mehr."

Lina's Briefe brachten die einzige farbenhelle Abwechslung in das Stillleben, und zu Zeiten schrieb sie recht lieb und herzlich, zum Schluß noch Grüße an die alte Susanne und Erkundigungen nach der Katze, in allen Briefen rühmte sie die Güte der Tante und die vielen Freuden ihres neuen Aufenthalts, anfangs berichtete sie über ihre Lektionen und rühmte, wie viel sie ihrem gütigen Lehrer, dem Pfarrer, danke, der ihr so gute Grundlagen gegeben. Diese Berichte hörten allmählig auf und die Briefe wurden immer flüchtiger, „in Eile" stand fast unter jedem und er hätte auch ohne den ausdrücklichen Beisatz den Stempel dieser Eile getragen. Vor dem Neujahr hatte die Mutter sie freundlich erinnert, wie sie den ersten Jahrestag immer mit dem heil. Abendmahl gefeiert, und sie gebeten, diese Sitte nicht zu unterlassen, sie wollten dann im Geiste zusammen sein." Lina schrieb: die Tante meine, sie solle das lieber im Frühling versehen, wenn sie auf Besuch zur Mutter komme, es sei in der Stadt zu unruhig dazu. „Das wird wohl wahr sein!" sagte die Mutter mit einem Seufzer. Die Aussicht auf das Wiedersehen im Frühling war doch ein leichter Punkt, der sie viele Sorgen vergessen ließ.

Ja, Lina, die hatte freilich nicht viel freie Zeit und noch weniger freie Gedanken zum Briefschreiben, und es war verwunderlich, daß sie nur so viel geschrieben. Die Tante war ein ganz rastlos betriebsamer Geist, die niemand in Ruhe ließ, und eine lebendige Puppe, wie Lina, um Versuche mit ihr zu machen, hatte sie bisher noch nie gehabt. Es hatte eine Weile gebraucht, um Lina „herzubilden," wie sie's nannte, zunächst ihre Garderobe. Die Tante bildete sich viel auf ihre Sparsamkeit ein und fand es sehr ökonomisch, Lina's Gar-

derobe aus ihrer eigenen herzustellen und sich dagegen neues anzuschaffen. „Weißt du, Kind, so kann auch mein Mann nichts dreinreden, denn das weiß er längst, daß meine Garderobe meine Sache ist, wenn er sie auch bezahlen darf.“ — Lina fühlte sich verletzt, daß sie Veranlassung zu einer Täuschung geben sollte, wie sie denn überhaupt hier zum erstenmal die Armuth als einen Druck empfand und den Reichthum als wünschenswerthes Gut erkannte.

Nun sie „hergebildet“ war, wurden Besuche gemacht. „Meine Nichte, Lina Holder — Fräulein Klotilde Berner, Fräulein Emma von Sternberg, Fräulein Natalie so und so,“ — ging's halbe Vormittage nach einander, Lina hatte zu thun, bis sie die verschiedenen Gesichter und Namen nach und nach wieder auseinanderwickelte, und machte manchen Mißgriff. — Lehrer wurden bestellt, man fand zum Theil Lina viel gebildeter, als man ihr zugetraut, die französische Konversationsmademoiselle fand, daß sich ihr altmodischer Accent wunderbar bald verbessere, nur der Tanzmeister meinte, es sei unmöglich, diesem Gang, diesen Bewegungen noch den Schmelz, die Harmonie, die Grazie zu verleihen, die nur durch früheste Uebung zu erlangen sei. Lina aber ging gerade zu und lachte den Tanzmeister aus. Auch in der Musik schien es unmöglich, daß sie es je bis zum Brillantspiel bringen könnte. Die andern Lektionen ließ die Tante baldigst fallen, sobald sie sah, daß ihre Nichte dennoch präsentabel sei, sie kosteten Geld, und Geld war bei der Tante Oberbaurätin oft ein gar seltener Artikel, Geld war der Dämon ihres Lebens, der allein ihre meist heitere Laune trübte und Zwist in ihre für gewöhnlich so verträgliche Ehe warf, in der jedes das andere unbekümmert seiner Wege gehen ließ. Es stand ein hübsches Maserkästchen auf einer Kommode des Speisezimmers, dessen bloße Berührung die Tante sorgfältig vermied, in dieß Kästchen wurden die unbezahlten Rechnungen geworfen, und erst wenn es zum Ueberlaufen voll war, sandte man es dem Herrn auf sein Zimmer, was dann nicht verfehlte, einen häuslichen Sturm hervorzurufen, bei dem sich Lina wieder mit Schaudern fragte? „und das war eine Liebesheirath?“

Der Sturm ging freilich vorüber und nach dem Schmollen einiger Tage war alles wieder auf dem alten Fuß. „Früher haben wir allemal noch Versöhnungsscenen aufgeführt," sagte lachend die Tante zu Lina, „jetzt geht's auch ohne das. Was will man machen? Haben muß man ja einander doch! Das verwünschte Geld! und ich spare doch so unmenschlich, trage dieselbe Mantille schon den zweiten Sommer, nur mit andern Garnituren, und habe die letzte Theevisite nur mit Eingemachtem und Theekuchen bestritten! Ja, wer Geld genug hätte!"

„Ja, wer Geld genug hätte!" seufzte Lina der Tante nach, sie, die sonst in Jahren kaum daran gedacht hatte, ob sie arm sei oder reich, so einfach geregelt waren daheim bei der Mutter Einnahmen und Ausgaben. Aber der Sparpfennig, den diese senden konnte, war so gar bescheiden, und die Abhängigkeit von der Tante neben dem beständigen Geldjammer so gar drückend. Es gibt wohl kaum ein noch so einfaches Wesen, das nicht zwei Seelen hätte, und während Lina's eine Seele sich noch eine Liebe träumen konnte, wo „ein Herz nur, ach, und eine Hütte!" die ganze Seligkeit ausmachte, so erging sich die andere in Bildern eines angenehmen behaglichen Lebens, wo der Dämon Geld ein allzeit bereiter Diener sei, der zu jedem Genuß helfen, jede Noth erleichtern könne.

Aber es gab Zeiten, wo Herzensträume und Geldwünsche in den Hintergrund traten vor der heitern Gegenwart, der sie sich mit frischer Jugendlust hingab. Sie hatte zuerst für „ein liebes, schüchternes, bescheidenes Kind" gegolten, weil die Tante sie bei den ersten Besuchen nicht zu Worte kommen ließ, bald aber errang sie trotz der ländlichen Erziehung ein gewisses Uebergewicht über die jungen Mädchen ihres Alters durch ihren lebhaften und raschen Verstand und die Wärme und das Interesse, mit dem sie alles ergriff. Sie wurde bald die Angeberin der Gesellschaftsspiele, die Directrice bei Sprichwörteraufführungen, die Hauptfigur bei lebenden Bildern, wozu sich auch ihre schlanke blühende Gestalt eignete, selbst ohne den unersetzbaren Schmelz des Tanzmeisters. Sie fühlte sich wunderbar bald daheim in dem bewegten Treiben, überall voll Lust und Leben. Daß ihr junges Herz schon eine Welt begraben,

hätte gewiß Niemand diesen hellen braunen Augen angesehen. Sie selbst schob jenen versunkenen Traum in den tiefsten Hintergrund ihrer Seele. So gerne sonst Frauen vergangenes Leid hegen und hüten, ein verschmähtes Herz bleibt ein wunder Fleck, den man nicht gern berührt, es trägt sich noch leichter verlassen zu sein, als verschmäht.

Bälle waren nicht der Glanzpunkt ihres nun so bewegten Jugendlebens, sie fühlte wohl, daß sie hier nur eine zweite Rolle spiele, schon weil ihre Toilette es nicht mit der Anderer aufnehmen konnte. Auch bei Musikabenden war sie lieber Zuhörerin, aber jeux d'esprit, Sprichwörter, improvisirte Theater, vor allem aber Leseabende, bei denen man Dramas in Rollen vertheilte, — das war ihr Leben, darin versenkte sie sich mit ganzer Seele, und sie war wohl nicht ganz von Betrug freizusprechen, wenn die Rollen zu Zeiten verloost wurden und sie eine ihrer Lieblingsheldinnen, eine Leonore oder Thekla, nicht gern in fremde Hände lassen wollte. Die Gesellschaft verlor nicht dabei, denn war ihr Accent auch noch etwas breit, so las doch keine mit so viel Seele und natürlichem Ausdruck, wie sie.

Mit einem Jüngling mit schwarzen Haaren und dunklen Augen traf sie gegen Ende des Winters in vielen Gesellschaften zusammen, und es fand sich seltsam, daß sie Beide meist die Hauptrollen bekamen, und der Jüngling las so ausdrucksvoll, sein Ton wurde so innig, so durchdringend, daß Lina nicht mehr wagte, die Augen zu ihm zu erheben. Man machte gerade nicht viel aus ihm, obgleich die jungen Mädchen fanden, daß er „ungeheuer interessant“ aussehe. Es war ein junger Literat ohne Namen, der die Erstlinge seiner Muse einem Buchhändler anzuvertrauen versuchte, was ihm durch die merkantilische Vorsicht dieser Spediteure im Reiche des Geistes bedeutend erschwert wurde. Seine dunklen Augen mahnten sie zu Zeiten an jene, die ihr einst so wohl und so weh gethan, obwohl eine andere, so viel andere Gluth in ihnen flammte, und als eines Abends Frau Doktor Martens, die Beschützerin aller schönen Künste, verkündete, daß Herr Leon abgereist sei, da durchzuckte sie ein leises Wehgefühl. Sie las die Elvira

in Müllners Schuld nicht mit dem Ausdruck und Feuer, wie früher, und der Hugo, den doch ein Assessor auf's Schönste vortrug, kam ihr etwas matt und hölzern vor; — aber es war nicht zu tief gegangen.

In Eichbronnen wurden festliche Anstalten getroffen für den Empfang des „Kindes,“ das zu Ostern kommen sollte. Die Mutter hatte Lina's Stübchen von einem aus der Fremde heimgekehrten Dorfkünstler malen lassen, rosenroth, mit einer Guirlande von recht handfesten Maiblumen, es war das erste gemalte Zimmer im Ort, das Wunder des ganzen Dorfes. Früher hatte Jungfer Christiane wohl ihren Liebling zu Zeiten ein bischen gescholten, wenn sie die rarsten Blümchen ihres Gärtchens, mit dessen Pflege sich das flüchtige Mädchen selbst nie viel befassen mochte, nur so geschwind zum Vergnügen gepflückt hatte und nachher verwelken ließ, — nun aber hegte sie die seltensten Frühblümchen, die schönsten Hyazinthen, um einen recht schönen Strauß zu Lina's Begrüßung binden zu können. Der alte Herr hatte sich Schillers Werke angeschafft, um welche ihn Lina früher oft vergeblich gequält hatte, er stellte die Bücher mit ihren glänzenden Rücken recht in die Vorderreihe seiner Bibliothek und rieb sich in stiller Freude die Hände, wenn er an ihre Ueberraschung dachte. Ueber die verschiedenen Leibgerichte, mit denen man das Kind regaliren wollte, wechselten die Frau Pfarrerin und Jungfer Christiane zahlreiche Complimente: „Bitte, Jungfer Christiane, Sie werden sich mit dem Mädchen doch nicht verunkösten?“ — „Bitte, Frau Pfarrerin, das ist ja nur mein Vergnügen.“ — Zuletzt verständigten sie sich dahin, daß Jungfer Christiane Aepfelküchlein backen, die Mutter aber die Dampfnudeln übernehmen wollte, von denen Lina zu Anfang geschrieben, daß sie bei der Tante gar nicht so gut seien, wie bei der Mutter daheim. Auch ein Programm für die Vergnügungen der Festtage wurde gemacht: — ein solennes Frühstück im Pfarrgarten, ein Spaziergang auf Lina's Lieblingsplatz, einen nahgelegenen Hügel mit Wäldchen, wo ein

Vespermahl im Freien genommen werden sollte, — lauter unerhörte Dinge für die stillen, alten Leutchen; aber was thut man nicht einem Kinde zu lieb?

Die Mutter wünschte sehr, Lina wieder ganz bei sich zu behalten, sie fühlte sich früh gealtert und meinte nicht lange mehr zu leben, auch war ihr das Stadtleben ganz unheimlich, seit sie die zerrüttete Oekonomie ihrer Schwester ahnte, sie hatte auf die wohlversorgte, gutmüthige Schwester stille Hoffnungen für Lina's spätere Versorgung gebaut, — nun sie sah, daß darauf nicht zu rechnen war, lastete des Kindes Zukunft doch manchmal schwer auf ihrer Seele; zunächst aber fühlte sie nur die reine Freude, sie wiederzusehen.

Wenige Tage vor Ostern kam ein Brief von der Schwester, eine unerhörte Sache, sie hatte sonst nie Zeit zu schreiben; ein ganz kleiner von Lina war dabei. Paulinens Brief lautete:

„Dießmal ist's der Mühe werth, liebe Marie, Dir zu „schreiben, ich komme mit einer Neuigkeit, wie man sie nicht „alle Tage hört. Deine Lina wird zu Dir kommen, wie ver„abredet, aber — als Braut. Ja, wundere Dich nur, es ist „nichts so gewöhnliches, daß ein so junges, ein so vermögens„loses Mädchen ohne besondere Schönheit, ohne die Bildung, „die man heutzutage erwartet, eine Parthie macht, und eine „solche!! Der Banquier Dörner, einer unserer angesehensten „Kaufleute, dessen Reichthum sich schwer berechnen läßt, ein „ganz stattlicher Mann, wenn auch nicht mehr in erster Ju„gend, ein sehr rechtschaffener Mann, der in allgemeiner Ach„tung steht, ein Mann, dem hier keine Thür verschlossen ge„wesen wäre, keine, bis zum höchsten Adel nicht, — der wirbt „um Deine Lina!! —

„Es ist wirklich ungeheuer und obgleich ich mir einiges „Verdienst dabei zuschreiben darf, so habe ich doch Mühe, es „selbst zu glauben. Es ist mir in der That eine Verlegen„heit, wenn ich an die Verwunderung und den Neid denke, „die diese Neuigkeit hier hervorrufen wird. — Man wird „Wunder meinen, was ich dazu gethan, und ich habe eigent„lich kaum an einen so vermessenen Plan für das Kind ge-

„dacht, der Zufall führte ihn bei einem Souper an ihre Seite, „und erst als ich sah, daß der sonst stille Mann an dem Ge- „plauder und dem lebhaften Wesen des Mädchens Gefallen „fand, trug ich Sorge, daß er sie öfter sehen konnte. — Es „ist wirklich reine Glückssache, oder wenn Du willst, eine „Fügung des Himmels, daß dem Mädchen ein solches Loos „zufällt. —

„Du weißt gar nicht, wie gut sie's bekommt: ein Land- „haus, Equipage, hier in der Stadt einen wahren Palast, ich „kann gar nicht alles so auf einmal sagen. — Wenn das „unsere Mutter selig erlebt hätte, die solchen Respekt hatte „vor reichen Leuten! — Ich sage Dir, wenn man sich durch „die Welt behelfen muß, wie ich, in einer Stellung, die viele „Forderungen macht, mit einem Mann, der zwar ein großes „Einkommen hat, aber sonst nichts, da lernt man den Reich- „thum schätzen. —

„Das einfältige Kind will noch Umstände machen, sich „nicht als Braut betrachten, ohne Deine Einwilligung, als „ob daran ein Zweifel wäre! — Hat auch vielleicht noch „romantische Ideen im Kopf von Zusammenklang der Seelen, „von dem vielen Theaterlesen her, — was dabei heraus „kommt, darüber könnt' ich sie vollständig aufklären, aber ich „bin jetzt schon so zufrieden; — das wird sich alles bald „geben, sie bekommt's wie eine Fürstin!

„Ich bitte Dich, schreib' umgehend, ein solcher Mann läßt „sich nicht lange hinhalten. Als Gegenantwort kommt dann „das Brautpaar, brauchst Dich nicht mit Küchensorgen zu „plagen, wir bringen unser Diner mit. Von Aussteuer ist „natürlich keine Rede. — Nein, es ist fabelhaft, dieses Glück! „— Leb wohl und schreib' bald.

N. S.

„Dörner ist auch religiös, was Dir doch auch lieb sein „wird." —

Lina schrieb:

„Ach, liebe Mutter, ich weiß noch nicht recht, wo mir „der Kopf steht, es ist gar zu rasch gegangen, ich habe nie „an eine solche Möglichkeit gedacht, und weil es ein älterer

„Mann ist, ganz unbefangen mit ihm gesprochen. Er ist ein „ganz würdiger Mann und wird Dir gewiß gefallen, aber er „ist vierzig und ich achtzehn. Ich habe gar nichts gegen ihn, „aber ich kann mich doch noch nicht entschließen.

„Du weißt, ich habe nie Werth auf den Reichthum ge„legt, aber es muß doch schön sein, ohne Sorgen zu leben „und so viel Gutes thun zu können. Auf ein anderes Glück, „— auf eine Seligkeit, die kein Gold aufwiegt, — Mutter, „da habe ich längst verzichtet, es ist mir lieber, einen ruhigen „Bund zu schließen, als einen, der Herzensansprüche an mich „machte. Aber ich komme doch nicht zum Entschluß.

„Frage auch den Herrn Pfarrer und schreib mir Eure „Meinung. Wenn ich nicht ja sagte, so könnte ich keine „Stunde mehr bei der Tante bleiben, sie ist ganz elektrisirt, „man meint, sie sei die Braut. Ich könnte es kaum über's „Herz bringen, ihre Freude zu vernichten.

„Liebe Mutter, stehe bald mit Deinem Rathe bei

Deinem Kinde."

Die Mutter an Lina.

„Liebes Kind!

„Der Herr segne Dich und den Mann Deiner Wahl „und lasse euch's wohl gehen auf Erden. Der Reichthum „würde mich nicht bestechen, obschon er auch ein Segen von „oben ist, aber ich höre überall, daß der Herr Dörner ein „so rechtschaffener Mann sei. Denke, er hat vor Jahren ein„mal für Pfarrers eine kleine Erbschaft vom Ausland besorgt „und sich dabei sehr redlich und uneigennützig gezeigt. Wie „wunderbar, daß die ihn schon kennen!

„Du schreibst, daß Du Achtung und Wohlgefallen an „ihm findest, das ist genug, liebes Kind. Mir ist's mit Dei„nem Vater selig auch nicht anders zu Muth gewesen; bei „uns ging's nie so hitzig zu und wir haben dann so vergnügt „zusammen gelebt! Du siehst's ja selbst bei der Tante, was „bei der Verliebniß heraus kommt, und da ist's erst noch „besser als an andern Orten. Jungfer Christiane sagt's auch,

„wenn sie nach ihrer Eltern Wunsch dazumal einen Apotheker „genommen hätte, statt auf den Stadtschultheiß zu warten, es „wäre besser gegangen, wiewohl sie jetzt auch zufrieden ist.

„Daß Du Dich nicht so geschwind entschließen kannst, ist „ganz natürlich; meine Mutter selig sagte mir oft, zu ihrer „Zeit wär's recht unanständig gewesen, wenn sich ein Frauen„zimmer nicht wenigstens vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten „hätte. Ich habe mich freilich nicht so lange besonnen, aber „ich weiß doch auch, daß ich lang vor der Thüre stand und „mich nicht überwinden konnte hineinzugehen, während mein „Liebster mit dem Papa gesprochen hatte.

„Berathe es mit Gott, liebe Lina, in ihm ist Weisheit „und er wird Dir Freudigkeit ins Herz geben. Ich sehe dies „Glück als eine Fügung von ihm an, und so glauben auch „Pfarrers. Nochmals, der Herr segne Dich, liebes Kind. „Das ist das beständige Gebet

Deiner treuen Mutter."

N. S.

„Wenn Ihr kommt, so ist mir's doch fast eine Verlegen„heit mit meiner kleinen Stube, aber der reiche Boas hat „wohl auch die niedere Hütte der Naemi nicht verschmäht.

„Die Tante schreibt: Ihr bringt das Essen mit, aber eine „gute Nudelsuppe will ich doch auf allen Fall richten."

Und so war es entschieden. Der weltliche Sinn der Tante, das einfältig arglose Herz der Mutter stimmten darin überein, daß gar kein Zweifel sein könne, ob ein solches Glück anzunehmen sei. Die Mutter hätte freilich auch in der Werbung jedes redlichen Pfarrherrn eine unmittelbare Gottesgabe gesehen, sie hatte nie einen Zwiespalt zwischen Herz und Leben gekannt. Und Lina? sagte sie blos Ja aus kindlichem Gehorsam, während ihr eigen Herz, und ein sehr unerzognes Herz nicht damit einstimmte? — Ihr Herz war sehr still in diesem Augenblick und sie glaubte fertig zu sein für immer mit Lieben und Träumen und „der Odem der Welt hatte sie berührt," Reichthum und Ansehen waren nicht mehr bedeutungslos in ihren Augen, so sagte sie Ja, nicht im Glück eines jungen liebenden Herzens, nicht mit dem tiefen heiligen

Ernst, der sein Glück und seine Liebe, die stille heilige Liebe der Freundschaft, aus Gottes Hand nehmen will, — nein, ohne tieferes Erwägen in der getrosten Annahme: die rechte Liebe werde von selbst nachkommen, — ein vermessenes Wagen!

Das Wittwenhaus war mit festlichen Guirlanden umhangen, Schulmeisters Töchter hatten dazu den jungen Wald geplündert und alle Narzissen und Syringen der Dorfgärten herbeigebracht. Mit klopfendem Herzen saß die Matrone am Fenster in dem schwarzseidenen Kleid und der Spitzenhaube, die sie sonst nur an Abendmahlstagen schmückten; heute konnte sie nicht wie sonst geschäftig herumtrippeln in ihren Vorbereitungen, sie war zu bewegt dazu; sie hatte Arndts Paradiesgärtlein vor sich gelegt, aber sie konnte auch nicht lesen, sie konnte nur die Hände falten.

Endlich fuhr der Wagen an, — ein viel eleganterer noch als der, in dem einst Tante Pauline gekommen war. Auf dem Rücksitz saß neben dem Oberbaurath ein stattlicher Herr von etwas gerundeter Gestalt, mit verständigen, gutmüthigen Zügen; neben Tante Pauline saß Lina, im glänzenden blauseidenen Kleide, im weißen Atlashut mit Rosen, geschmückt mit Ketten und Spangen, — war das die alte Lina noch? Der Bräutigam hob sie sorgsam herunter und führte sie vorsichtig über die Schwelle, über die sie doch so viel tausendmal gehüpft. Die Mutter konnte nur weinen, aber der Bräutigam hatte mit dem ersten Händedruck ihr ganzes Herz gewonnen.

Tante Pauline rannte wie ein Lauffeuer vom Haus zum Wagen, vom Wagen zum Haus, packte aus und legte aus, Geschenke für die Mutter, für Pfarrers, Torten, Pasteten, kaltes Geflügel mit so beglückendem und Verwunderung forderndem Gesicht, als ob das alles ihre Spende wäre. Sie arrangirte die Tafel und machte dazwischen die Mutter auf Lina's prachtvolle Toilette aufmerksam. „Und daheim hat sie noch ein graues Atlaskleid, und den Blondenschleier solltest du sehen, und die Sammtmantille! Nein, er verwöhnt die

Kleine wahrhaftig! Und wenn ihr gesehen hättet, als wir herausfuhren, wie Geheimeraths die Fenster aufrissen! ja ich möchte an manchen Thüren horchen können, bis die Neuigkeit überall bekannt ist!" — Die Mutter allein empfand peinlich Paulinens Indelikatesse. Lina war ihres Wesens schon gewohnt, sie saß wie im Traum und ließ ihre Hand willenlos dem Bräutigam, der sie mit strahlendem Vergnügen betrachtete und daneben mit der Mutter ganz gemüthlich plauderte.

Die Mutter war glückselig; so hatte sie sich den reichen Herrn Tochtermann nicht gedacht, so einfach, so gar nicht hochmüthig. Wie er ihr erzählte von seinem Vater, der einst ein armer Kaufmann in einer kleinen Stadt gewesen, von seiner eigenen entbehrungsvollen Jugend, bis eine glückliche Spekulation mit seinen ersten Ersparnissen ihm den Weg zum Reichthum geöffnet habe, wie er so lang allein geblieben, weil er gar nie Zeit gehabt habe, nur ans Heirathen zu denken, und weil er nie ein Mädchen gesehen, wie er es jetzt in Lina gefunden: einfach erzogen, natürlich und doch gebildet, und wie es ihn nun glücklich machen werde, Lina's Jugend und der Mutter Alter zu verschönern, — da hörte sie in stummem Glück zu, sie konnte kaum erwarten, bis sie Lina auch recht eindringlich ermahnen konnte, sich dieses Segens würdig zu machen, und begriff nicht recht, warum sie so still war und sich all die Herrlichkeit so ruhig gefallen ließ, als müsse das so sein. Aber das Mädchen hatte immer einen hohen Geist gehabt.

Im Pfarrhaus wurde das Brautpaar mit Freude und tiefer Rührung aufgenommen. Susanne konnte sich nicht halten, sie sprang mit lautem Jubel und Verwunderungsrufen im Kreis herum, um ihre schöngeschmückte Jungfer Lina von allen Seiten zu betrachten, und ließ sich's nicht nehmen, den Bräutigam „gnädiger Erlenz" zu tituliren. „Wie eine Königin!" rief sie immer wieder triumphirend, wenn sie die jugendliche Gestalt in dem schimmernden Gewand gehn sah.

Den Pfarrer blendete der Schimmer nicht, er legte seg-

nend seine Hand auf ihre Stirn. „Gott segne dich, Kind, und mache dich zum Segen! Vergiß den edelsten Schmuck nicht, den sanften und stillen Geist, der köstlich ist vor Gott.“ Jungfer Christiane zerfloß in Thränen, konnte sich aber dazwischen nicht enthalten, der Mutter beifällig zuzunicken im Blick auf die Beiden.

Frau Pauline und der Oberbaurath machten aus lauter Langerweile einen sentimentalen Spaziergang ins Weidenthälchen, was ihnen schon gar lange nicht mehr begegnet war.

Mit den Ueberraschungen für Lina war's nun freilich nichts. Wozu ihr den neuen Schiller zeigen, da bereits, wie ihnen Frau Pauline vertraut, ein höchst eleganter Bücherschrank mit allen möglichen Klassikern gefüllt für sie bestellt war. Was war für sie jetzt das gemalte Zimmer mit den Maiblumen und gar die Aepfelküchlein der Jungfer Christiane!

Auch im Pfarrhaus gefiel der Bräutigam außerordentlich wohl, und während sie dort in behaglichem Gespräch saßen, flüsterte ihm Lina ins Ohr, sie wolle ihre Freundin Luise besuchen, die sich mit bescheidenem Stolze bis dahin der glänzenden Jugendgespielin fern gehalten hatte. Gern hätte er sie begleitet, er ließ gar ungern und zögernd ihre Hand aus der seinen, aber das unvermeidliche Gefolge der gaffenden Dorfkinder war ihm lästig, so ging sie allein.

Allein, wieder einmal ganz allein, ging sie den altbekannten grünen Kirchhofpfad, das seidene Gewand umrauschte sie, die Spange an den Armen blitzten ihr entgegen, wenn ihr Blick sich senkte, — sie kam sich wie ausgetauscht vor. Leise, langsam, immer noch wie träumend, ging sie den Weg, den sie so oft leichten Tritts gehüpft war, und leise stieg sie hinunter bis zum Schulhause, wo sie verwunderter Jubelruf empfing.

Sie kam lange nicht mehr zurück. Dörner wurde unruhig und hätte gerne nach ihr gesehen, aber der alte Herr hatte ein Gespräch über England mit ihm angeknüpft, er konnte sich nicht losreißen. Die Mutter stand auf und flüsterte ihm gutmüthig zu: „ich will sie schon bringen.“

Lina war nicht mehr im Schulhaus, aber das Wittwenhäuschen stand offen. Das Wohnzimmer war leer, die

Mutter stieg hinauf in Lina's neugeschmücktes Gemach, das sie ihr noch nicht einmal zu zeigen gewagt hatte. Da kniete Lina vor dem Bett und hatte das Gesicht in die Kissen gedrückt und schluchzte und weinte bitterlich. „Um Gotteswillen, Kind, was ist's mit dir? Steht es so? Ach, Kind, wir haben uns wohl zu leicht von dem äußern Glück blenden lassen! Es muß ja nicht sein, du bist ja noch nicht gebunden." Lina richtete sich auf und trocknete die Augen. „Sei ruhig, Mütterchen," sagte sie, indem sie ihr die Hand gab, „es kam mir nur alles so plötzlich, ich bin gewiß zufrieden und werde auch glücklich werden." — „Kind," sprach die Mutter kopfschüttelnd, „so weint keine glückliche Braut. Komm, Lina," fuhr sie mit tiefem Ernst fort, „besinn dich noch, so lang es Zeit ist; es wäre freilich arg, wenn alles wieder nichts würde, aber lang nicht so schlimm, als wenn du deinem Mann kein treues, liebevolles Herz zubrächtest. Du wirst doch nicht," sagte sie leise und zögernd, „das heilige Ja aussprechen wollen mit einem Andern im Herzen? — Der Arnold?" — Ein glühendes Roth, mehr des Unwillens, als eines Herzens, das sich getroffen fühlt, flog über Lina's Züge. „Nein, o nein, Mutter," rief sie entschieden aus, „und wenn der käme mit all seinem Geist und seiner Frömmigkeit und seinem Stolz und fiele mir zu Füßen, ich stieße ihn weg. So bin ich nicht gesunken, daß ich mein Herz einem nachwürfe, der es in den Staub gestoßen! Nein, Mutter," fuhr sie ruhiger fort, „du darfst keine Sorge haben, aber es kam so schnell, man setzte alles so gewiß voraus, ich hatte noch keinen Augenblick Ruhe, die Thränen haben nur den alten Mädchentagen gegolten, die nun enden sollen, ehe sie recht angefangen. Sei ruhig, Mütterchen, ich werde gewiß ein glückliches Weib." — „Und ein gutes, Lina, und ein treues, treu mit deinem innersten Herzen, nicht wahr?" — „Gewiß!" rief Lina wieder heiter und schlug ihre Hand in die dargebotene der Mutter, „darauf freue ich mich ja gerade, den guten Dörner so recht glücklich zu machen, der mit all seinem Geld indeß ein so langweiliges Leben geführt."

Drunten wurde es laut. Tante Pauline kam lachend

mit dem Bräutigam, um die Verlorene zu suchen. Es sollten noch ernste Berathungen gepflogen werden wegen der Hochzeit. Ueber die Zeit waren die Ansichten getheilt. Lina meinte in einem Jahr, die Mutter milderte es zu einem halben, Dörner aber wollte höchstens drei Monate warten, und mit Hülfe der unwiderstehlichen Tante Pauline setzte er seinen Antrag durch. „Aber die Aussteuer!“ meinte bedenklich die Mutter; „ich habe zwei Jahre an der meinigen genäht.“ — „Das ist meine Sache,“ sagte der Bräutigam, „durch die Hand unsrer allmächtigen Tante kommt wohl alles zu Stande.“ — „Gewiß, verlaßt euch darauf!“ rief die Tante, deren Augen funkelten beim Gedanken, solch großen Umtrieb für ihre Rastlosigkeit zu haben und so recht mit vollen Händen in eine Börse greifen zu dürfen, ohne einen scheltenden Gemahl zu fürchten. „Hände gibt's genug; Möbel, Garderobe, Küchengeräthe und Weißzeug, alles soll auf's Schönste bereit sein, und eine Reise macht ihr doch? Der Rhein und die Schweiz sind nicht mehr modern, Paris ist moderner, oder Italien? Bis ihr von da zurück seid, trefft ihr Alles im besten Stand, wenn mir der Herr Neveu Carte blanche gibt.“ — „Gewiß, gewiß!“ — „Der Herr Tochtermann sind allzugütig,“ sagte die Wittwe, mehr beschämt und verwirrt als vergnügt, „aber — die feine Leinwand, das schöne Tischzeug, das ich mit eigener Hand für meine Lina gesponnen, das ist nun wohl auch zu gering?“ — „Das nehmen wir recht mit Dank an,“ sprach der Banquier, „es soll unsrem Hause Segen bringen und wir wollen es in Ehren halten.“ Nun war die Mutter wieder heiter.

Lina bestand darauf, in der Mutter Heimath von ihrem alten Freunde getraut zu werden, für so unsinnig es auch die Tante erklärte. Die Mutter freute sich darüber, nur meinte sie bedenklich: die vielen Gäste —. „Was, Gäste!“ rief die Tante, „welcher Unsinn! da komme höchstens ich mit, sie lassen sich in der Stille trauen, trinken eine Tasse Chokolade und fahren in die weite Welt. Das thäte uns noth, ein so solennes Hochzeitsfest, wie vor Zeiten das meine, wo sieben Pfarrer der Umgegend Festreden hielten und der Schul-

meister und zwei Provisoren zuletzt dazu heulten!" — „Aber bis zur Hochzeit lassen Sie Lina noch hier?" fragte die Mutter. Der gutmüthige Dörner sagte nicht gern Nein, aber die Tante drang siegreich mit ihrer Meinung durch, indem sie bewies, wie nun Lina Kleider probiren, Hüte bestellen und Visiten machen müsse. — Höchstens ein paar Tage vor der Hochzeit wurden zugestanden. Die Stunde der Trennung schlug und sie fuhren dahin, Lina winkte nicht mehr so oft zurück, wie jenes erstemal, nur Tante Pauline richtete sich noch einmal auf und blickte triumphirend nach dem kleinen Dörfchen zurück, und fühlte sich stolz und siegesfroh als die Beglückerin der Familie.

Sechs Jahre sind verflossen, seit Lina zum erstenmal als Frau die kleine Dorfkirche verlassen, seit sie das schimmernde Atlaskleid, den duftigen Schleier und den blühenden Mirthenkranz abgelegt hatte und an der Seite ihres hochentzückten Gatten hinausgefahren war in die weite, neue Welt.

Sie ist nun lange wieder daheim, daheim auch in ihrer neuen behaglichen Lage, in der Eleganz und dem Reichthum ihrer Umgebungen. Sie hört nicht mehr mit Verwunderung ihre seidenen Gewänder rauschen oder blickt erstaunt auf ihre funkelnden Armbänder. Sie trägt und gebraucht das alles mit Anstand und Sicherheit, mit Takt und Geschmack, als ob sie es nie anders gewöhnt gewesen wäre. Man fand früher, daß sie ein hübsches Mädchen sei, jetzt gilt sie für eine schöne Frau, ihr Salon ist der gesuchteste, sie selbst mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem leichten, raschen Urtheil die Zierde jeder Gesellschaft.

Auch der Armen hat sie nicht vergessen in ihrem Glück, sie spendet gerne und mit vollen Händen und ist die Protektorin zahlloser wohlthätiger Vereine.

Sie hat drei Kinder, die niedlichst gekleideten der ganzen Stadt, sie freut sich von Herzen ihres Heranwachsens und ihrer kindlichen Lieblichkeit, sie spielt und tändelt gern mit ihnen, zumal im Sommer, wenn sie zusammen auf dem Land-

gut sind; Winters in der Stadt ist es zu unruhig, da findet sie wenig Zeit dazu.

Ihr Mann ist unverändert geblieben in seiner Güte; er freut sich, wenn die Frucht seiner angestrengten Arbeit für seine Frau zu heiterem Genusse wird, er freut sich, sie schön geschmückt und lebensvoll in Gesellschaften zu sehen, er begleitet sie dahin, so oft sie es wünscht, geht sie gerne allein, so findet er's auch behaglich, seinen Club zu besuchen. Die Mutter hält er hoch in Ehren, und da sie nicht zu bewegen war, ihren Wittwensitz und ihre alten Freunde zu Eichbronnen zu verlassen und sich in der glänzenden Stadtwohnung auch nicht behaglich fühlt, so muß sie wenigstens jeden Sommer einige Wochen auf Rosenau, so heißt der Landsitz, zubringen.

Es fehlte Lina an nichts, jeden Drang nach geistiger Weiterbildung, jede Freude an Kunstgenuß konnte sie befriedigen; Bücher und Lehrer, Künstler und Dichter, Musik und Bilder standen ihr zu Gebot, und doch fühlte sie eine Leere im innersten Grund ihres Wesens, doch schien ihr oft, ihr Leben sei ein Traum und sie möchte erst wieder neu beginnen von der Zeit, wo sie ihre stille Jugendheimath verlassen hatte; doch war es ihr, als sei sie um ein unendliches, unaussprechliches Glück betrogen, und sie, die heitere Zierde geistvoller Cirkel war daheim oft eine verstimmte, reizbare Hausfrau. Warum das?

Lina nennt es, aber nur im tiefsten Grund ihrer Seele, ein unausgefülltes Herz, und sie denkt, es sei recht viel, daß sie mit so heiterem Muth ein Leben trage, dem eine so unendliche Lücke geblieben. Die Mutter, die mit ihren stillen Augen, ihrem weltunerfahrenen Sinn nun seit Jahren in der Tochter Hausstand blickt, die denkt: wenn sie nur ihr Herz in ihre Pflichten legen möchte, so wäre die Lücke nicht so tief, — aber sie weiß es nicht recht zu sagen, sie wird immer stiller, der beredten, glänzenden Tochter gegenüber.

Mutter und Tochter sitzen auf der Terrasse zu Rosenau, wo sich der schön angelegte englische Garten vor dem Blick ausbreitet, — reizende kleine Gebüsche, weiche, grüne Rasen mit bunten Blumenpartiheen dazwischen, im Hintergrund male-

rische Baumgruppen, alle Prosa der Pflanzenwelt, Gemüse und Küchenkräuter verbannt in den Küchengarten hinter dem Hause. Die Rosen auf Rosenau sind verblüht, nur an hohen Noisettebäumen hängen noch die dornlosen Blüthenbüschel, aber das ist nicht die frische naturwüchsige Rose. Die vermessene Kunst des Menschen, der den Schöpfer spielt, kann den ursprünglichen Zauber der unmittelbaren Schöpfung nicht wiedergeben. Doch Malven blühen und Dahlien in buntfarbiger Pracht, Reseden haben halbe Beete überwuchert und überduften den leisen Moderhauch, der auch die klarste Herbstluft durchzieht.

„Wie still und behaglich ist's heut, noch gar kein fremder Mensch gekommen," sagte die Mutter. — „Ja, schon seit drei Tagen nicht," versetzte Lina mit unterdrücktem Gähnen, „ich glaube, wir müssen an den Umzug denken." — „Freilich, deinem Manne wird's jetzt auch einsam werden, an den kurzen Tagen kann er Abends nicht so oft mehr herauskommen." — „Nun, es geht ihm nichts ab in der Stadt, ich habe ihm ja dießmal die Köchin drin gelassen und behelfe mich mit den beiden andern Mägden." — „Heute aber kommt er gewiß, es ist ja Samstag; solltest du nicht sein Zimmer ein wenig heizen lassen, Linchen?" — „Weiß nicht; wenn er warm will, wird er's schon sagen, er bringt ja den Friedrich mit." — „Und solltest du nicht ein anderes Abendessen bestellen? Du weißt, er klagte das letztemal, daß er auf den Thee schlecht geschlafen, ein gutes Süppchen —?" — „Das kann er ja noch bestellen, wenn er kommt," lachte Lina, „so keck ist er schon, ich bin den Thee gewöhnt." —

„Nun ich dachte nur, ein gemeinsames Abendessen sei ihm behaglicher. Ich weiß ja wohl," fuhr sie etwas schüchtern fort, „daß es bei euch an gar nichts fehlt, was zur Bequemlichkeit gehört, aber ich meine doch, die Hand der Frau läßt sich dem Manne mit nichts ersetzen. Darum hat mich eine Königin immer so gedauert, weil sie ihrem Mann so wenig zu liebe thun darf. Dein Vater selig hätte gar nicht geglaubt, daß das ein Heimkommen sei, wenn ich ihm nicht Schlafrock und Pantoffeln bereitgestellt hätte; ich hatte ja auch

meine Magd, aber er konnte eben nicht schlafen, wenn ich seine Kissen nicht geschüttelt, du lieber Gott! Und wie hätte er Kaffee trinken können, wenn ich ihn nicht eingeschenkt! Und das war ein Fragen und ein Gucken nach mir, wenn ich nur vor der Thür war! Und in seiner letzten Krankheit, wie ihn der Doktor noch so geplagt hatte mit Blasen und Schröpfen, wie ich dann an sein Bett kam und ihn verband, da hat er meine Hand gefaßt und lächelnd gesagt: ‚da kamen die Engel zu ihm und dienten ihm.‘ Siehst du, das thut mir doch noch wohl!“ Und ihre nassen Augen glänzten in der Abendsonne.

Lina war eine Weile still. „Das ist nun in unsern Verhältnissen anders, Mutter, und darin besteht auch die Liebe und Treue nicht; mein Mann hat vorher schon lange allein gelebt und sich selbst helfen lernen. Auch mache ich an ihn gar nicht die Ansprüche, die andere Frauen machen,“ sagte sie leichthin; „als jung denkt man sich einen Mann, der Gedichte an uns macht und uns Abends vorliest.“ — „Nun, das ist freilich nicht jedem gegeben,“ meinte die Mutter, „der Vater selig las auch nicht besonders gern vor, und wollte ich ihm lesen aus seinen Büchern, so brachte ich die fremden Wörter nicht recht heraus. Aber du kannst so schön vorlesen, Lina!“ — „Unser Geschmack ist verschieden, die Zeitung und der Walter Scott, was meines Mannes Lieblingslektüre ist, wird mir langweilig, ich glaube, er hat sich zum Zeitungsvorlesen wenigstens den Friedrich dressirt.“

„Wo bleiben denn die kleinen Herzchen?“ fragte die Großmutter, die das Gespräch nicht mehr fortsetzen mochte. „Sie sind noch fort mit der Französin.“ — „Meinst du nicht, es werde zu kühl für sie?“ — „Man muß die Kinder auch abhärten, die Margot kommt schon zur Zeit.“ — Eben kamen die Kleinen den Gang herauf mit Margot, die einen Roman in die Tasche schob, der schwarzaugige Otto, der kleine Eugen, der noch nicht recht gehen konnte, und Amelie, die zu der Mutter Bedauern mehr ein häßliches, als ein schönes Kind war. Der Kleine wurde geherzt, Otto erzählte die Abenteuer des Spaziergangs und Amelie schmiegte sich

in der Großmutter Schooß, die Mutter hatte sie auch lieb, aber sie wußte nicht viel mit ihr anzufangen, sie hatte noch nie versucht, in das stille Wesen des Kindes einzugehen.

Da fuhr vorn am Hause ein Wagen an, ein im Augenblick unerwartetes Ereigniß, denn der Vater pflegte an schönen Abenden zu Fuß zu kommen. Man hörte, noch eh man vor die Hausthür kam, die laute Stimme der Tante Pauline: „Friedrich, Sie nehmen meine Schachtel; wo ist Babette? sie soll mir Hut und Schirmchen heraustragen. Du, Junge, da, nimm den Joli, das arme Thier. Entschuldigen Sie, Herr Neveu, in der Tasche stecken die Törtchen!“ — „Das ist Tante Pauline,“ riefen die Kinder, Großtante zu sagen, war streng untersagt. — „Grüß dich Gott, Lina, grüß Gott, Schwester!“ rief Pauline, indem sie mit viel Geräusch und Umstand endlich den Wagen verließ, „immer glücklich auf eurem Feensitz? Nun ich, ich hoffe auch noch zu kommen, meines Mannes langweiliger Fuß ist jetzt so weit, daß ich nicht immer auf dem Platze sein muß, er ist ohnedies so wunderlich, soll's nun auch ohne mich versuchen.“

Dörner begrüßte herzlich seine Frau und stellte ihr einen Herrn vor, der jetzt erst aus den Schachteln, Hauben- und Hundekörbchen der Tante sich herausarbeiten konnte. Lina erkannte ihn im Augenblick, es war der dunkelaugige Jüngling, mit dem sie einst Dramen gelesen hatte. „Herr Leon —,“ begann der Banquier und wandte sich um nähere Bezeichnung verlegen zu der Tante. — „Dichter der Frühlingsstürme, der —,“ ergänzte diese, die auch in den Titeln der neuesten literarischen Erzeugnisse nicht sehr bewandert war, „Lina braucht keine nähere Vorstellung.“ — „Gewiß nicht,“ sagte diese erfreut und doch mit einem leichten Anflug von Verlegenheit, „Sie haben uns manch schöne Stunde gemacht und wir uns mit Vergnügen der Zeit erinnert —.“ — „Wo ich, ein schüchterner Fremdling in Ihren Kreis eingeführt war,“ sprach Leon, der sich nur dunkel erinnerte, die schöne Frau einmal gesehen zu haben. — „Und nun ziehen Sie wie ein Sieger in lauter eroberte Lande ein,“ bemerkte Lina. Ein stolzes Lächeln flog über Leons Gesicht. Das

Blatt hatte sich gewendet, das Glück, das Geistesgaben und Erfolg nicht weniger launig vertheilt, als materielle Güter, hatte ihm plötzlich die volle Gunst des Publikums zugewandt, dem die Kritik nur langsam und zögernd das Recht zugestand, sich für seine Werke zu begeistern. Der junge Dichter, der mit seinen Manuscripten im Comptoir der Buchhändler gestanden, die ihn achselzuckend versicherten, wie wirklich eben gar kein Boden sei für epische Dichtungen und wie die bedrohlichen Zeiten das kleinste Unternehmen mißlich machten, war nun der Löwe des Tages geworden, seine Gedankenspäne wurden mit Gold aufgewogen, und Damen feinsten Tons schätzten sich glücklich, ihn in ihre Salons zu gewinnen.

Tante Pauline, die ein großes Talent hatte, das Neueste auf jedem Gebiet zu entdecken, hatte seine Ankunft in der Residenz erfahren und Alles daran gesetzt, ihn Geheimeraths abzuspannen, die bereits eine Fahrt nach der Lindenhöhe mit ihm beabsichtigten. Dörner, dem sie vorstellte, wie sehr es Lina freuen und interessiren würde, den Dichter bei sich zu sehen, ließ sich gern bereit finden, ihn einzuladen; ein glücklicher Zufall führte Leon in einer Geldangelegenheit zu dem Banquier, er nahm die Einladung nach Rosenau an, und in hellem Triumph fuhr die Oberbaurätin mit ihrer Beute zum Thor hinaus. Geheimeraths hatten schon den Wagen bestellt, da haben sie noch den Dichter Braun eingeladen, dessen Verse Niemand liest, als er selber, und die Seger, die kleine Kindergeschichten schreibt, helf was helfen mag," erzählte sie, stolz auf ihre Eroberung, lachend ihrer Nichte, während Dörner Leon den Garten zeigte; dann rannte sie wieder zum Wagen und ins Haus, um die kleine Kollation herzudirigiren. Die Pfarrerin war immer halb entsetzt über die Keckheit ihrer Schwester, sie schaltete nach sechs Jahren noch nicht so ungenirt im Haushalt ihres eigenen Kindes, wie Pauline in den ersten Tagen.

Man mußte sich bald von der kühlen Terrasse in den Gartensaal zurückziehen, Pauline arrangirte einen Punsch, der Dichter wurde sehr liebenswürdig, man verständigte sich jetzt erst über die frühere Bekanntschaft: es war für Lina

eine kleine Demüthigung, daß er sie nicht gleich wieder erkannt. Zuerst war die Unterhaltung eine allgemeine über große Städte, wo sich der Dichter zuletzt aufgehalten, mit denen auch die Andern bekannt waren, allmälig sprach nur noch Lina und der Gast, und mit stillem Vergnügen hörte der Banquier die lebhafte, feurige Beredtsamkeit seiner Frau, wie sie über Dichterwerke und ihren Eindruck, über Kindheitserinnerungen, über den Zauber der Natur und den geheimnißvollen Reiz ihrer einfachsten Erscheinungen sprach. „Kein Mensch merkt's ihr an, daß sie nicht in Salons erzogen ist," flüsterte er der Tante zu, „aber ich habe ihr auch alles leicht gemacht, dem lieben Kind, was sie zu ihrer Bildung bedurfte." — „Sie könnte heut selbst Geschichten schreiben," stimmte diese flüsternd bei, „es ist das aber doch nicht besonders nobel; man reißt sich wohl um die Dichter in Gesellschaften, aber im Ganzen gelten sie eben ungefähr eine Klasse höher als Schauspieler ersten Rangs; in England ist das wieder anders."

Aber das bloße Zuhören macht müde. Dörner und die Mutter zogen sich allmählig zurück, nur Tante Pauline hielt als Ehrendame aus bei den Beiden, die so ins Gespräch vertieft waren, daß sie noch kein Ende finden konnten. Sie sprachen über Leons letzte Dichtung. „Der Schluß hat mich überrascht," sagte Lina, „ich hatte mir ihn viel anders gedacht." — „Mein eigener Plan war ein ganz anderer," entgegnete Leon, „aber die innere Entwicklung des Werks zog mich fast wider Willen auf diese Bahn: das ist die eigene, lebendige Seele eines Werkes unserer Hand, unseres Geistes, von der die Morgenländer fabeln, der geheimnißvolle Zauber des Werdens, der uns aus unserer eigenen Schöpfung entgegen weht —." — „Des Herrn Waschschüssel ist zerbrochen," meldete der eben eintretende Friedrich, „und Madame müssen den Schlüssel zum obern Zimmer verlegt haben, wo das Porzellan steht." — „Es ist morgen noch Zeit," beschied ihn unwillig Lina, „Sie haben's gehört." Der Diener entfernte sich zögernd. Aber der Faden war abgerissen, man stand auf, und Leon rezitirte halblaut Pfizers Worte:

„O habt ihr es auch schon empfunden,
Wie Unmuth fast die Brust zersprengt,
Wenn in den Kreis geweihter Stunden
Ein ungeweihter Gast sich drängt?"

Ueber dem ungeweihten Gast fiel der Tante der mitgebrachte Gast ein, und ob die Nichte in ihrem poetischen Glück auch Sorge für ihn getragen habe. Das hatte aber schon die Mutter gethan.

Angenehm aufgeregt, wie lange nicht mehr, ging Lina auf ihr Zimmer, und der gute Dörner schüttete am andern Morgen Wasser aus der Flasche auf sein Handtuch, weil er die Frau nicht noch einmal um eine Waschschüssel bemühen wollte.

Das Landhaus war geschlossen, die Mutter spann wieder daheim in der Gesellschaft der Jungfer Christiane, die diesen Winter viele Sorge um des Bruders Gesundheit hatte, und Lina hatte sich in der Stadt eingerichtet. Die geselligen Kreise waren diesen Winter besonders belebt durch die interessante Persönlichkeit Leons, und Dörners wurden vielfach beneidet, da er sich doch am liebsten in ihrem Hause aufhielt. Tanzunterhaltungen und Kartenspiel wurden weit in den Hintergrund gedrängt durch Vorlesungen, freie Vorträge, Besprechungen über neue literarische Erscheinungen, die sich unter Leons Leitung zu einem förmlichen Gerichte in der Form der alten cours d'amour bildeten, nur daß die schuldig Befundenen meist in contumaciam verurtheilt wurden.

Lina lebte und webte in all diesem, das war eben die Saite ihres Wesens, die bis jetzt nur flüchtig angeklungen hatte. Gerade ihre einfache Erziehung, die doch ihrem Geist volle Freiheit gelassen hatte, sich zu entwickeln, gab ihrem Urtheil eine Frische und Originalität, die, zumal bei einer Dame, leicht den Mangel gründlicher Bildung bedeckt. Ueberall, ohne daß es darauf angelegt war, spielten sie und Leon die Hauptrollen, und nur ihre Unbefangenheit und das ehrende Vertrauen, das ihr ihr Gatte zeigte, und — die allgemeine

Leidenschaft der Damen für den interessanten Dichter ließ die lauten und leisen Bemerkungen darüber nicht zu schlimmer Nachrede werden.

Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.

und diese Mauer schützt nicht nur nach innen, auch nach außen.

Der Gerichtshof war wieder einmal versammelt, es lag ein neues Werk über weibliche Bestimmung vor. „Nun, ich muß sagen, unsere Schriftsteller sind nicht schuldig, wenn unsere Frauen noch nicht wissen, wie sie mit sich selber dran sind," meinte ein älterer Herr; „von allen Seiten her, Männer und Weiber, Pfarrer und Dichter, alles predigt sie an über ihren Beruf und ihren Werth und ihren Lebenszweck." — „Und immer praktischer werden die Rathschläge," lachte Lina; „ein Buch über weibliche Bestimmung muß künftig als Anhang ein Kochbuch haben, nebst einer Anweisung zum Bestreichen der Betten: die Männer müssen sich ungeheuer gut stehen, wenn einmal das so gebildete Geschlecht heranwächst."

„Mir kommen all diese Werke und Anleitungen unendlich unsinnig vor," sagte Leon. „Während man im Reich der Natur, in jedem einzelnen Gebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Erscheinung und der Bestimmung sieht, während man bei dem Manne die vollste Entwicklung seiner eigensten Individualität nicht nur gestattet, sondern fordert, sie als Bedingung seiner gesunden Existenz ansieht, will man die Frau, dieses individuellste Wesen, für das schon Göthe auch in Aeußerlichkeiten volle Freiheit zur eigenen thunlichen Entfaltung in Anspruch nimmt, will man sie, wie ihr zu sagen pflegt, über Einen Kamm scheeren. Freilich ist die Frau zur Hausfrau geschaffen, zur Köchin, zur Nähterin, zur Erzieherin; aber nicht jede Frau. Während die eine unübertrefflich ist in ihrer Küche, die andere vortrefflich in ihrer Kinderzucht, ist jenes zarte, liebliche Wesen offenbar nur eine Blume zur Zier des Gartens, und sie hat ihre Mission erfüllt durch die Anmuth ihrer Erscheinung." — „Aber wenn sie einen Mann

hat und Kinder und die wollen essen?“ warf der prosaische Herr dazwischen.

Ohne diesen Einwurf zu beachten, fuhr Leon mit Feuer fort: „Selten sind wohl die Erkorenen im Frauengeschlecht, denen beschieden ist, im Gebiete der Kunst, der Literatur selbst schaffend aufzutreten und eine neue Bahn zu brechen, aber auch die sind auf diesem Felde berechtigt, die in weichern Schwingungen als anmuthiger Nachhall die Saiten ausklingen lassen, die die stärkere und rauhere Männerhand angeschlagen hat. Und wenn die Nachtigall mit ihren süßen Tönen eine Welt in eurer Seele weckt, wenn der Nachklang dieser Töne, die für das Entzücken eines Augenblicks geschaffen scheinen, weit, weit und lange in die Welt des Geistes hinauswirkt, wollt ihr dann beklagen, daß sie kein nützliches Hofhuhn geworden? Die höchste, die schönste, die naturgemäßeste Mission aber für eine begabte Frau scheint mir die, als Muse den Geistern zur Seite zu stehen, die da berufen sind, ihrem Geschlecht als Sterne voranzuleuchten, das heilige Feuer des Genius, das in der Seele des Mannes schlummert, zu wecken, anzufachen und zu erhalten, sei es mit süßem Gesang, mit dem Zauber der Schönheit, sei es mit der bloßen Einwirkung ihres weichern, biegsamern, leichter fassenden Wesens. Warum klagt ihr, daß unsere Zeit arm sei an großen Erscheinungen? Seht auf die Dichterheroen unsrer nächsten Vergangenheit, welch mächtigen, belebenden Einfluß haben Frauen auf ihre Entfaltung, auf ihre Schöpfungen gehabt! Ihr wollt das Schönste, das geschaffen wurde, die Krone der Schöpfung herabziehen zum bloß Nützlichen, es ist eure Schuld, wenn euch Beides verloren geht.“

„Aber ich muß nochmal sagen,“ begann der beharrliche Herr, „nicht alle Männer sind eben in der Lage, eine Frau als Muse zu erhalten, da müßte man gleich eine Hausjungfer daneben einthun.“ — „Nicht alle Männer brauchen eine Muse,“ brach Leon los, gereizt durch das Lachen, das den ganzen Eindruck seiner Rede zu zerstören drohte, „ihr Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors, sucht ihr euch immerhin Hausfrauen nach Herzenslust, die Schinken ein-

salzen und wollene Wämmser stricken, aber daß es auch solchen, die den wahren Werth einer ächten Frau verstehen, die eine edle Blume hegen möchten und pflegen, damit sie ihr süßer Duft erquicke und belebe ein ganzes Leben durch, daß es diesen so selten beschieden ist, die Seele zu finden, die sie ergänzt, daß sie die Blume müssen welken sehen im Gemüsegarten, —" Seine Bewegung übermannte ihn, er schwieg, während einige Damen sich bedeutsame Blicke zuwarfen. „Na, ich glaub', er ißt doch auch gerne Schinken und lebt überhaupt nicht von der Luft und vom Duft," murmelte der Prosaische.

Frau von Leiningen, eine ältere Dame, kein regelmäßiges Mitglied des Gerichtshofs, die durch die Lebhaftigkeit der Besprechung herbeigezogen worden war, sagte begütigend: „Sie nehmen's zu tragisch, lieber Leon. Wir alle, die wir hier sind, können eben nicht klagen, daß wir für Nützlichkeitszwecke mißbraucht werden, auch unsern jungen Mädchen macht man nicht den Vorwurf übergroßer Brauchbarkeit. Ich denke, das alte Segenswort: ‚Dein Weib wird in deinem Hause sein wie eine Rebe,' scheint mir ein schönes Bild weiblicher Bestimmung. Die Rebe ist eine Zier des Hauses, und während sie tief und fest an ihm wurzelt, umrankt sie es leicht und anmuthig mit frischem Grün und füllt es mit lieblichem Duft zur Zeit der Blüthe. Daß sie im Herbst die köstliche Frucht bringt und für den Winter den edlen Wein, das werden unsere Männer ihr nicht zum Vorwurf machen," schloß sie lächelnd gegen Leon gewendet. — „Gnädige Frau sind ja sehr bibelfest," meinte ein junger Mann etwas spöttisch; auch einige Damen fanden das Citat „ein bischen geschmacklos." Lina hatte wenig davon gehört, ihre Seele lag noch in Leons Worten, sie sah aber nur flüchtig nach ihm hin und ging nach Hause, ohne ihm besonders gute Nacht zu sagen.

Die Bewegung von dem Gespräche des Abends klang in Lina noch am folgenden Morgen nach, als sie, in tiefe Gedanken versunken, auf dem weichen Divan ihres Zimmers lehnte. Leons Worte hatten den Schleier von den stillen Wünschen ihres Herzens weggezogen. Das war ja stets ihr Ideal der Ehe gewesen, ein Ineinanderfließen der Seelen,

eine gegenseitige geistige Anregung, ein Verstehen ohne Worte, das die edelsten Blüthen des Geistes weckt. O was hätte da aus mir werden können! sagte ihr leiser Seufzer und was ist meine Ehe?

Ihr Mann trat ein, den sie so lange auf dem Comptoir geglaubt hatte. Es war dieß eine ganz ungewöhnliche Stunde, auch schien er selbst etwas verlegen. „Liebes Kind," begann er zögernd, „ich hätte schon lange gern mit dir gesprochen, aber wir sind so selten allein." — „Was wolltest du denn?" fragte Lina zweifelnd und befangen. — „Liebes Kind," begann er wieder, sich ein Herz fassend, „ich muß mit dir über unsere Verhältnisse reden. Du weißt, ich habe dir nie etwas erschwert und es freut mich, wenn du unser Leben mit den Mitteln, die uns gegeben, so freundlich wie möglich gestaltest, aber — unser Verbrauch ist wirklich ohne alles Verhältniß mit unserer Stellung, mit unsern Mitteln selbst, wenn ich an die Zukunft unserer Kinder denke." — „Du darfst nur gebieten, wo abgebrochen werden soll," sagte Lina im Ton einer gekränkten Unschuld, „verkaufe Pferde und Wagen, ich bin lange zu Fuß gegangen, ich kann es wieder, verabschiede von den Dienstboten, wenn du willst, es steht ganz zu dir, ich habe hier nichts zu sagen." —

„Ich bitte dich, Kind," sprach er fast ängstlich, „nimm es nicht so; das alles verträgt sich ganz wohl mit unsern Mitteln. Nur wenn du hie und da ein Auge haben wolltest auf das Treiben der Dienstboten, genaue Rechnung führen, die Noten der Kaufleute durchsehen. Ich glaube, daß du die ganze Garderobe deiner Dienerschaft mit bezahlen mußt, und die häuslichen Vorräthe, ich versichere dich, es geht ins Unendliche, was die Köchin verrechnet. — „Rechentalente habe ich nie viel gehabt," erwiederte Lina mit einiger Ironie, „ich glaube, wenn du die Küchenrechnung durchsehen wolltest und der Köchin Zucker und Schmalz nachwiegen, es käme viel mehr dabei heraus." — Gereizt durch ihren Ton fuhr er etwas entschiedener fort: „auch wollte ich dich bitten, dich mehr der Kinder anzunehmen. Frau Oester, die nahe dem Schloßgarten wohnt, sagte mir, daß sie stundenlang dort ohne Aufsicht sind, da die

Französin liest oder mit Freunden promenirt. Und dann," fügte er wieder milder bei, „ich will dir den Genuß deiner Abende gewiß nicht verkümmern, — aber wenn du die Kleine wenigstens bei dir haben wolltest bis zur Stunde, wo du ausgehst —."

„Das fehlte noch," rief Lina in heftige Thränen ausbrechend, „daß du mich eine gewissenlose Mutter nennst, und ich habe mir die unendlichste Mühe gegeben, eine taugliche Person zu finden, und ich opfere ihnen jeden freien Augenblick! Daß ich freilich nicht viel freie Augenblicke habe, daran sind die Verhältnisse schuld, in die mich meine Stellung als deine Frau geführt, — aber ich kann abbrechen, ich kann alle die geistigen und die Kunstgenüsse aufgeben, die ich mir zum Theil nur eben um der Kinder willen gestattete, um ihre spätere Entwicklung besser leiten zu können, — du darfst nur befehlen." — „Ich will nicht befehlen, das weißt du wohl," sagte Dörner nun auch gekränkt, und verlegen, wie er wieder einleiten sollte, „aber wenn du mich absichtlich so mißverstehen willst, so bleibt mir nichts mehr zu sagen."

Er ging, und neben dem Gefühl der Kränkung, in das sich Lina gewaltsam hinein gesteigert hatte, tauchte eine Regung von Reue in ihr auf, die Stimme des unbestechlichen Richters, die ihr sagte, daß ihr Mann recht gehabt. Aber bei erregbaren, stolzen Naturen braucht es Zeit, bis es still genug geworden, daß diese Stimme sich geltend machen kann; und ehe sie diese Stille gefunden, kam ihr Mädchen und brachte ihr ein Büchlein in feinster Enveloppe: einen kleinen Band in Goldschnitt. Er enthielt Leons neueste Dichtungen, die er fast alle ihr zuvor vorgetragen, ihr Urtheil darüber gehört hatte. Sie blätterte darin, da und dort fand sie ihre eigenen Gedanken wieder, in die edlen schönen Formen seiner Poesie gegossen. Eine Widmung fand sich auf dem ersten Blatt, „der Ungenannten," und es standen Uhlands Worte darunter:

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!

Da würdest du erkennen,
Wenn Rechtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Sie verstand die Meinung dieser Worte an dieser Stelle und sie durchbebten ihre tiefste Seele. — Hier diese reine stille Huldigung, — dort kalter Tadel, Unzufriedenheit, schulmeisterliche Vorschriften! — O, er hat recht!“ seufzte sie, „ich habe meine Bestimmung verfehlt!“

Es war Frühling, das Landhaus war wieder geöffnet, die Kinder tummelten sich glückselig in den Gärten: Crocus, Schneeglöckchen und Leberblümchen belebten die Gartenbeete und ein Theil der Gewächshauspflanzen zierte die Gänge.

Die Mutter war krank und hatte dießmal der Einladung nach Rosenau nicht folgen können, sie hatte dieß Lina geschrieben und hinzugefügt:

„Die Pauline schreibt mir vielerlei durcheinander von selbigem jungen Menschen, den sie uns dazumal herausbrachte, und ich sollte dich verwarnen wegen der Leute. Liebes Kind! Du kennst ja die Welt besser, als Deine alte Mutter, und weißt, wie nöthig es ist für eine Frau, auch allen bösen Schein zu meiden. Du bist die Ehre Deines Mannes und Deines Hauses; die darfst Du wohl in Acht nehmen. Es ist wieder etwas ganz andres, aber ich habe als Braut meinen Liebsten nie vor den Leuten am Arm geführt, geschweige denn geküßt, weil ich wußte, daß die Bauersleute daran Anstoß nehmen.

„Das darf ich Dich nicht erst bitten, Dein eigen Herz zu hüten. Ich denke, mit dem heiligen Eid vor dem Altar gibt der liebe Gott uns selbst eine Schutzwache ins Herz, und der heiligt eine vermählte Frau auch vor den Augen der Männer, wenn sie nicht ganz gottvergessen sind; darum sorge ich nicht für Dich.

„Aber Du schreibst so verdrossen, liebe Lina, und das dünkt mich nicht recht, da Dich der Herr so reich gesegnet. Mich dünkt, nimm's Deiner Mutter nicht übel, Du solltest

lernen mehr Freude zu finden an Deiner Pflicht, an dem, was Gott Dir gegeben, ich sage nicht von zeitlichem Glück und Gut, aber einen so braven Mann und so liebe Kinder.

„Was Du von Deinem Herzen und Deinen geistigen Bedürfnissen schreibst, verstehe ich nicht ganz, aber weißt Du, alles kann man nicht nach Wunsch haben. Ich meine, das geistvolle Wesen und die Verse, woran Du jetzt so Deine Freude hast, gehe auch mit der Jugend vorüber, und die Bibel und der Paul Gerhard bleibt zuletzt wieder das Schönste; das Andere hilft doch nicht zu einer sanften Todesstunde.

„Und so wird auch eine Zeit kommen, wo Dir's wohler thut, wenn Du ein Segen gewesen bist für Deinen Mann und Deine Kinder, als wenn alle Dichter von der Welt Dich gepriesen hätten in den schönsten Versen.

„Nimm mir's nicht übel, Kind, ich schreibe, wie ich's verstehe, und der Herr hat mich ebene Wege geführt, wenn auch durch's Dunkel. Da muß ich Dich seinem Schutz befehlen, wo ich nicht recht hineinsehe. Aber ich möchte gern einmal sterben mit dem Troste, daß Du glücklich bist und Deines Hauses Zier und Krone."

Lina las den Brief der Mutter und senkte wehmüthig das Haupt. „Ja wohl ist sie ebene Wege geführt worden, die gute Mutter, sie kann die Stürme nicht verstehen, die meinen Frieden bedrohen," seufzte sie, und faltete den Brief zusammen. „Kann ich denn beglücken, wo ich selbst nicht glücklich bin?"

Sie fühlte sich unbeschreiblich allein, aber sie blieb es nicht lange. Leon sprach ein auf Rosenau, bald flüchtig auf einem Spazierritt, bald in Gesellschaft eines Freundes, bald Sonnabends mit dem Herrn des Hauses. Allein oder nicht, der Verkehr hier auf dem Lande war freier und ungezwungener, es gab stille Morgenstunden, es gab einsame Spaziergänge, die zufällig zusammenführten, und die herrliche, weiche, frische Luft, die goldene Vorahnung des Frühlings lockte auch die Blüthen des Geistes reicher, üppiger ins Leben. Die Beiden hatten kein Geheimniß zu besprechen, man hätte ihre Gespräche drucken dürfen, es war die Welt der Poesie und ihre Quelle,

das Menschenherz, seine unergründlichen Tiefen und seine seltsamen Geschicke, was den Stoff ihrer Gespräche gab, die Lina in beständiger angenehmer Spannung und Aufregung erhielten, so daß sie einschlief zu bunten, reichen Träumen und erwachte mit unbestimmten, angenehmen Erwartungen. Aber es kann dies Thema gefährlich werden in so weicher Frühlingsluft, so dunkeln Augen gegenüber, für ein Herz, das nicht gehütet ist von dem heiligen Engel der Pflichttreue.

Daß in diesem Frühling weniger Besuche aus der Stadt nach Rosenau kamen, fand Lina ganz angenehm, sie vermißte sie nicht; der Sonnabend brachte meist Tante Pauline und ihren Gatten, wohl auch einen kleinen Kreis ihrer erwählten Freunde. Auf der Terrasse im goldnen Abendlicht las und plauderte sich's noch viel hübscher als bei Lampenlicht um den Theetisch. Dörner war vielfach verstimmt, er hatte Mißgeschick und Verluste im Geschäftsleben erfahren. Wenn Lina, die in diesem Frühling meist heiter, in gehobener Stimmung war, ihm fröhlich entgegen kam mit dem guten Willen, den uns manchmal das leise Bewußtsein eines geheimen Unrechts gibt, so fühlte sie sich durch sein verstimmtes Aussehen, seine kurzen, zerstreuten Antworten bald wieder abgekühlt. Zu Vorstellungen, wie im vergangenen Winter, war es nicht mehr gekommen, aber er sprach seine Unzufriedenheit manchmal in kurz ausgestoßenen Bemerkungen aus, die sie noch mehr reizten und verletzten als offener Tadel.

Dagegen Leon, — diese immer wache Aufmerksamkeit auf ihre leisesten Wünsche, dies Eingehen in jede unausgesprochene Stimmung, diese tiefe Verehrung, die sich nicht in Worten kund gab, — sie *wollte* nicht vergleichen, aber sie *mußte* es unwillkürlich.

Sie kam von einem kurzen Besuche zurück, den sie bei ihrer immer noch kranken Mutter gemacht hatte, da fand sie einen Brief von Tante Pauline.

„Ich darf nicht länger schweigen, liebe Lina, und da ich alle persönlichen Aufregungen fürchte, so ziehe ich vor, Dir zu schreiben, daß es nun höchste Zeit ist, Dich entschieden von Leon zu trennen. Du hast nicht gemerkt, oder wolltest nicht

merken, daß man sich allmählig von Dir zurückzieht. Die Gesellschaft, die sich jetzt noch bei Dir einfindet, gehört nur zu denen, die man in der Masse mit ankommen läßt, weil sie gesellige Talente haben, die aber als ausschließlicher Umgang nicht guter Ton sind. Ich sagte lange nichts gegen Leons Courmachen, ein Dichter hat so ein bischen Narrenfreiheit, und es schadet keiner Dame von Ton, wenn poetische Huldigungen in ihrem Album stehen, die ihr allein gelten. Aber eine Passion mit tragischem Ausgang, — in Paris gilt das vielleicht noch, bei uns nicht, und für Dich steht eine ganze Existenz auf dem Spiel. Gott segne das unschuldige Herz Deines Mannes! Der träumt von nichts, steckt auch gegenwärtig so tief in Geschäften; aber trau' nicht: wenn's bei so stillen Männer losbricht, so wird's furchtbar, weil sie sich dann ärgern über ihre eigene Dummheit. Mein Mann kam heute furios über Dich aus seinem Club und wenn der einmal was merkt, so ist's hohe Zeit.

„Leon kommt heute noch hinaus, mache also, daß er so schnell wie möglich abreist und nicht so bald wieder zurückkommt. Das Uebrige laß mich arrangiren. Zunächst muß alles geschehen, um Dein gutes Einvernehmen mit Deinem Mann zu zeigen; später gibst Du etwa ein splendides Erntefest mit ländlichem Ball, wozu man die ganze Elite ladet, — sie kommen schon; und nächsten Winter ist Gras darüber gewachsen. Folge meinem Rath ungesäumt.

Deine treue Tante Pauline."

N. S.

„Versteht sich von selbst, daß du die ganze Sache in aller Ruhe, ohne Scene, ohne Thränenströme und dergleichen abmachst, die Wände haben Ohren bei solchen Geschichten."

Am Abend dieses Tages kam Leon. Lina saß auf der Terrasse und blieb unbeweglich sitzen, als das Mädchen seine Ankunft meldete; er kam mit raschen, elastischen Schritten, sie blickte auf mit matten Augen, sie sah seine schöne, leichte, ritterliche Gestalt, seine leuchtenden Blicke, den geistigen Aus-

druck seiner Züge, und sie senkte den Blick mit einem nie empfundenen Weh.

„Die Tante hat Ihnen geschrieben?" fragte er in heftiger Bewegung. — Lina nickte mit dem Kopf, ein glühendes Roth zog über ihr verblaßtes Gesicht: „ich soll Sie bitten abzureisen," sagte sie leise. — „Ich habe sie auch gesprochen," sprach er, mit raschen Schritten auf und ab gehend, „und ich reise nicht ab." — „Haben Sie nicht so viele Rücksicht für mich?" fragte Lina mit bebender Stimme; es war ja das erstemal, daß ein Wort solcher Art zwischen ihnen gewechselt wurde. — „Rücksicht auf die Welt und auf die Klatschmäuler und auf elende, erbärmliche Verhältnisse, — nein, die habe ich nicht! Ich reise nicht ab, aber ich will dich auch nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen in dieser Weise! Ich bin gesonnen, mein heiliges Recht anzusprechen." — Erschreckt sah Lina zu ihm auf, zum erstenmal war ihr bange vor ihm. „Erschrick nicht, meine Blume," fuhr er weicher fort, „und zürne nicht, wenn ich ausspreche, was du als Wahrheit empfinden mußt, auch wenn ich es noch nicht von deinen Lippen gehört. Du gehörst mir, Lina, mir allein und keinem Andern, und mein mußt du werden!"

„Ich bin das Weib eines Andern," sagte Lina zitternd, aber bestimmt. — „Eines Andern!" rief Leon mit zornigem Lachen, „eines Andern, dem man dich hingab als Kind, das sein Herz und die Welt nicht kannte, der dich in seinem schönen Hause hielt und kleidete wie ein hübsches Stück Hausgeräth, der deinen wahren Werth nie verstanden hat, dem eine gute Kindsmagd und Haushälterin reichlich, überreichlich ersetzen kann, was du ihm gewesen! Ist das nicht wahr?" — Lina konnte dem nicht widersprechen, sie selbst hatte es in der letzten Zeit oft gedacht; doch raffte sie sich auf. „Ich bin ein Weib, erzogen in Zucht und Sitte, nimmermehr werde ich auch das höchste Glück mit Schuld und Schmach erkaufen." — „Das sollst du auch nicht, meine schöne Blume," sprach Leon, „ich will dich nicht gewaltsam losreißen vom Stamme; ausgraben will ich dich mit all deinen Wurzeln und hegen und pflegen in dem rechten Grunde, wo du erst all die herr-

lichen Keime deines innersten Seins entfalten sollst. Wir lösen diese Ehe, die, ohne Liebe geschlossen, zur Sünde wird," fuhr er fort, als sie ihn immer noch zweifelnd anblickte, „zur Versündigung an dir selbst und deiner herrlichen Bestimmung. Du wirst mein, ganz mein; wenn du so willst, nach allen Gesetzen, die mir auch vor der Welt ein heiliges Recht an dich geben, und dann soll ein neues Leben beginnen, ein volles, reiches, ein Leben, der Liebe und Treue —." — „Treue?" wiederholte Lina unwillkührlich leise. — „Ja, Treue gegen das heilige Ideal deines Herzens, die ächte wahre Treue, die einzig mögliche, weil sie allein auch Treue gegen dich selbst ist!" — „Und meine Kinder?" — „Sind sie deine Kinder? Findest du dein eigenes Wesen in ihnen, so daß nur du im Stande wärst, sie zu verstehen und ihre Entfaltung zu leiten? Sind nicht fremde Elemente in ihnen, die gar nicht zu dir gehören, die einer Entwicklung durch deine Hand gar nicht bedürfen, gar nicht fähig sind? Was kannst du deinen Kindern sein mit getheiltem Herzen, mit gebrochener Kraft? Was trägt zu ihrer Entfaltung eine Ehe bei, die keine Ehe ist, keine Verschmelzung verwandter Geister? Sage aufrichtig, Lina, glaubst du, daß du deinen Kindern unentbehrlich bist?" Mit leisem Stich ins Gewissen fühlte Lina, daß sie ihr Möglichstes gethan habe, sich ihren Kindern entbehrlich zu machen.

„Und mein Gatte, der alles für mich gethan, dem ich alles verdanke?" — „Alles?" rief Leon, „steht denn dies Alles, das er dir gegeben, im Vergleich zu dem Opfer, das er gefordert, eh du seine Bedeutung erkannt? Bist du, ich wiederhole es, bist du die Frau nach seinem Herzen, hast du die Eigenschaften, die er am höchsten schätzt, die ihn, gerade ihn glücklich machen?" — Lina dachte an die Vorstellungen, die ihr Gatte gemacht, an seine Verstimmung in der letzten Zeit, und sie wußte nichts zu entgegnen. „Aber meine Mutter?" rief sie, in Angst vor sich selbst und griff nach dem letzten Halm, um sich vor ihrem eigenen Herzen zu retten, „meiner Mutter würde es das Herz brechen."

Dagegen wußte selbst Leon nichts einzureden. „So folge denn deiner Mutter, daß dir's wohl gehe und du gemächlich

lebest!“ rief er mit Bitterkeit; „mich stoße hinaus in die Welt, nachdem ich die einzige Seele erkannt, an deren Seite ich den Himmel hienieden gefunden hätte, die einem zerrissenen, umnachteten Leben der leuchtende Stern, der rettende Engel hätte sein können. Und wenn du hörst, daß ich untergegangen bin in Einsamkeit und Verzweiflung, daß die Blüthen abgefallen, die du hättest zur Reife bringen können, — dann setze dich bequem auf den Sopha zur Frau Mama und zum Herrn Banquier und sage: es geht doch nichts über eine gute Versorgung.“

„O Leon,“ sagte Lina weinend, „Sie thun mir unrecht! Suchen Sie sich ein junges, frisches Herz, das Sie mehr beglücken kann als ich, — ein Mädchenherz.“ — „Ein Mädchenherz!“ rief er beinahe höhnisch, „ach ja, so ein Täubchen, das nicht weiß, was es will, und dem die erste Huldigung gefällt, weil's eben die erste ist, das doch einmal gern Frau werden möchte, und irgend eine Versorgung besser findet als gar keine, und einen Dichter ein bischen interessanter als einen Registrator! — Ich habe einst von einer andern Liebe geträumt,“ fuhr er weicher fort, „von einer Liebe ohne Preis, die alles um das Eine hingeben könnte, ohne zu fragen: was wird mir dafür? einer Liebe, sich bewußt und stark und doch blind in süßer Hingebung — einer Liebe, ach, wie sie die Erde nicht bietet! — Gute Nacht, Madame Dörner!“ Er fuhr mit diesen Worten hastig auf und ging auf sein Zimmer.

Lina saß allein auf der Terrasse, lange, lange, bis in die tiefe Nacht hinein. — Im zauberhaften Mondlicht, wie ein Feengarten lagen die Büsche und Blumen vor ihr, die Saiten klangen in ihr nach, die Leon mit so gewaltiger Hand angeschlagen, und sie tönten fort süß und tief und mächtig, wie die Musik, die bethörte Menschenkinder hineinlockt in die Zauber des Venusbergs, sie weckten wieder alle Träume ihrer jungen Tage, die geheimnißvollen Stimmen längst vergangener Mondnächte, sie gaben Sprache den Lauten, die ihre Seele bewegt im lauen Frühlingswehen, im melancholischen Rauschen des Herbstwinds. — Ihr Herz pochte mit Macht und forderte seinen Antheil am Lebensglück, eine unaussprech-

bare Glückseligkeit, um die sie betrogen worden. — Der Mond ging unter, sie erwachte aus dem goldenen Traum und ging ins Haus, um eine schlaflose Nacht zu verweinen.

Leon kehrte früh am andern Morgen in die Stadt zurück, ohne Lina Lebewohl zu sagen. Sie war voll Angst vor einem verzweifelten Schritt von seiner Seite und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er im Groll von ihr geschieden. So schrieb sie ihm ein paar Worte, die ihn beruhigen sollten und versöhnen, er schrieb eine glühende Erwiderung, und ehe sie es wußte und wollte, fand sie sich in eine geheime Correspondenz verwickelt, fast noch gefährlicher als die mündliche Besprechung. Ihr letzter schwacher Stab war und blieb das Wort: meine Mutter würde es nicht überleben.

Eine Stütze, stärker und gewaltiger als dieser Rest von Kindesliebe oder Kindesfurcht, hatte sie lange fallen lassen. Sie war einst fromm gewesen, wie es junge Herzen sind, die den Glockenklang aus der Heimath hören und die glauben, der rechte Weg dahin verstehe sich von selbst. Das erste halb träumerische Erwachen ihres Mädchenherzens war zugleich ein Erwachen zum Gefühl ihrer ewigen Bestimmung gewesen. Aber indem sie glaubte, Gott zu suchen, hatte sie ihren Herzenstraum gesucht. Getäuscht, verschmäht, verworfen, wie sie sich glaubte, hatte sie sich fast mit Widerwillen von allem abgewandt, was sich ihr in Eins mit diesem Traum verschmolzen hatte; als Preis für ihr Glück hatte sie dem Himmel ein frommes Herz bieten wollen, nun er ihr die Gabe entzog, zog sie auch ihr Opfer zurück. Der Glockenton aus der Heimath war ihr verhallt in einem Leben voll Wechsel und Bewegung. Sie hatte indeß hingelebt, wie andre auch; sie hatte die Kirchen besucht, die Taufe ihrer Kinder war wohl auch als Mahnung an ihr Herz getreten, aber sie hatte sonst so viel zu thun und zu lesen, und der Kultus des Genius war der einzige, den ihr Herz noch kannte.

Jetzt freilich, in dem peinlichen Kampf ihres Herzens, griff sie wieder einmal nach ihrer Bibel, — aber was sollte sie damit machen? Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, keine Lösung für ihre Kämpfe, und stieß sie auf die Aussprüche

des heiligen Buchs über die Ehe, die ihr wie Schwerter ins Herz drangen, nun so dachte sie, das sei doch für andere Zeiten und Verhältnisse geschrieben.

Ihr Mann kam wie gewöhnlich am Sonnabend, arglos, freundlich wie immer, aber daneben zerstreut, verstimmt, von Geschäftssorgen umgetrieben, die sie langweilten, wenn er davon sprach, und ihr unendlich kleinlich dünkten. Er kann mich nicht verstehen, ich kann ihn nicht beglücken, sagte sie sich auf's neue, — aber nicht mehr mit Bedauern. Sie versuchte sich mehr mit ihren Kindern zu beschäftigen, aber — auch das natürlichste, schönste Verhältniß bedarf einer gewissen Herzenspflege, um zum Genuß zu werden, sie hatte nie so mit ihren Kindern fortgelebt, um daheim zu sein in der Welt ihrer kindlichen Anschauungen. Müde von ihren eigenen Gedanken, befangenen Herzens, wie sie jetzt war, verstand sie nicht, Ameliens verschlossenes Wesen zu beleben oder die lebendigen Knaben zu unterhalten, sie wurden ihr lästig und ermüdend, und wenn sie die Kleinen wieder fröhlich von der verstimmten Mama zu den alten Spielsachen und zu der muntern Französin hüpfen sah, dachte sie mit bitterem Gefühl: auch meinen Kindern bin ich entbehrlich.

Eine Botschaft rief sie zu der Mutter, deren Krankheit sich schnell verschlimmert hatte. Sie traf sie nicht mehr lebend, die gute Christiane hatte sie gepflegt und den letzten Segensgruß an ihr Kind von ihren Lippen genommen. Der tiefe Frieden dieses Todtenbetts wiegte zum erstenmal die Kämpfe ihres Herzens auf eine Weile zur Ruhe, und wenn sie diesen stillen, einfachen Lebensgang überblickte, so ergriff sie eine schmerzliche Sehnsucht, zurückkehren zu können in den stillen Kreis, in dem ihre Jugend so friedevoll verflossen, der lange, lange versunkene Traum aus jener Zeit tauchte wieder auf, und fast mit Bitterkeit gegen die Vorsehung dachte sie: es hat ja nicht sein sollen. —

Dörner riß sich trotz einer kritischen Geschäftskrisis los, um seiner hochverehrten Schwiegermutter das letzte Geleite zu geben. Lina hielt sich wieder fest an ihn, sie wünschte in diesem Augenblick, es möchte alles ein Traum gewesen

sein, was sie in der letzten Zeit so heftig bewegt, — aber sie mußte doch wieder zurück. Im Pfarrhaus hatte sie nicht mehr so recht anwachsen können. Der alte Herr war schwerhörig und dadurch noch stiller als zuvor, er hatte seine alte Lina nie so ganz wiedergefunden in der stattlichen, eleganten Dame; Jungfer Christiane war freilich dieselbe geblieben, aber Lina selbst war so anders geworden.

Und doch riß sie sich schwer und langsam los von der Mutter stillem Grab, das an des Vaters Seite neben den Gräbern der Großeltern bereitet war, sie fühlte wohl, daß diese tiefernste Pause in ihrem Leben die aufgeregte Leidenschaft nur in kurzen Schlummer gewiegt, nicht gestillt hatte. Leon war abgereist, aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr schrieb er und forderte ihre Einwilligung als ein Recht, da nun der einzige Grund, der ihre Verbindung gehindert, weggefallen sei. Er sah sie schon als sein eigen an und legte seine ganze wilde Seele, seine Zukunft, seinen Dichterruhm in ihre Hand, er wollte sehen, ob Eine treue Frau auf Erden sei, Eine, die da fähig sei, alles um Liebe zu geben. — Lina schwindelte, sie wußte selbst nimmer, auf welcher Seite das Recht sei, und die Bücher, die sie las, um sich zu zerstreuen, das neue Evangelium ihrer Zeit, die glühenden Bilder von einer Liebe, reiner und heiliger als die der Ehe, von einer Ehe, der allein wahren und ächten, auf glühende Herzenswahl gegründeten, — sie alle verwirrten ihre Begriffe von Recht und Unrecht, sie alle machten ihr ein Leben der Pflicht schal und grau, — und lockender und lockender klangen die Töne aus dem Venusberge, die ein Echo finden in jedem Menschenherzen, und immer weniger hörte sie auf die Warnungsstimme des treuen Eckhard, die jeder Brust beigegeben ist.

Vielleicht hätte sie länger widerstanden, wenn sie schwere Noth oder Krankheit mit dem Gatten zu theilen gehabt hätte. Aber ein Leben des Reichthums und des Behagens hinzugeben, freiwillig wegzuwerfen für ein Leben der Beschränkung, der Entbehrung, und nichts dafür begehren als Liebe um Liebe, — das hatte einen wunderbaren Reiz für ihr Gemüth,

— und sie hatte Ja gesagt, ehe der Kampf in ihrem Innern ganz entschieden war.

Sie erhielt nur wenige jubelathmende Zeilen von Leon. Was nun geschehen sollte, wußte sie nicht, ihr war bange davor. Indeß hielt sie sich ruhig auf dem Landgut, froh, daß ihr die Trauer Vorwand gab, alle Besuche abzuweisen. Eines Morgens kam Dörner; gegen seine Gewohnheit ging er auf sein Zimmer, ohne wie sonst sie im Gartensaal oder auf der Terrasse aufzusuchen, und ließ sie bitten zu ihm zu kommen. Sie stieg hinauf mit bebendem Schritt, sie wußte nicht, wie sie die nächste Stunde überleben sollte. Sie erschrack vor dem Aussehen ihres Gatten, er saß da und schien unfähig, ihr entgegen zu gehen, er winkte ihr zu sitzen und reichte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Den Brief erhielt ich diesen Morgen von Leon, sag' mir, ob er wahnsinnig ist, oder was er will?“ Lina las, obwohl ihr die Augen vergingen auf dem Papier, das in ihrer Hand zitterte. Leon legte ihrem Gatten darin mit feurigen und beredten Worten dar, wie seine Ehe ein Irrthum sei, wie er und nur er ein heiliges Recht auf Lina's Besitz habe, wie ihre Herzen darüber einverstanden seien, und bat ihn, auf die möglichst schonende Weise das Band zu lösen, das für Alle nur eine Fessel sein könne. Lina schwieg und ließ den Brief auf ihren Schooß sinken.

„Wußtest du darum?“ fragte Dörner mit durch unterdrückte Bewegung gedämpfter Stimme. — Lina nickte bejahend, ihn anzusehen wagte sie nicht. — „Und du bist einverstanden?“ — „Ja,“ sagte sie leise, „ich glaube, es ist besser für uns alle.“ — „Und das ist wahr, und das ist auch nur möglich?“ rief der sonst so ruhige Mann heftig aus, indem er rasch im Zimmer auf und ab schritt, „du, mein angetrautes Weib, die mit dem Segen der Kirche und deiner Mutter mein ist, du, die Mutter meiner drei Kinder, die du in sieben Jahren nicht Ein hartes Wort von mir gehört hast, du willst mit Einem Riß ein so heiliges Band

trennen, um dich einem Fremden, einem hergelaufenen Dichter an den Hals zu werfen, der —." — Der Zorn gab Lina wieder Sprache. „Ich werfe mich niemand an den Hals," sagte sie hoch aufgerichtet, „ich will ein Band trennen, das Keines von uns beglückt hat, und will mich einem Manne zu eigen geben, dem ich unentbehrlich bin zu seinem innersten Sein, wie Licht und Himmelsluft, der meine tiefste Seele versteht, während ich dir nicht einmal nöthig bin."

„Also das ist's!" sprach Dörner ruhiger, mit tiefem, bitterem Weh, „ich genüge dir nicht. Es hat mir wohl oft leid gethan, als ich sah, woran dein junges Herz sich erfreute, daß ich in einem Leben voll harter Arbeit und Mühe nicht die Bildung mir hatte erwerben können, wie sie dich angesprochen hätte. Aber ich hoffte, durch dich sollte mein trockenes Dasein sich beleben, in dir sollte mir zu eigen werden, was ich in meiner freudlosen Jugend hatte entbehren müssen; ich suchte dir all die Freuden und Genüsse zu gewähren, für die ich selbst den Sinn nicht hatte nähren können." — „Ja, du gingst deinen Weg und ließest mich den meinen gehen," sagte Lina, froh an einem Grund, die Last von ihrem Gewissen zu wälzen. — „Gott soll richten," sagte er, „ob ich diesen Vorwurf verdiene. Ich suchte bei dir, und bei dir allein, Erheiterung, Leben und Frische, bei dir wollt ich mich von des Tages Arbeit erholen. Liebes Kind," fuhr er immer milder fort, „ich mußte bald fühlen, daß meine Gesellschaft dir langweilig sei; der gesellige Kreis, in dem ich mich zumeist bewegt hatte, meine Freunde, waren dir's noch mehr, und in der Gesellschaft, die du vorzogst, war ich über die Achsel angesehen, galt ich für den guten Papa, der das Geld verdienen darf. Das fühlte ich, obgleich mir's heute erst klar wird. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiter und glücklich sehn, mir selbst war Erholung Bedürfniß, und so ließ ich dich freilich in deinem Element. Es hätte nicht so sein sollen," setzte er mit traurigem Ton hinzu und ließ den Kopf auf die Hand sinken. Auch Lina schwieg und suchte die Stimme ihres innern Richters niederzukämpfen

mit all den schönen Worten und Gedanken von dem Ideal des Herzens.

„Lina,“ unterbrach Dörner das lange, trübe Schweigen, „ich bin nicht beredt genug, um dir alles vorstellen zu können, wie ich wollte. Ich habe am Altar versprochen, dich zu schützen und zu tragen, ich darf dich nicht so leichtsinnig aufgeben, wenn ich auch wollte und könnte. Berathe dich mit deinem Herzen, mit redlichen Freunden. Willst du in Liebe und Treue mein Weib bleiben und die gute Mutter meiner Kinder, so will ich dir vertrauen und alles soll vergeben und vergessen sein, wir beide wollen einander treulich helfen gut zu machen, was wir beide verfehlt. Kannst und willst du das nicht, kannst du kein Herz mehr für mich finden, so will ich dich nicht zwingen, mein Weib zu sein, aber der Schutz meines Namens und meines Daches, das volle Mutterrecht an deine Kinder soll dir bleiben, ich will dich schützen als dein treuester Freund, aber brechen mußt du in jedem Fall ganz und für immer mit diesem Menschen, jetzt von dieser Stunde an. Willst und kannst du das alles nicht, bleibst du bei deinem Willen —“ und er stand wieder auf in heftiger Bewegung, „so vergebe dir Gott; ich will dir keinen Fluch mitgeben auf deinen selbstgewählten Pfad.“

Er verließ rasch das Zimmer, und Lina hörte, wie er noch in der Nacht abfuhr. Sie blieb zurück in schmerzlichen Kämpfen, rathlos, hin und hergezogen von der Stimme der Pflicht und des eigenen Willens. So tief aber hatte sie sich von frühe auf in die Welt ihrer Romane eingelebt, daß sie inmitten der Qualen dieses Zwiespalts geheimen Genuß empfand im Gefühl, daß sie selbst nun eingetreten sei in diese Welt wunderbarer Erlebnisse und gewaltiger Herzenskämpfe.

Nicht leichten Kaufs gab Dörner sein Anrecht und seine Pflicht für seine Gattin auf. Er sandte ihr Tante Pauline zu, die ihr mit stürmischer Beredtsamkeit die äußern Folgen des unsinnigen Schrittes darstellte und eben darum der schlechteste Advokat war, weil Lina darin die Größe ihres Schrittes suchte, daß sie diesen trotzte. Er sandte ihr den ersten Geistlichen der Stadt, der den Namen ihres Beicht-

vaters trug, weil sie zu ihm alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal eine Magd sandten mit der Anmeldung zum Abendmahl. Dieser hatte sich mit Lina, als Dame des Hauses bei förmlichen Einladungen recht gut unterhalten, nun fand er es nicht leicht, kraft seines Amtes in Ernst und Weihe zu der Dame zu reden, die ihn, etwas frappirt über seinen Besuch, im eleganten Boudoir empfing und mit Erfrischungen bedienen ließ und die ihm mit vieler Sicherheit die Unvereinbarkeit der Charaktere in ihrer Ehe bewies. Seine Vorstellungen prallten machtlos ab. Dörner rief ihren väterlichen Freund, den Pfarrer von Eichbronnen, auf, sie an das heilige Gelübde zu mahnen, das sie vor ihm abgelegt, aber Jungfer Christiane schrieb tief betrübt, daß in Folge eines Schlaganfalls der liebe Bruder in einen träumerisch brütenden Zustand versunken sei, in dem er für die Außenwelt ganz verschlossen bleibe; ihre eigenen rührenden Bitten an ihr liebes Kind machten nur vorübergehenden Eindruck, sie konnte sie nicht verstehen.

Dörner willigte endlich in die Scheidung. Das reiche Jahrgeld, das er Lina aussetzte, wies sie nach Leons Willen entschieden ab, ebenso das Landgut, das er ihr zum Eigenthum gegeben hatte. Auf einem aber bestand der sonst so weiche, nachgiebige Mann fest: für ihre Kinder müsse sie todt sein. Nicht eine Ahnung, daß ihre Mutter als das Weib eines Andern lebe, durfte in ihre Seele kommen. Wenn nach Jahren ihr Bild sich bei ihnen verwischt habe, wollte er ihr ein Wiedersehen möglich machen, aber nie als ihre Mutter, nur indem sie ihrer als einer Todten gedächten, könne ihnen ihr Gedächtniß fleckenlos erhalten werden.

Es war eine schwere, lange, trübe Nacht, als Lina noch einmal mit dem Licht an die Betten ihrer Kinder trat, von denen sie nicht Abschied nehmen sollte. Sie lagen in tiefem Schlaf, — Otto, ein schöner trotziger Junge, den kleinen Krauskopf zurückgeworfen, sein kleines Schwert neben sich; der kleine Eugen hatte die Decke über sein Köpfchen gezogen, in sich zu-

sammengeschmiegt, wie ein Täubchen mit dem Kopf unter den Flügeln; Amelie sah auch im Schlaf nicht blühend und freundlich aus. Sie war nie der Mutter Liebling gewesen; in diesem Augenblick aber kam Lina ein tiefes Erbarmen an gerade mit diesem Kind, das so wenig Herzgewinnendes hatte. Ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen; jetzt erst fühlte sie, was es ist, von Kindern scheiden. Für immer! klang es ihr, wie ein Verdammungsurtheil, sie brach in heiße Thränen aus und konnte sich nicht losreißen. Amelie hustete, sie klagte über Durst, die Bonne schlief, Lina brachte ihr Wasser, halb im Schlaf sah sie das Kind verwundert an und ließ dann das Köpfchen wieder aufs Kissen sinken. Lina setzte sich ans Bettchen, sie hielt die heiße, dünne Hand des Kindes in der ihren und blieb so sitzen, lange, lange. Müde von Gedanken, legte sie den Kopf auf die Arme auf der Ecke des Bettchens und schlummerte so ein wenig, ihr war, als möchte sie nie wieder erwachen.

Der grauende Tag weckte sie, früh am Morgen wollte sie mit dem Eilwagen abreisen nach einer Stadt im nahen Ausland, wo sie bei einer Freundin Leons, einer ältern Dame, ihren Aufenthalt nehmen sollte, bis der Scheidungsprozeß vorüber und die Wege zur Verbindung geebnet wären. Dörner hatte eine kleine Reise gemacht, sie wollten sich nicht mehr sehen. Mit mattem Tritt, als ginge es in ihr Grab, stieg sie die Treppe hinab; ein Frühstück stand in ihrem Zimmer bereit, die Dienstboten, halb ahnend, was diese Reise zu bedeuten habe, ohne die Sache zu begreifen, hielten sich in scheuer Ferne. „Darf ich Sie begleiten, Madame?“ fragte ihr Mädchen; Lina schüttelte den Kopf, hüllte sich in ihre Tücher und Mäntel und ging, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Unten blieb sie noch einen Augenblick stehen und sah noch einmal auf das hohe stattliche Haus, in das sie vor sieben Jahren eingezogen, und das ihr seither zwar nicht ein Himmel des Glücks gewesen war, wohl aber eine sichere, schirmende Heimath. Welcher Zukunft ging sie nun entgegen? Sie fand ja nun alles, was sie je geträumt, eine wilde, heiße Liebe, die ihr alles sein, alles ersetzen wollte — und doch zog eine

bange Ahnung durch ihr Herz, und ihr war einen Augenblick, als zöge sie in eine Wüste hinaus.

Allein, ganz allein ging sie durch die stillen Straßen, in denen sich kaum da und dort ein Zeichen von Leben regte. Sie war so reich an Freunden gewesen. Aber nicht Einen, nicht Eine hätte sie bitten mögen, sie zu begleiten. Tante Pauline hatte sich erbittert von ihr losgesagt; andere Bekannte, die sich zum Theil schon früher zurückgezogen hatten, wurden vollends scheu, als das Gerücht von einer baldigen Scheidung umging. Obwohl Dörner mit äußerster Rücksicht für seine Frau zu Werke gehen wollte, mußte man doch den Ausgang der Sache abwarten, bevor man sich auf irgend einen Fuß mit ihr setzte.

Sie stieg in den Wagen und grub sich tief in die Ecke, ach, die Gestalten konnte sie nicht verhüllen, die vor ihrem innern Auge aufstiegen: ihre Kinder daheim, die beim Erwachen keine Mutter mehr fanden, — das Grab ihrer Mutter, — das Bild ihres Gatten, wie er sie zum letztenmal so herzlich, so kummervoll angesehen; — o fort, fort! Sie wünschte dem Wagen Flügel, daß er sie ihren schweren Gedanken entführe.

Nach einem langen Tag und einer endlosen Nacht war sie am Ziele; am Wagen stand Leon, hob sie heraus und schlang den Arm um ihre bebende Gestalt und führte sie nach der freundlichen Wohnung, die zunächst ihre Zuflucht war. Da entledigte er sie der lästigen Hüllen; er bedeckte ihre Hand mit Küssen und trocknete die Thränen von ihren Augen; er ergoß sich in glühenden Worten des Dankes für ihre Opfer und pries sie als eine Perle ihres Geschlechts, die da vermöge alles zu geben um Liebe.

Und die mahnenden Stimmen schwiegen; zum erstenmal vermochte Lina sich ganz und voll der Zukunft in die Arme zu werfen und ihr Auge zu schließen vor der Vergangenheit, zum erstenmal wagte sie an das Glück ihrer Zukunft zu glauben.

Frau von Nolten, ihre neue Beschützerin, war einst, obwohl mehrere Jahre älter als Leon, der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Knabenliebe gewesen und seine treue Freundin

geblieben. Sie war eine Art von Tante Pauline, nur um eine Oktave höher, in einer etwas andern Tonart, wie sie immer unbeschäftigt und immer geschäftig. Wo aber Tante Pauline Geschäfte machte im Arrangiren von Landpartieen und Soirees und Salons, oder wenn's gut ging und hoch kam, in Heirath stiften ohne Rücksicht auf Herzensmotive, die sie nicht hoch anschlug, da interessirte sich Laura von Nolten nur für tragische Liebesgeschichten, gebrochene Herzen, Mißverständnisse zwischen Liebenden und unlösbare Konflikte. Ihr eigenes Leben war äußerlich zu ihrem Leidwesen in sehr geregeltem Gang verlaufen, es war ihr nichts geblieben als auf eigene Hand unglücklich zu lieben und sich mühsam schmerzliche Kämpfe zu bereiten, aus denen aber ihr äußerer Mensch ganz wohl konservirt hervorgegangen war, auch zu ihrem Leidwesen. Ihr Name, Dank ihrem weiblichen Gefühl und ihrem ebenen Schicksalsweg, war durchaus fleckenlos geblieben, und die Mehrzahl ihrer Bekannten beehrten sie nur mit dem Namen einer Phantastin.

Sie redete viel von ihrem unendlich tragischen Geschick, während Niemand recht begriff, wo die tragische Pointe eigentlich liege. Seit sie älter geworden, liebte sie mehr in Andern die Kämpfe und Leiden ihrer Jugend wieder durchzuleben, als der Lampe ihrer eigenen Schmerzen neues Oel zuzugießen. Ihr Freund Leon mit seiner wilden Natur, mit dem Mißgeschick, das seine Jugend begleitet, bis ihn rascher Erfolg in den Augen der Menschen auf eine glühende Höhe gehoben, war ein unerschöpflicher, unschätzbarer Stoff innerer Bewegung für sie, und mit dem tiefsten Interesse hatte sie all seine mannigfachen Herzensgeschichten getheilt. Aber auf eine so wirkliche, so großartige, so tief tragische Begebenheit wie sein Verhältniß zu Lina, in der sie selbst eine so bedeutende Rolle übernehmen sollte, hatte sie nie zu hoffen gewagt, und sie ging mit solchem Feuer darauf ein, daß es Leon nicht mehr möglich gewesen wäre, zurückzutreten, selbst wenn ihm gebangt hätte vor den Folgen des kühnen Schritts. Daß Laura selbst noch ein tieferes Interesse als das einer mütterlichen Freundin an ihm nahm, daß der Traum ihrer eigenen Jugend in diesem Paare verwirklicht wurde, nun, da ihre Blüthen verwelkt waren, —

das eben verlieh der Sache noch einen besonders pikanten Reiz für sie. Sie überhäufte Lina mit Liebe und Wohlwollen, sie pries ihre Opferfähigkeit und das seltene Loos, das ihr beschieden, sie stellte Leon ins höchste und schönste Licht in ihren Augen. Aber sie ging auch bereitwillig in all ihre Zweifel und Kämpfe ein; es wäre ja nicht tragisch und nicht interessant gewesen, wenn alles so eben verlaufen wäre.

Frau Laura bewohnte seit dem Tode ihres Mannes ein kleines hübsches Haus in einem Garten der Vorstadt. Lina fand bei ihr Pflege, Liebe, leidenschaftliche Theilnahme, aber Frieden fand sie nicht. Wie hätte ihr ihn auch diese friedlose Natur geben können, die im Leben nur Rechte, keine Pflichten zu haben glaubte und darum ewig getäuscht und mit dem Geschick zerfallen war. — Leon besuchte sie auf ihren Wunsch nur selten; seine Ankunft brachte ihr Freude, Aufregung, die Abende, in denen er ihr all die Schätze seiner Poesie aufthat, seine Liebe, seine wilde Sehnsucht aussprach, brachten ihr reichen und tiefen Genuß, — aber Frieden brachten sie ihr nicht.

Frau Laura sorgte mit mütterlicher Güte für ihren Freund; sie sah das Paar beisammen in seinem schmerzlichen Glück, sie sah ihre Hände in einander ruhen und Leons Augen in ihrer dunklen Gluth in die Linas geheftet, — dann schritt sie ernst und dunkel wie Melpomene in ein Zimmer, das sie immer geheizt hielt, um ihren Gefühlen nachhängen zu können, und schwelgte in dem Schmerz ihrer begrabenen Hoffnungen.

Endlich und endlich nach langen Monden waren die Wege geebnet, die Scheidung ausgesprochen und die Erlaubniß des geschiedenen Gatten zu einer neuen Heirath gegeben. Leon, aller Schritte im bürgerlichen Leben, aller Mühen und prosaischen Hindernisse ungewohnt, ertrug all dies mit knirschender Ungeduld, tausendmal lieber wollte er mit der Geliebten wegziehen, fern diesen schnöden Verhältnissen, auf eine blühende Insel der Südsee, — aber, wenn auch nicht die goldenen Schwingen zu so weitem Fluge gefehlt hätten, hier blieb Lina

fest; ohne den Segen der Kirche wollte sie nun und nimmer die Seine werden.

Endlich war denn alles im Reinen, mit schweren Kosten das Aufgebot abgekauft, alle Papiere geordnet, und Leon kam glühend und freudig, um seine Braut heimzuholen.

Frau von Nolten hatte sich lange schon auf die Hochzeit gefreut, heldenmüthig, wie ein todeskühner Indianer auf seinen Kampf am Marterpfahl. Da wollte sie recht auskosten die Tiefen des Seelenschmerzes. Ob sie wohl in Ohnmacht fallen würde? Sie hoffte es fast, obwohl ihr dieser Genuß in ihrem vielbewegten Leben noch nie zu Theil geworden war, aber sie würde jedenfalls noch Kraft finden zu den schönen, entsagungsvollen Worten, mit denen sie Lina entlassen wollte und die sie sich in manch schlafloser Nacht schon ausgedacht hatte. Lina machte einen Strich durch diese Rechnung, sie wollte um keinen Preis hier getraut werden, ihre Verhältnisse waren allmählig bekannt geworden, die Stadt war gerade klein und groß genug, um ein Klatschnest in erweitertem Maße zu sein, und stand mit der Residenz ihres eigenen kleinen Heimathlandes in Verbindung.

Ein kleiner Grenzort obskuren Namens wurde ausersehen. In der Frühe eines nebligen Märzmorgens fuhren Leon und Lina aus, allein miteinander, so recht allein zum erstenmal, und sie versenkte gewaltsam, was Trübes in ihr aufsteigen wollte, und gab sich voll und ganz dem Zauber der Gegenwart hin und der süßen Ahnung goldener Tage der Erfüllung.

Sie hielten in dem kleinen Gasthof des Orts und gingen zusammen zum Geistlichen, um die Trauung zu bestellen.

Das schöne Paar wurde von der verwunderten Magd, die wohl selten solche Besuche gesehen, in des Herrn Zimmer gewiesen. Es war seit lange zum erstenmal, daß Lina wieder die Studierstube eines Geistlichen betrat, und wunderbar fühlte sie sich angesprochen von dem einfachen Geräth: die Bibel auf dem Tisch, umgeben von alten Folianten ehrwürdigen Gepräges, die überfüllten Bücherschränke, die schlichte Lampe, die wohl schon ernste Stunden voll tiefen Sinnens erhellt hatte,

— es wehte sie hier an wie Heimathluft, und sie vergaß einen Augenblick, warum sie da war.

Der Pfarrer trat ein, eine hohe, magere Gestalt, Spuren ernster Kämpfe und tiefer Gedanken auf dem noch nicht gealterten Gesicht. Lina sah ihn an und fuhr zusammen, eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht, — sie sah ihn nicht zum erstenmal. Er betrachtete sie einen Augenblick zweifelnd und schien sie nicht zu erkennen und wandte sich zu Leon, der ihm in bündiger Weise mit der Art eines Herrschers sein Anliegen auseinander setzte und bat, die Ceremonie so kurz und so einfach wie möglich zu machen. Nachdem er ihm die Papiere vorgelegt, stellte er sich ans Fenster, um sich den Blicken zu entziehen, die nach der Einsicht in diese der Pfarrer unzweifelhaft auf ihn richten würde. Lina hatte sich niedergesetzt.

Der Pfarrer durchsah die Papiere, bei Lesung der Namen fuhr er plötzlich auf und sah rasch nach Lina hin, ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick, dann senkte sie den Kopf und barg ihr Gesicht in die Hände. Arnold, denn er war es, wollte sprechen, aber er schwieg wieder und fuhr fort in aufmerksamer Prüfung der Papiere. Endlich legte er sie sorgsam zusammen und sagte mit ruhigem, bestimmtem Ton zu Leon: „es thut mir leid, ich kann Sie nicht trauen.“ — „Warum nicht, sind die Papiere nicht in Ordnung?“ fragte Leon mit unterdrückter Heftigkeit. — „Sie sind's und nach den Rechten weltlicher Obrigkeit können Sie getraut werden, aber mein Gewissen stellt mich unter das Wort eines höhern Richters, das da sagt: wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe.“ — „Als Diener Ihres Staates sind Sie gezwungen, es zu thun,“ fuhr Leon auf.

„Ich weiß, daß ich mein Amt verlieren kann, wenn Sie auf Ihrer Forderung bestehen,“ sagte Arnold gelassen, „aber ich kann nicht anders.“ — „Und wie wollen Sie es über Ihr priesterliches Gewissen bringen, eine Verbindung, die den Segen der Kirche sucht, diesen zu versagen?“ stürmte Leon, „laden Sie nicht dadurch den Fluch auf sich, der nach Ihrer Ansicht auf einem ungesegneten Bunde liegt?“ — „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und ein zweischneidig Schwert, nicht

ein Rohr, das sich im Winde biegt," sprach der Pfarrer. „Wer sich davon richten läßt, den weist es weiter, die gerade Straße zum Leben, wer es verwirft, dem wird es zum Tode. Nicht hinausstoßen in eine segenslose Verbindung will ich Sie," fuhr er mit weicherer, tiefeindringender Stimme fort, mehr zu Lina gewendet, „zurückschrecken möcht' ich Sie von dem Pfade des Fluchs auf den Weg der Verläugnung, der im Lichte endet."

Lina saß in sich zusammengesunken, wie vernichtet, ohne aufzublicken, nur als Leon fortfahren wollte, faßte sie seine Hand und sagte leise: „besteh' nicht darauf!" Leon raffte die Papiere zusammen, richtete Lina auf und stützte sie mit seinem Arm. „Wir hoffen, Herr Pfarrer, bei einem Ihrer Amtsbrüder weniger priesterliche Härte zu finden," bemerkte er; „inzwischen haben Sie die Beruhigung, mit Ihrem zelotischen Eifer eine wehrlose Frau niedergedonnert zu haben." - Und rasch zog er Lina fort, ohne dem Pfarrer, der noch zu ihr sprechen wollte, Zeit zu einem Worte zu lassen.

Ohne sich im Dorfe aufzuhalten, hob er Lina in den Wagen und fuhr dem nächsten Dorfe zu, zu dem er sich den Weg bezeichnen ließ. Schweigend, bleich und geknickt lehnte Lina in der Ecke und hörte kaum Leons donnernde Tiraden über finstere Pfaffen und priesterlichen Zelotismus; willenlos ließ sie sich am Ziel der Fahrt herausheben und wartete im Gasthof, bis Leon zu dem Geistlichen ging. Dieser war ein junger Mann, der Sinn für's Romantische hatte und Leons Gedichte kannte. Die Geschichte, die er aus den trockenen Papieren herauslas, war ihm viel zu wunderbar und anziehend, als daß ihm die Einsegnung des Paares Skrupel gemacht hätte, der ja auch kein gesetzliches Hinderniß im Wege stand.

Leon eilte zurück, beruhigte und tröstete Lina mit süßen Worten und führte sie zu der Kirche, die inmitten der Häuser und nicht so anmuthig im Grünen lag, wie das Kirchlein zu Eichbronnen.

Und Lina stand an der Seite des Geliebten, dem sie nun der Segen der Kirche zu eigen geben sollte, des Einen, der die schlummernden Accorde ihres tiefsten Seelenlebens geweckt,

des Mannes, wie ihn ihr Mädchenherz in seinen stolzesten Träumen sich gedacht. Warum durchdrang nicht ihre Seele das Gefühl unendlichen Glücks, das die Krönung der höchsten Wünsche begleiten sollte? Warum glitt das Ja so scheu von ihren Lippen, warum vergaß sie des Geliebten an ihrer Seite und hörte nicht die poetischen Worte, mit denen der junge Geistliche die vorgeschriebene Formel schmückte, warum sah sie im Geist nur jenes Kirchlein, in das die grünen Bäume hereinnickten, und blickte in der Mutter frommes Auge und in das verklärte Antlitz ihres alten Freundes, und hörte wieder die Worte der Weihe, die er sprach, nicht für ein Leben voll irdischen Glücks, aber für ein Leben treuer Hingabe an heilige Pflichten? — Und als sie die Kirche verlassen hatten, als ihr Blick auf den kleinen Spiegel des Dorfwirthshauses fiel und darin eine schöne bleiche Frau sah, im grauen Seidenkleid, da tauchte ihr Bild als jungfräuliche Braut vor ihr auf im Kranz und Schleier, die frische Mädchenblüthe auf den Wangen, heilige Vorsätze im Herzen, wie der Engel ihrer bessern Tage, — und es entschwand.

Ein anmuthiges Asyl hatte Leon für sein junges Glück gegründet, ein niedliches Landhaus, das verlassene Eigenthum eines Fabrikanten in einem der grünen Thäler seines Vaterlandes. Eine sehr ansehnliche Summe, die Dörner seiner Frau als das Erbe ihrer Mutter übersandt hatte, bestritt reichlich die Kosten der ersten Einrichtung, deren graziöse Einfachheit ziemlich kostbar wurde.

Es war goldenes Frühlingsleben, das sie hier führten, und ein schönerer Mai hatte in ihren Augen nie die Erde gegrüßt. Der Tag theilte sich in die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, in Streifzüge und Entdeckungsreisen in die Gegend, die, so einfach sie war, doch stets neue, verborgene Reize enthüllte, und in die stillen Stunden am häuslichen Herd, die der Lektüre und der Musik geweiht waren. Leon begleitete Linas Klavierspiel mit der Flöte, auf der er Meister war, Lina war keine Meisterin und wollte nie Takt halten, sie blieben

zusammen stecken, und mit Lachen wurden die Variationen meist in der Mitte geschlossen.

Man hatte ein einziges Dienstmädchen, ein Kind vom Lande, genug für das zufriedene Paar, Leon trug Lina selbst unter Lachen und Scherzen Holz zu in die Küche; sie nahm sich so allerliebst aus am Kochherd, wo sie die lang vernachlässigte Kunst ihrer Jugend wieder übte. Auf ein mißlungenes Gericht mußte sie zur Strafe einen Punsch brauen, wenn nicht ein Kuß hinreichte, es zu versüßen. Sie dünkte sich wieder zum Kinde geworden zu sein. Leon genoß dies einfache Leben, das Element ihrer Jugend, zum erstenmal; für Beide hatte es einen köstlichen Reiz. Die Erinnerung an die Vergangenheit trat zurück, die Bilder ihrer Kinder wurden ihr wie ein Traum, die qualvolle Scene des Hochzeitmorgens erblaßte, Lina wähnte sich schuldlos, weil sie glücklich war.

Und Leon war so glückselig! Auch er fühlte sich entsündigt, versöhnt, wie er sagte, in dieser Lebensluft des Glücks, und wenn ihn Lina mahnen wollte, auch seine Feder wieder aufzunehmen, so sagte er scherzend:

„Frühling ist ein hohes Fest,
Laß mich ruhn und beten!“

„Du betest ja nie,“ sprach auch sie halb scherzend, halb ernst. — „Glück ist Gebet!“ rief er, sie feurig umarmend, „wir beten wie die Blumen und wie die Lerchen!“

Aber der milde Frühling schwand, die Rosen des kleinen Gartens welkten und ein schwüler Sommer senkte sich mit fast unerträglicher Hitze auf das enge Thal. Die Frühstückstunde unter der Veranda war immer noch reizend und die klaren Sternennächte, aber die Tage waren unendlich lang. Arbeiten erklärte Leon für rein unmöglich, Lina war seit lange des Arbeitens zu bestimmtem Zweck entwöhnt, Vergnügen macht es ihr jetzt nicht, und ohne Arbeit wollte der Tag doch auch kein Ende nehmen. Beim Lesen Abends schliefen sie ein, auch die Musik wollte nicht mehr recht gehen, Linas Klavierspiel wurde immer nachlässiger, harmonirte immer weniger mit der Flöte, zuletzt wurde Leon ungeduldig und warf diese weg, Lina schmollte,

und die dritte und vierte Versöhnungsscene war schon nicht mehr so reizend wie die erste.

„Was sagst Du zu Ems?“ unterbrach Leon einmal die schläfrige Stille eines Nachmittags. Lina erschrack fast über der Frage; hatte sie auch in der letzten Zeit manchmal einen Wechsel herbeigesehnt, vor einem Eintritt in die große Welt bangte ihr doch. „Nun?“ fragte Leon etwas ungeduldig, „oder ziehst Du Karlsbad vor, oder irgend ein kleineres Bad?“ — „Ach nein, in kleineren Bädern ist man viel mehr gekannt und beobachtet.“ — „So, das ist's!“ rief Leon heftig, „du schämst dich meiner, du willst nicht als meine Frau auftreten, meine Frau!“ und die gebrochenen Herzen standen vor seiner Seele, die er hätte beseligen können mit der bloßen Hoffnung auf diesen Titel, die schwärmerischen Jungfrauen, die sich glücklich gepriesen, ein Blättchen von seiner Hand zu besitzen, die nicht zu denken gewagt an eine Locke von seinen dunklen Haaren. — Und seine Frau, um die er seine goldene Freiheit dahingegeben, um die er Kämpfe und Mühen bestanden, wo ihm andere Früchte mühelos in den Schooß gefallen wären, seine Frau wollte sich dieses Namens schämen!

„Bitte, mißverstehe mich nicht,“ bat Lina ängstlich, „aber wir müssen auch bedenken, ob unsre Mittel —.“ — „Oh, die sorgsame Kaufmannsfrau, natürlich ob habet und debet sich gleich gegenüber steht. Freilich!“ — Durch diese Anspielung fühlte sich nun Lina tief verletzt und das Begütigen war wieder an Leon. „Siehst du, Kind, Dichter können nicht rechnen. Du weißt ja, unser Goldquell muß meine Feder sein. Was nun meine Lebensgeister auffrischt, mir neue Gestalten zur Anschauung bringt, das ist für die Zukunft gesorgt, ich bin nun einmal kein Hamster, der im Boden wühlt und Schätze aufspeichert, ich bin eine Lerche, die Morgenluft trinken muß und Blüthenduft genießen, dann fällt ihr die Nahrung wie im Traume zu. Ein Dichterlieb muß das Rechnen verlernen,“ schloß er, sie auf den Mund küssend, „Sorglosigkeit ist die beste Sorge eines Dichters!“ — Lina schwieg, sie fragte auch nicht: also bedarfst du der Welt und des Wechsels? Sollte denn nicht ich deine Muse

sein, der Sieg und Sang bringende Genius deiner Zukunft? — ob sie es dachte, — wir wissen es nicht; sie bereitete sich für die Badereise.

Sie wagte nicht zu gestehen, mit welch innerer Pein sie sich das erstemal an Leons Arm auf der Promenade, in den Konversationssälen sehen ließ; wohl waren Viele, die ihr Loos beneideten, Viele, denen sie unendlich interessant wurde durch ihre Geschichte, die bald von allen Lippen gesagt und geflüstert wurde. Sie aber fühlte die neugierigen Blicke wie glühende Kohlen, und alle Huldigungen junger Künstler, berühmter Schauspieler und emanzipirter Frauen, die sich bald um das anziehende Paar sammelten, wogen ihr nicht die kühle, ablehnende Verbeugung auf, mit der Bekannte aus früherer Zeit sie begrüßten. Leon litt darunter nicht; ob er einem rechtlichen Manne das Weib seines Herzens, den Kindern ihre Mutter entführt hatte — er konnte durch all das nur interessanter werden, ihm stand nach wie vor jeder Salon offen, nur von seiner Frau rückte man etwas auf die Seite. Auch fand er seine ganz wilde, lustige, schwermüthige, dämonische Stimmung wieder, die sich in dem idyllischen Frühlingsleben verklärt, im schwülen Sommer verdumpft hatte, er sprudelte über von geistreichen Einfällen, er warf Abends flüchtige Zeilen aufs Papier, reich und tief wie die Lieder, die ihm schon so viele Herzen gewonnen. Lina sah mit Freude seinen Dichtergeist wieder erwachen, sie fühlte manchmal mit Stolz, daß dieser gefeierte Name der Ihre war, aber sie empfand mit tiefem Weh, daß *sie* ihm dazu nicht nöthig sei, — sie hatte ihn glücklich gemacht für eine Weile, — zum Dichter machte *sie* ihn nicht.

Jemehr das gehobene Gefühl des eigenen wiederkehrenden Genius, die Bewunderung und Huldigung der Menge Leons Lebensgeister steigerten, desto peinlicher empfand er, daß Lina nicht freier, nicht stolzer und glücklicher in dem neuen Element sich bewege. Die Verläugnung hatte er nicht, um ihretwillen die Gesellschaften ganz zu meiden, in denen sie nicht anerkannt wurde, obgleich ihm selbst eigentlich wohler

war in dem zwanglosern Kreise der Künstler und Schöngeister, wo sie als Königin verehrt war.

Eines Abends war in diesem Kreise von einer neuen literarischen Erscheinung die Rede, die von den Männern bewundert, von den Frauen absolut mit großem Eifer verworfen wurde. „Nun, gesegnet seien die Damen," rief ein junger Mann mit Dickens Worten, „sie thun nichts halb!" — „Umgekehrt, junger Mann," fiel Leon ein, „sie thun alles halb und sind alles halb, darin besteht vielleicht ihr Reiz, es ist aber auch ihr Unglück. Sie sind halb ideal, halb praktisch, halb sentimental, halb schalkhaft, halb edel und fromm und tugendhaft, und lassen sie sich die schöne Sünde locken, so tauchen sie auch nur halb unter die verführerische Flut; sie kommen nicht zur Tiefe, wo die wunderbaren Korallenhaine sind und die Muschelgrotten und der süße Gesang der Seejungfrauen sie in Schlummer wiegt, und doch bringen sie den Kopf nimmer heraus an's Himmelslicht. Da zappeln sie denn zwischen Erd' und Himmel, immer am Ersticken und doch nicht erstickt." Er sprach diese Worte fast höhnisch und sein Blick, der Lina streifte, traf sie wie ein Dolch. Hatte er sie gemeint? Er selbst nannte Sünde, was sie um seinetwillen gethan, nun erst fühlte sie mit unsagbarem Weh, was ihr gefehlt hatte, selbst in den Stunden des Glücks und mehr noch hier unter der Menge, und was ihr nichts auf Erden ersetzen konnte, auch die Liebe nicht, — es war die Achtung ihres Gatten. Sie konnte diese Worte nie wieder vergessen.

Die Badesaison ging vorüber. Leon hatte, wie er es gewöhnt war, auf sehr behaglichem Fuße hier gelebt; seit er Lina die Kaufmannsfrau vorgeworfen, hatte sie nie mehr nach den Mitteln gefragt, mit denen ihr Aufwand bestritten wurde, obwohl sie sich stiller Sorge darüber nicht erwehren konnte.

Nun theilte er ihr den Plan mit, die schönen Septembertage zu einer Reise nach Oberitalien zu benützen. „Du begleitest mich, Kind?" fragte er, „oder ziehst du vielleicht vor, in unser kleines Asyl zurückzukehren und es wohnlich zu bereiten?" — „Ich kann schon morgen früh nach Erlenthal ab-

gehen," sagte sie, tief verletzt darüber, daß er auch nur an die Möglichkeit einer Trennung denken konnte.

„Nu, nu, Närrchen, sei nicht böse, so war es ja gar nicht gemeint. Mir ist ja das Reisen mit dir natürlich viel genußreicher, aber du hast selbst in den letzten Tagen so oft die Sehnsucht nach ländlicher Ruhe ausgesprochen, und dann — das Reisen mit einer Frau ist allerliebst, aber sehr kostbar. — Doch die nächste Zeit muß goldene Früchte bringen, da können wir schon was wagen, und — weiß du was? Wir reisen nur nach Tyrol, das ist minder kostspielig: siehst du, ich kann auch rechnen." — Freilich, murmelte er für sich weiter, einen südlichen Hintergrund hätte ich zu meinen neuen Bildern haben sollen. — Es war das erste Opfer, das ihm der Ehestand auflegte, und er fand nicht sehr süß, es zu bringen; Lina ließ sich gern zu dem neuen Plane bewegen und sie zogen wieder heiter mit einander in die Welt hinaus.

Im Spätherbst kehrten sie in ihr Asyl zurück, aber zur Regenzeit war das Thal noch trübseliger als in der Sommerglut, auch beabsichtigte Leon seine neuen Dichtungen herauszugeben, dazu war der Aufenthalt in einer Stadt zweckmäßiger, Lina willigte gern ein, nur erklärte sie für unmöglich, in die Residenz ihres Vaterlandes zurückzukehren, wozu Leon die meiste Lust gehabt hätte. Er gab ihr mit einiger Verstimmung nach und sie mietheten ein bescheidenes Quartier in einer andern großen Stadt, Leons früherer Heimath.

Der Geldpunkt, der leidige, prosaische Geldpunkt, mußte nun endlich doch zwischen den Gatten besprochen werden. In dem langen peinlichen Jahre des Scheidungsprozesses und den Monaten heftiger Aufregung, die ihm vorangegangen, war Leons Muse ganz verstummt geblieben, auch während der rosigen Flitterwochen war nichts geschehen; die Nachernte früherer Werke war zum Voraus eingenommen und der Rest seines eigenen Vermögens sehr gering. Die bedeutende Summe, die Lina als Muttererbe empfangen hatte, war bis jetzt ihre einzige Ressource gewesen und auch diese ging auf die Neige, ohne daß irgend wie für die Zukunft gesorgt worden wäre. Leon schien der Rest noch sehr ansehnlich, als er mit Lina

überzählte. „Nun theilen wir redlich, Weibchen,“ rief er, „die Hälfte ist mein, darein muß ich mich mit meinen persönlichen Bedürfnissen schicken, wie ich kann; die andre steht zu deiner Verfügung, damit besorgst du den Haushalt für den Winter.“ — „Für den ganzen Winter?“ fragte Lina zweifelhaft, die selbst nicht stark war in Haushaltungsberechnung, aber die sich der Summen wohl erinnerte, die früher ihr Mann in ihre Hand gegeben. „Freilich, Liebste! Das ist ja eben die reizendste Eigenschaft der Hausfrauen, aus Wenigem viel zu machen, wie oft haben mich früher meine Freundinnen versichert, wenn sie gegen meine Verschwendung predigten: geben Sie acht, Sie brauchen nicht die Hälfte, wenn Sie eine gute Hausfrau haben! — Und wer sollte eine bessere Hausfrau sein als meine Lina, die als Pfarrtöchterlein Einfachheit, als Banquiersfrau Rechnen gelernt hat! Im Frühling nehme ich mein Honorar ein, später gründen wir ein Journal, ohnehin braucht man im Sommer fast nichts, wo das verwünschte Brennholz nicht nöthig ist, also nur hübsch gespart über den Winter, ich denke mir das allerliebst.“

Ach, es war nicht so allerliebst, wenn die Gerichte für seinen verwöhnten Gaumen immer einfacher wurden, wenn Lina theure Lehrgelder in der Haushaltungskunst bezahlen mußte und mit Schrecken ihren kleinen Schatz mehr und mehr schwinden sah; und doch wollten und sollten sie Gesellschaft sehen. Leon sollte außerordentliche Zuschüsse aus seinem Reservefonds geben, aber der war ihm eben jetzt so nöthig, um sich je und je für die einfachen Mahlzeiten daheim zu entschädigen. Eine Besprechung darüber begann oft im Scherz und endete von Linas Seite in Thränen, von seiner in bittrem Unmuth, daß er sich von diesen Erbärmlichkeiten sollte knechten lassen.

Er war ein verwöhntes Kind gewesen sein Leben lang und hatte sich jeder unsanften Berührung mit der Außenwelt entzogen. Ungeduldig, mürrisch, wie ein verwöhntes Kind, nahm er nun auch diesen Kampf mit den Drangsalen des Alltagsleben auf. Es war freilich nicht seine erste Geldverlegenheit, für den jungen Mann war das aber ein Spaß ge-

wesen, er hatte nach wie vor an der Table d'hote gespeist, bei einem Freunde geborgt, sicher daß es bald wieder anders kommen müsse; die Geldverlegenheit eines Hausvaters aber hat ein viel ernsthafteres Gesicht.

Mit dem Frühling hob sich die Ebbe etwas, und wie in ein verlornes Paradies sehnte sich Lina zurück nach dem Landaufenthalt, der ihr so selige Tage gewährt hatte. Das Haus in Erlenthal war wieder zu miethen und Lina glaubte gewiß, mit den alten Räumen müsse das alte Glück wiederkehren.

Es war noch die Veranda mit ihrer Aussicht ins grüne Thal hinauf, und der rebenumrankte Balkon und die freundlichen kleinen Zimmer, — es war Leon, der sie darin einführte und freundlich auf die Stirn küßte, auf der sich diesen Winter die ersten Falten gebildet hatten, und mit leidenschaftlicher Bewegung schlang sie die Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust und sagte: „o, nun wird alles, alles wieder gut!“

Und doch wollte es nicht wieder ganz so werden wie es gewesen. Lina fühlte sich nicht gesund und frisch wie im vergangenen Frühling, sie vermißte jetzt manche kleine Bequemlichkeit, an die sie damals nicht gedacht, die kleinen Sorgen des Haushalts wurden ihr, die nie gelernt, sich Zwang anzuthun, lästig und ermüdend. Oft hatte sie früher an Dörner das Talent pour les petits soins vermißt, er hatte es gewöhnlich ungeschickt angegriffen, wenn er ihr eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, aber es war ihm doch eine Herzensangelegenheit gewesen, daß sie nichts vermissen sollte. Leon war es noch gar nie eingefallen, für andre zu sorgen, — er war gewöhnt, daß aufmerksame Freundinnen die Wünsche aus seinen Augen lasen, daß er als werther Gast verhätschelt und an kleine Bedürfnisse gewöhnt wurde, die ihm selbst kaum eingefallen wären, nun fand er es höchst unbequem, besondere Rücksichten auf seine Gattin nehmen zu sollen.

Wohl gab es noch schöne Abende in Erlenthal, wo seine Flöte wieder die alten Zauberklänge hören ließ, wo Lina ihr müdes Haupt an ihn lehnte und mit ihm hinaus-

blickte in die klare Mondnacht, aber sie dachte in solchen Augenblicken nicht mehr an ein langes seliges Leben an seiner Seite, — sie dachte nur, es müßte schön sein, so zu sterben.

Fleißig war er diesmal, viel fleißiger als sonst, er hatte gelernt, an den Silberwerth der Talente zu denken. Lina freute sich dessen, doch war sie dadurch sehr viel allein. Als der Sommer kam, war Leon dringend einer Erholung bedürftig, die Kasse war wieder flott, Lina konnte nicht reisen, Leon wollte ihr Frau von Nolten zur Pflege und Gesellschaft verschreiben, aber Lina graute vor dieser ruhelosen Natur. Leon machte unerhörte Anstrengungen, eine respektable, erfahrene Wittwe aus dem Bürgerstande für sie zu gewinnen und kam sich selbst ein Wunder eines besorgten Gatten und Hausvaters vor, daß er erst zu einer Erholungstour abreiste, als er Lina in guten Händen wußte.

Er kehrte im Herbst zurück, rasch in ungeduldiger Freude, seinen ersten Sohn zu umarmen, — er traf das Kind nicht mehr lebend und konnte nur die schmerzgebeugte Mutter trösten. Er theilte Linas Leid; er war so froh und stolz im Gedanken an einen Sohn, den Erben seines Namens, gewesen, und nun tief betrübt über die Vernichtung dieser Freude. Daß man aber ein Kindlein, in dem man doch nichts als eine Hoffnung verloren, so tief und so lange betrauern könne, wie Lina that, war ihm unbegreiflich, er fand es nicht einmal mehr poetisch, er glaubte nicht an die Wahrheit dieses Gefühls.

Lina dagegen glaubte Anspruch zu haben auf ein doppelt reiches Maß von Liebe und Zärtlichkeit von dem Mann, mit dem sie allein stand auf der weiten Welt, er aber grollte dem eigensinnigen Schmerz, der ihm die Sorgfalt, die Aufmerksamkeit seiner Gattin entzog. Er wich jeder Erwähnung des Kindleins aus und schob alles bei Seite, was daran erinnern konnte, weil er das Leid seiner Gattin nicht nähren wollte. Dichter und Herzenskenner, wie er war, übersah er doch, daß man die Wunden des Herzens, wenigstens des Frauenherzens, ausbluten lassen muß, um sie zu heilen;

das erste Leid, das Gattenherzen am innigsten verbinden soll, wurde zwischen ihnen zur ersten Scheidewand.

Seit sie ihr Kind verloren, fühlte Lina ein unaussprechliches Verlangen, von ihren lebenden Kindern zu hören. Sie schrieb an Tante Pauline, die ihr, wie es schien, noch unversöhnlich grollte, natürlich äußerte sie nicht die leiseste Klage über ihre gegenwärtige Lage, aber demüthig, fast schüchtern, bat sie um Nachricht. Die Tante war viel zu gutmüthig, um unerbittlich zu bleiben, sie machte Lina keine Vorwürfe, schonte sie aber auch nicht. Sie schilderte ihr das freudlose Leben Dörners, wie er, fast ganz von aller Gesellschaft abgezogen, einsam lebe inmitten der großen Stadt und wie sehr leidend seine sonst so feste Gesundheit sei. Rosenau sei verkauft, die Knaben wuchsen fröhlich heran, Amelie hatte eine Gouvernante, die sich aber nicht recht mit dem Kind stellen könne. Sie selbst stehe in wenig Verkehr mehr mit dem Banquier, nur einmal sei er bei ihr gewesen und habe sie dringend gebeten, ihm doch mitzutheilen, wenn Lina in Noth sein sollte. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen," schloß die Tante, „ich will nur wünschen, daß Du nie bereuen dürfest, ein solches Herz von Dir gestoßen zu haben, ganz zu schweigen von dieser prächtigen Lage." Lina verheimlichte diesen Briefwechsel vor Leon, — eine weitere Schranke.

Die Jahre kamen und gingen. Sie brachten keinen Lenz mehr wie jenen ersten in Erlenthal; noch zwei Kinder durfte Lina ans Herz drücken, um sie ins Grab zu legen. Auch ihre Mutter hatte Kinder in zartem Alter verloren und sie hatte als alte Frau noch mit hellen Thränen im Auge von ihnen reden können, wie lieblich sie unter den Blumen im kleinen Sarg gelegen seien: „jedes dieser Engelein war mir wie ein Bote vom Himmel, der mir nur gesandt worden, um mein Herz hinaufzuziehen," sagte sie oft. Ach, für Lina war jedes todte Kind eine schwere, dunkle Mahnung an die lebenden, die sie verlassen, sie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz ward zur dumpfen Ergebung.

Sie wurde äußerlich ruhiger, geduldiger, jemehr sie in jedem Leid, das sie betraf, eine gerechte Nemesis erkannte.

Es kam nie mehr zu heftigen Scenen, wie es wohl in den ersten Jahren gegeben, wo Eines dem Andern, wenn auch nicht mit klaren Worten, die Größe der gebrachten Opfer vorwarf. Aber die Kluft zwischen den Gatten wurde immer größer, seit Leon selbst in ihrem schwermüthigen Hinbrüten, in der tonlosen Gelassenheit ihres Wesens gewaltigere Vorwürfe las, als je ihre Lippen hätten aussprechen können. — Es ist mein alter Unstern, sagte er sich mit bitterer Genugthuung; ich Thor, der ich geglaubt, daß mir noch ein Glück beschieden sei! — Es ist kein Segen in diesem Bund, es kann kein Segen sein, sagte sie sich, und damit war es für Beide vorüber mit jeder Anstrengung, den Fluch zu sühnen, die Kluft auszufüllen.

Die Geldverlegenheit war oft zu bitterer Noth geworden, Lina hatte Summen von unbekannter Hand erhalten und — behalten, Leon wußte darum und fragte nicht, woher sie kämen. Wenn es ihm möglich war, suchte er sich auf Reisen zu zerstreuen, Lina behalf sich daheim so gut es gehen wollte. Sie hatte Umgang gefunden, aber sie suchte ihn nicht, denn klagen wollte sie niemand. Sie wollte beten, aber ein Bann lag auf ihrer Seele, sie dachte nur an den starken, eifrigen Gott, der die Sünde heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Frau von Nolten kam einigemal auf Besuch, voll Theilnahme an dem innern Weh, das an diesem Hause nagte. Sie hatte einen tragischen Ausgang vorhergesehen, wie sie sagte, sie schwelgte in dem Unglück ihrer Freunde, wie sie früher in ihrem eigenen geschwelgt hatte, und wußte Lina ihr unheilbares Unglück so meisterhaft zu zergliedern, daß diese bald in völlige Schwermuth versunken wäre. Ihr Besuch hatte den Vortheil, daß Beide sich erleichtert fühlten, wenn sie wieder abgeschwebt war.

Noch kamen immer Lichtblicke des alten Glücks. Wenn Leon schied oder wenn er heimkehrte, und die verblühte, früh gealterte Frau, neben der er in all seiner Blässe fast noch in romantischer Jünglingsschönheit stand, wehmüthig in die Arme schloß, wenn sie seine Lieder las oder den Tönen seiner Flöte

lauschte, die er selten mehr berührte, — da tauchte noch ein Gefühl schmerzlicher Seligkeit in ihr auf, etwas von dem Glück jener Verdammten Dantes, die durch die Hölle ziehen, aber vereint.

Oefter aber wurde die Liebe, die noch in ihr lebte, zur Qual. Wenn sie Leon sah oder sich vorstellte im Kreise der Damen, geschmeichelt, gefeiert, bedauert nun, bedauert, weil er an sie gebunden war, da verzehrte sie eine wilde Eifersucht, um so qualvoller, weil sie sie strenge verschloß in ihr tiefstes Herz. Sie wußte nicht, ob sie mehr litt, wenn sie ihn je und je noch begleitete, oder wenn sie allein blieb; allein war sie ja doch.

Einmal wieder war Leon von ihr geschieden und sein Abschied war inniger, zärtlicher gewesen als sonst. „Arme Blume!“ hatte er gesagt und sie auf die eingesunkenen Augen geküßt. Und es regte sich in ihrer Seele wie leise Hoffnung, ob sie nicht auf dem Acker des Fluchs unter Dorn und Disteln doch noch ein Blümchen pflegen könne. Sie wollte sich mehr selbst vergessen, heiterer sein, wieder suchen mehr Interesse zu gewinnen an dem, was ihn noch freute, sich wieder hübscher und jugendlicher kleiden — sie trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ihrer verfallenen Gestalt noch etwas abzugewinnen sei. Da brachte man ihr einen Brief von Leon, auch eine seltene Erscheinung. Sie erbrach ihn mit bebender Hand, sie las ihn, dann faltete sie ihn zusammen und sagte mit leiser, brechender Stimme: „So mußte es kommen, es ist gut so.“

Ihre Aufwärterin fand sie am andern Morgen noch wie erstarrt auf dem Sopha mit dem Brief in der Hand.

Der Brief lautete:

„Meine arme Blume!

Wir haben uns glücklich machen wollen und haben uns grenzenlos unglücklich gemacht. Einen kurzen Frühling des Glücks haben wir mit zwölf Jahren des Unglücks erkauft und gebüßt. Es ist mein altes finsteres Geschick, mein böser Dämon, der mir den Wahn zuflüsterte, ich könne glücklich werden und beglücken. Mein Glück darf ich nur schlürfen wie den flüchtigen Schaum eines Bechers, ich wollte mich

setzen und trinken in Ruhe, nur zu bald ist die bittere Hefe gekommen. Und auch Du hast dich wohl getäuscht, Du Kind des stillen Dorfes, der ein nüchternes Glück im Behagen des ebenen Thales gegönnt war, daß Du es von Dir warfst, um dem wilden Jäger zu folgen auf steile Klippen an den Rand des Abgrunds.

Wir haben Beide unsern Irrthum schwer gebüßt und wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich thue, was ich längst hätte thun sollen, ich gebe dich frei, und folge dem Zuge meines dunklen Geschicks. Nach Amerika, dem Lande der Verheißung, zieht mich's, nicht um dort glücklich zu werden, nur um zu vergessen.

Vergiß auch Du, Du wirst mich nie wieder sehen, und mein Verlassen macht Dich so frei, als Dich mein Tod gemacht hätte.

Kannst Du zurückkehren in die alten Verhältnisse, so sei gewiß, daß ich Dir darob nicht grolle.

Wir werden nie mehr von einander hören; meinen Namen will ich versenken in die Tiefen des Weltmeers.

Denke meiner als eines Gestorbenen. Lebe wohl auf ewig."

Am Fuß des Hügels, auf dem das Dörfchen Eichbronnen liegt, strömt ein lustiger, wasserreicher Bach. Die Frau Müllerin, eine wohlerhaltene, behagliche Frau in den besten Jahren, sitzt auf der steinernen Bank vor dem Hause, einen Augenblick verschnaufend von der heißen Küchenarbeit, es ist heut Erntetag und die Schnitter erwarten ein reichliches Abendessen. Die Scheune steht weit offen, um den Segen aufzunehmen, die Mühle klappert lustig mit dem Korn der Armen, für die der spärliche Erntesegen von der Hand in den Mund geht, im Hofe tummelt sich ein kleiner Junge unter den schnatternden Geflügelschaaren, die größeren Kinder hüten die Schätze von Kuchen in der Küche, gefährliche Hüter!

Da kommt von der Landstraße her eine hagere, bleiche Frau, anständig, aber höchst einfach in Trauer gekleidet, mit müden Schritten. Die Müllerin steht auf und geht einem so unbekannten Gast entgegen: „Erlauben Sie, daß ich ein

wenig hier bei Ihnen ausruhe?“ fragte die Unbekannte. — „Freilich, wollen Sie aber nicht lieber in die Stube spazieren?“ sagt die Müllerin, die Lebensart hat, „und mit was kann ich aufwarten?“ — „Ich bitte Sie um ein Glas Milch, und will hier bleiben, wenn Sie erlauben.“ — Allem gastlichen Drängen zu weitern Genüssen widerstehend, setzt sich die Dame zu der neugierigen Müllerin, die endlich fragt: „wohin geht denn noch der Weg, wenn man fragen darf?“ — „Ich habe Verwandte in der Gegend und wollte nur einen kleinen Spaziergang hieher machen, das Dorf ist so freundlich gelegen.“ — „Ja, das ist wahr,“ meint die Müllerin mit Stolz, „nur zu weit von der Stadt.“

„Sie sind von hier?“ fragte die Dame, die das Gesicht im Augenblick erkannt hatte. — „Freilich, ich bin des pensionirten Schulmeisters Tochter; früher einmal meinte ich wohl, ich möchte weiter in die Welt, aber es ist jetzt gut, daß es so gekommen.“ — „Ihr Vater lebt noch?“ — „Ja wohl, bei uns hier, er hat das schönste Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint,“ fuhr die mittheilsame Frau fort, „ich habe so gern in den Büchern gelesen, wie ich noch jung war, und unser Provisor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, so wäre ich nicht Müllerin hier. Mein Vater sah es aber nicht gern. Der Unterlehrer war arm und wir waren arm, er hatte noch für eine alte Mutter und eine blödsinnige Schwester zu sorgen; wir jungen Leute hätten das nicht schwer genommen, wenn man — sich lieb hat, so traut man sich alles zu. Der Vater aber sagte: „Umstände sind Gottes Boten, wenn man nicht voraussieht die Kinder, die Gott schickt, ohne Sorge und Kummer aufnehmen zu können, so muß man lieber nicht heirathen.“ Ob er Recht gehabt hat, weiß ich nicht, ich glaube, wir wären zwar mit Sorge und Mühe, aber doch wohl in Liebe und Frieden miteinander durch's Leben gegangen. Aber erzwingen wollte ich's nicht, und als der Müller um mich warb und mein Vater es so sehr wünschte, da hat mir der Lehrer selbst mein Wort wiedergegeben, er sah wohl, daß das schmale Brod kaum für Mutter und Schwester reiche.

Da habe ich nun dem Müller mein Wort gegeben, — aus Gehorsam gegen meinen Vater, und ich weiß nicht ob's von dem recht gewesen ist und wurde mir angst, wie ich ihm vor dem Altar Liebe und Treue versprochen habe, dann aber dacht' ich: was ich vor Gott versprochen in redlichem Willen, das wird mir Gott auch helfen zu halten. Und der liebe Gott hat geholfen," schloß die redselige Frau, „mein Mann und ich sind einander recht von Herzen lieb geworden und mein Vater hat ein gutes Alter. Auch dem Lehrer geht's jetzt gut, er ist Schulmeister in Estelfingen drüben und wir sind gut Freund zusammen.

„Aber," setzte sie plötzlich erröthend hinzu, „ich weiß nicht, warum ich Ihnen gleich so viel von mir vorplaudere, es muß nur sein, weil Sie mir so bekannt vorkommen."

Die bleiche Frau saß in tiefen Gedanken; hier war ein einfaches Gemüth auch in den Konflikt zwischen Herz und Leben gekommen, und es hatte ihn einfach gelöst in der Kraft kindlichen Glaubens und schlichter Pflichttreue; und sie? — Sie bemerkte, daß die Müllerin sie verwundert und fragend ansah. „Ich war früher schon einmal hier im Ort," sagte sie etwas verlegen. — „Sind Sie vielleicht mit dem seligen Herrn Pfarrer Günther verwandt gewesen?" — „Nein, nur etwas bekannt, ist der gestorben?" — „Ja wohl, voriges Jahr, am Schlagfluß, seine Schwester ist weit weg gezogen zu einem Vetter, auch so einem alten Herrn. Oder sind Sie — ?" — „Mein Name ist Ritter," sprach rasch die Unbekannte, „ich war nur einmal kurz hier." — „Hollah, aufg'sperrt!" tönte des Müllers Stimme, der mit glühendem, schweißtriefendem Gesicht neben einem hochbeladenen Erntewagen her ging, „jetzt gilt's, Weib!" — Erschrocken über ihre lange Vergeßlichkeit sprang die Müllerin in die Scheune, in die Küche, an drei Orte zugleich. Die Unbekannte entfernte sich unbeachtet und ging das Dorf hinauf, dem Kirchlein zu. Es war ganz still, wie ausgestorben im Dorf, nur kleine Mädchen saßen vor den Thüren, die noch kleinere Kinder hüteten, da und dort auch eine alte Ahne mit den Enkelchen.

Die Dame ging leise und langsam zwischen den wohl-

bekannten Häusern durch, das kleine Häuschen am Kirchhofeingang schien leer zu stehen; die Laden hingen herab, vor den Fenstern standen noch leere Scherben mit längst abgestorbenen Pflanzen. Sie setzte sich einen Augenblick auf die Thürschwelle, aber sie fürchtete aufzufallen und ging weiter, leise, langsam über den grünen Kirchhofpfad, sie kam sich wie ein ruheloser Geist vor, der die Stätten seines Erdenlebens durchwandelt, sie ging ohne Ziel, ohne Zweck, von einem dunkeln Instinkt gezogen, der sie trieb, noch einmal die Heimath ihrer schuldlosen Jugend zu sehen.

Sie stieg die Treppen am Kirchhof hinunter, da lag noch das alte Pfarrhaus freundlich wie immer, die Laden waren geschlossen, vielleicht vor der Sommersonne; es schien Lina, es sei auch dies unbewohnt. Das Gartenpförtlein in den Hof war offen, und von einem unwiderstehlichen Zug getrieben trat sie ein.

Es waren noch die Länder und Beete, zwischen denen sie als Kind sich getummelt, wo Jungfer Christiane ihr Anleitung in der Gartenkunst gegeben hatte. Die alte Laube stand leer, sie setzte sich, und nun zum erstenmal seit langer, langer Zeit löste sich das Band, das ihr Herz zusammengeschnürt hatte, sie legte den Kopf auf die Arme und weinte, weinte lange und bitterlich; ihr war, als möchte sie ihre müde Seele auflösen in Thränen.

Endlich erhob sie das Haupt, ihr Blick fiel auf die hohe Gestalt eines Mannes, der mit verschränkten Armen vor der Laube stand. Nicht zum erstenmal sah sie in diese ernsten Augen, nie aber waren sie mit einem solchen Ausdruck des tiefsten, innigsten Erbarmens auf sie geheftet gewesen.

Sie war unerkannt durch das Dorf gegangen, alte Leute, unter denen sie aufgewachsen war, hatten fremd ihrem Gruße genickt, die Gespielin ihrer Kindheit und Jugend hatte lange mit ihr gesprochen, ohne sie zu kennen, Arnold aber hatte sie auf den ersten Blick erkannt. „So sind Sie hieher zurückgekommen?“ fragte er mit weicher Stimme. — „Ich mußte meine Jugendheimath noch einmal besuchen,“ sagte Lina tonlos, „und meiner Mutter Grab sehen und dann —“. — „Und dann?“

— „Ich weiß nicht," murmelte sie, „sterben vielleicht, wenn ich den Muth habe." — „Und dann?" — Sie verstummte.

„Wir begegnen uns nicht zum erstenmal," begann Arnold wieder, „ich glaube, ich habe eine alte Schuld bei Ihnen zu sühnen." — „Wer weiß?" sprach Lina bitter, „ich zweifle, ob Ihr Segen kräftiger über meine zweite Ehe gewesen wäre." — „Nicht deshalb; ich könnte heute noch nicht anders handeln als damals. Aber ich glaube," fuhr er leiser, fast demüthig fort, „daß eine Zeit war, wo Gott Ihre junge Seele in meine Hände gelegt hatte. Daß ich sie von mir wies, rechnete ich mir damals an als ein hohes Opfer, das ich dem Herrn dargebracht, — ich fürchte, es war geistlicher Dünkel dabei. Ich habe den Irrthum durch lange Jahre tiefer Herzenseinsamkeit gebüßt, in bitterer Reue, als ich später sah, auf welche Irrpfade Sie gekommen. Nun ist meine Seele genesen und mein Lebensweg klar; da, wo Ihre einstige Heimath war, habe ich nun meinen Wirkungskreis gefunden, — wollen Sie die treue Hand eines Bruders annehmen, so sei sie Ihnen von Herzen geboten."

Keine Seele auf Gottes weiter Erde war so einsam, so rath- und trostlos, so ganz verlassen, wie Lina in dieser Stunde, und sie ergriff die Hand, die sich ihr bot, wie der Ertrinkende das Rettungsseil.

Da begann sie und schüttete ihre ganze leidensmüde Seele vor ihm aus, den ganzen Gang ihres innern und äußern Lebens. Eine wunderbare Gewalt aber hatten diese ernsten, ruhigen Augen, die er fortwährend auf sie heftete. — Sie hatte sich entschuldigen wollen, ihr Unglück, nicht ihre Schuld wollte sie ihm zunächst darlegen, aber indem sie sprach, wurde ihr, ohne daß er ein Wort einwarf, erst diese ganze Schuld klar: wie sie früh in kindischem Trotze die Leuchte von sich gestoßen, die ihr den Lebensweg hätte klar machen können, wie es an ihr gewesen wäre, das Haus, in das sie nicht die Wahl des Herzens geführt, dennoch zu einem Haus des Segens zu machen, wie nicht ein dunkles Verhängniß, nicht fremde Schuld, sondern ein eigenwilliges und unerzogenes Herz sie an den Abgrund geführt hatte, an dem sie jetzt schaudernd

stand. Ihre Erzählung ward zur Beichte, und wie vernichtet von bitterer Selbstanklage, verhüllte sie ihr Gesicht, als sie zu Ende war.

„Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen,“ sagte Arnold mit milder Stimme als einzige Antwort, „werfen Sie die Hoffnung nicht weg.“ — „Mein Leben ist gebrochen, meine Zukunft vernichtet, was bleibt mir als die Hoffnung auf den Tod?“ — „Zunächst brauchen Sie Ruhe und die finden Sie, wenn Sie mein Haus nicht verschmähen. Ich glaube, daß Gott einen weitern Weg für Sie schon gezeigt hat.“

Eine junge, blühende Frau mit sanften blauen Augen kam, um zu sehen, wo ihr Mann so lange bleibe. Arnold stellte ihr die fremde Dame noch ohne Namen als eine frühere Bewohnerin des Pfarrhauses vor und übergab sie ihrer Sorgfalt. In keine bessern und sanftern Hände hätte die wege- und thränenmüde Lina fallen können, gestärkt und erquickt legte sie sich zur Ruh in dem ehemaligen Kämmerlein der Jungfer Christiane, zum erstenmal seit langer, langer Zeit zu einem süßen, tiefen, erquickenden Schlaf.

Wie in einem Traum, aber in einem freundlichen, fand sie sich bei Tage in diesen alten, wohlbekannten Räumen, die durch ein paar fröhliche Kinder belebt waren. Es wehte ein anderer Lebenshauch hier, als zu den Zeiten des alten Herrn Pfarrers, lebenskräftiger, bedeutender. Aber der Ernst des Hausvaters war gemildert durch die sanfte Heiterkeit der Frau, die alles zum Besten kehrte und allezeit guten Muthes war. Lina wußte nicht, was der Pfarrer seiner Frau über ihre Vergangenheit mitgetheilt, aber sie fand sich gepflegt und geehrt, wie ein werther Gast, nur die Kinder waren etwas scheu vor ihr. Von den Dorfbewohnern, die im Pfarrhaus aus- und eingingen, erkannte sie niemand, und das war nicht zu wundern, die lichtbraunen Haare waren ergraut, die Stirn von tiefen Furchen durchzogen, die einst so schlanke, kräftige Gestalt abgemagert und gebückt. Sie fühlte sich geborgen in diesem Hause des Friedens, und doch empfand sie, daß in die Länge hier ihres Bleibens nicht sei.

Arnold zögerte nicht zu lange, ihr den angedeuteten Aus-

weg zu zeigen. „Haben Sie Nachrichten aus S., Ihrem ehemaligen Wohnort?“ — „Seit mehr als einem Monat lebe ich ohne allen Verkehr mit der Welt.“ — „So wissen Sie nicht,“ sagte er zögernd, daß der Banquier Dörner gestorben ist?“ — „Auch das noch!“ sprach Lina schmerzlich, „ich hätte so gern um seine Verzeihung gebeten. Oh, ich weiß, was ihn getödtet,“ rief sie plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ein Geistlicher der Residenz, mein Jugendfreund, der ihn viel besucht, schreibt mir, daß er die letzten Jahre seines Lebens sehr still, zurückgezogen, aber in friedlichem Genusse reichen Wohlthuns und der Freude am Gedeihen seiner Söhne gelebt habe, daß er mit friedevollem, völlig versöhntem Herzen gestorben ist, und daß nach Ihrem Aufenthalt geforscht wird, weil er Ihnen ein bedeutendes Legat bestimmt hat.“ — „Und seine Kinder?“ fragte Lina athemlos, meine wagte sie nicht zu sagen. — „Die Knaben wohlgebildet und begabt, sind gut untergebracht in Erziehungsanstalten, aber ein Mädchen ist da, ein verwaistes Geschöpf, arm in seinem Reichthum, weil sie niemand lieb hat, nicht schön und wenig begabt. Und doch glaubt mein Freund, daß in stiller, einfacher Umgebung, unter liebevoller Leitung das Dasein des armen Kindes sich noch harmonisch entwickeln könnte, dem bisher glänzende Fertigkeiten und Kenntnisse aufgedrungen werden sollten, für die es nicht geschaffen ist. Wollen Sie nun die Waise an Ihr Herz nehmen und ihr die Liebe und Sorgfalt weihen, die sie bisher bei Gouvernanten und Institutsdirektricen nicht gefunden?“ — „O gerne!“ rief Lina mit thränenvollen Augen, „aber wie soll ich, deren Kraft gebrochen, deren Seele müde ist bis zum Tode, wie soll ich ein verkümmertes Dasein aufrichten und beleben.“ — „Im Vertrauen auf den, dessen Kraft mächtig ist in den Schwachen.“

Nur zaghaft, mehr als eine Buße, denn als ein Glück nahm Lina die neue Aufgabe über sich, aber als sie zum erstenmal das Kind wieder sah, an dessen Bettchen sie in jener furchtbaren Nacht geruht, bleich, farblos, neben den blühenden Brüdern, den scheuen Blick fragend auf die neue Erzieherin geheftet, da erfaßte sie ein unendliches Mitleid, und eine Kraft kehrte ihr wieder, — die Kraft einer reichen, innigen Mutterliebe.

Und wieder ist das Wittwenhäuschen bewohnt, etwas verschönert und zierlicher ausgebaut, stille Blumen, Reseda und Rosmarin duften vor dem Fenster und eine Mutter und Tochter weilen wieder darin in friedevollem Walten. Und wieder gehen sie Abends den schmalen Kirchhofspfad, wo ihnen das Licht vom Pfarrhaus entgegenschimmert; aber der Tochter Blick schweift nicht hinaus in die blaue Ferne, um dort ein fabelhaftes Glück zu suchen. Mit geduldiger, freudiger Sehnsucht schaut sie wohl auf zu den Sternen; auf Erden sucht sie keine andere Heimath als die stille, die sie am Mutterherzen gefunden. Sie hat ihr Geschick begriffen, das sie nicht zur Freude und Zier der Glücklichen, sondern zum Engel der Leidenden, zum Trost der bekümmerten Herzen bestimmt hat, und neidlos sieht sie die Schönen und die Fröhlichen. Ihr ist nicht beschieden, mit vollen Segeln ins blaue Meer hinauszufahren, aber sie hat auch nicht zu fürchten, auf zertrümmertem Fahrzeug durch Sturm und Wellen den Hafen suchen zu müssen.

Für die Tochter ist es längst kein Geheimniß mehr, daß es das Mutterherz war, das sich ihrer annahm mit einer Liebe, einer Treue und Geduld, in der ihre verkümmerte Seele zum Licht erwachte, aber die Brüder, deren fröhliche, stürmische Gegenwart wohl je und je das kleine Dorf belebt, sollen erst später erfahren, wer die Frau Ritter ist, die sich so mütterlich ihrer annimmt, die aus der trübseligen Amelie eine so liebe, freundliche Schwester gemacht hat. Das Legat steht noch in Verwaltung, man glaubt, die unglückliche Gattin des Dichter Leon sei ihrem Mann in die neue Welt gefolgt.

Von diesem selbst hat man nichts mehr vernommen; man vermuthet, daß ein Schiff verunglückt ist, auf dem er vom Lande der Verheißung in das alte Europa zurückkehren wollte. Und Lina hat gefunden, was sie nicht mehr auf Erden zu finden gehofft: ein Herz, das ihr angehört in tiefer, inniger, hingebender Liebe; sie hat gelernt stille zu halten dem schweren Gericht, das in dunklen Stunden über ihre Seele erging, und sie hat Frieden gefunden und Vergebung.

Verfehlte Wahl.

Lucie war sechszehn Jahr alt, eben heute sechszehn geworden und sechszehn ist ein wunderschönes Alter, was eine ziemlich alte Wahrheit ist und doch selten von denen gehörig anerkannt, die inmitten dieses goldnen Alters stehen. Mit sechszehn weiß man noch nicht so recht, wie man mit sich selbst daran ist: mit den Puppen und Kinderspielen ist's vorbei, in Gesellschaft zählt man noch nicht mit, lesen darf man auch noch nicht alles, was man gern möchte, und hat den Muth nicht, an allerlei schöne Sachen zu denken, die sich später ereignen könnten. Achtzehn, denkt man, ja achtzehn! Das muß ein schönes Alter sein, da sind die Rosen aufgegangen, die jetzt noch so in grüner Knospe liegen, da darf das Myrthenbäumchen knospen, das man jetzt noch in aller Stille hinter die Gardine stellt! Mag sein, und doch ist sechszehn eine schöne goldne Zeit, lieblich wie die ersten sonnigen Märztage, und Veilchen und Schneeglöckchen sind nicht zu verachten, wenn es auch noch keine Rosen sind.

Daß der Reiz dieses Alters ein unbewußter ist, thut nichts, das meiste Glück auf Erden ist unbewußt. Bewußtes Glück ist fast schon fliehendes Glück, nicht umsonst hat man von uralten Zeiten her eine Scheu, sein Glück zu berufen.

Es gibt im Frauenleben, nicht in jedem Frauenleben, nur zwei Augenblicke vollen, bewußten, süßen Erdenglücks, der eine ist nach dem Ja einer glücklichen Braut, der andre tagt für die Mutter, die ein liebes Kindlein eigen nennen darf. Jede andre Lebensperiode, jede andre Lage kann Frieden

bieten und Freuden, Ruhe und Behagen; Glück, volles seliges Glück, kennt sie nur noch in Stunden, in Vorahnungen, die nicht mehr der Erde gehören.

Lucie also war sechszehn, eine recht frische Knospe, die eine blühende, wenn auch keine wunderbare Rose verhieß, ein helles und fröhliches Herz, ein gutes und unverbildetes Kind. Sie hatte den Morgen ihres Wiegenfestes nicht mit begehrlichen Wünschen und Träumen begonnen, die guten heiligen Vorsätze von der Konfirmation her waren noch nicht in ihrer Seele verklungen; ach diese Vorsätze! diese hellen Blüthen am jungen Lebensbaum, wie viele davon werden verweht, wie viele taube Blüthen sind darunter, bis das Herz lernt, auf eigne Kraft verzichten und sich stille ins Licht der ewigen Sonne stellen, damit sie zur Reife bringe, was noch geblieben ist.

Heute, am Geburtstage, war es nicht schwer, diese Vorsätze zu halten, es lag ein Festhauch über dem ganzen Hause. Die Mutter ließ einmal wieder ihrer Liebe den freien Lauf und drückte das Töchterlein recht innig ans Herz, was im Alltagsleben, wo es oft so viel zu zanken und zu ermahnen gab, gar selten vorkam, der Vater, der gern allen Rührungsanstalten aus dem Weg ging, hatte ihr doch die Hand gegeben und mit unterdrückter Bewegung gesagt: „ja, ja, du wirst groß und alt, bleib nur brav;“ die Geschwister waren in festlichem Zug in ihr Stübchen gekommen, um ihr allerlei werthvolle und nützliche Geschenke, als da sind: Nadelbüchsen, farbiges Postpapier, eine blaue Kaffeetasse ꝛc. zu verehren; Jedes wollte das Beste und Willkommenste gebracht haben: „gelt, Lucie, Nadeln braucht man immer?“ rief die kleine Luise, „und du läßt Dampfnudeln kochen?“ Der jeweilige Festkönig oder die Königin hatte nämlich nach den bestehenden Hausgesetzen das Recht, das Mittagessen zu bestimmen. „Nein, Lucie, Pfannkuchen!“ rief Heinrich, „Nadeln stechen und man verliert sie auch, da sieh meine Kaffeetasse, was für ein schöner blauer Vogel darauf ist.“ „Aber so blaue Vögel gibt's nicht,“ bemerkte Franz sehr weise, „und die Tasse zerbricht, da sieh das schöne Papier und auf dem

weißen sind Blümchen; und Zwetschgen und Schwedenklöse sind viel besser, als Pfannkuchen."

Lucie küßte die Geschwister der Reihe nach, nicht beachtend, daß die ungalanten Buben sorgfältig wieder die Wange abwischten, sie zeigte sich gehörig überrascht und erfreut über jedes der Geschenke und entschied die große Frage wegen des Mittagessens für süßen Pudding, welche kühne Idee von den Kindern mit bewunderndem Staunen aufgenommen wurde. So hoch hätte sich keines der Kleinen verstiegen, aber freilich die große Schwester, die der Mutter schon helfen konnte, die durfte schon einen so verfeinerten Geschmack zeigen. „Und heut Nachmittag nach der Schule spielst du mit uns!" jubelte Heinrich, „Glock und Hammer oder Lotto."

„Und beim Licht erzählst du, gelt, Lucie?" fragte Luischen, „Du kannst's so schön!"

„Alles, alles," versprach die gefeierte Schwester, glücklich im Gefühl der häuslichen Liebe und ging mit der kleinen Schaar hinüber zum Frühstück. Neben der Geburtstagschocolade, zu der Heinrich eifrig die Festtasse mit den blauen Paradiesvögeln aufstellte, prangte eine riesige Brezel, eine Gabe von Rike, der alten Magd, dem Schatz und zugleich der Tyrannin des Hauses, die sich auch mit ihrem Glückwunsch einstellte: „grat'lir Ihne, Fräle Lucie (sie hatte sich etwas schwer zu Sie und Fräulein entschlossen, was ihr doch jetzt erforderlich schien), „werdet Sie nur so brav, wie Ihne ihr Frau Mama, daß Sie auch so einen braven Herrn bekommen, wie Ihne ihr'n Herrn Papa." Lucie dankte freundlich für den Glückwunsch, über den sie im Stillen lächeln mußte, — allen Respekt vor dem Papa und vor dem häuslichen Glück der Eltern, aber bei ihr mußte es doch einmal n o c h schöner kommen, noch viel schöner. Ein zierlicher Arbeitstisch, das Festgeschenk der Eltern, krönte Luciens Wünsche. Wie hübsch war es, nun ein eigen Plätzchen zum Arbeiten zu haben, nicht mehr die langweilige Ecke am großen Eßtisch. Von der Fensternische, wo es stand, sah man weit über die Häuser weg auf den Waldhügel, wo die alte Burgruine stand, ein trauliches Plätzchen für junge Gedanken!

Während Lucie alte und neue Schätze an Seidensternen, Fadenröllchen, Scheeren und Nadeln in die Fächer ordnete, lauschte sie dazwischen, ob sie nicht den schweren Tritt der Sondelsberger Bötin vernehme, denn Lucie erwartete noch einen Festgruß. Einen unverfänglichen, — das Pfarrtöchterlein in Sondelsberg war ihre intimste Herzensfreundin, mit der sie einen höchst wichtigen, ununterbrochenen Briefwechsel führte. Der Doktor, Luciens Vater, meinte zwar, sie könnten's mündlich versehen, da Sondelsberg nur zwei Stunden von Feldstadt entlegen war, die Mädchen aber dachten nicht so, sie hatten nicht nur Briefe auszutauschen, sondern auch noch alles Neue und Schöne, was sie von Literatur habhaft werden konnten, entlehnt natürlich, denn zum Bücher*kaufen* sind die Papa's in der Regel nicht sehr aufgelegt, so lang es noch redliche Seelen gibt, von denen man entlehnen kann.

Die Bötin hatte bis jetzt sämmtliche Kommissionen für das Pfarrhaus gegen ein jährliches Honorar von einem Kronenthaler besorgt, wozu noch je und je ein Kelchlein Schnaps nebst einem halben Pfund Kaffee vom billigsten zu Weihnachten kam. In Anbetracht der wachsenden Korrespondenz aber hatte sie wahrhaftig eine Zulage von einem Gulden erlangt; dazu kam noch gratis das Hochgefühl, eine stets willkommene Erscheinung zu sein.

Um zehn Uhr wirklich erschien ihr breites, wettergebräuntes Gesicht auf der Schwelle. „Hat Sie Bücher, Kellenbienzin?“ rief ihr Lucie entgegen. „Ei, was Bücher!“ war die stehende Antwort der Bötin, „leset in der Bibel!“ Aber mit beglückender Miene zog sie aus ihrem Tragkorb ein schönes junges Myrthenbäumchen, sorgsam mit einer Papierkappe verwahrt. „So, das schickt Ihnen die Jungfer Julie, hab's zulieb von einem Stuttgarter Gärtner holen müssen; um ein Heidengeld, gern einen halben Gulden, „sagte sie, um den Werth der Gabe zu erhöhen, während Lucie mit freudigem Erröthen ein Rosablättchen aus den grünen Blättern löste, und eilig der Bötin ein Stück Geburtstagsbrezel

nebst einem Glase Wein auftrug, um ungestört in einem sichern Eckchen das wichtige Blatt zu lesen.

Herzensgeheimnisse tauschten die Mädchen noch nicht aus, obgleich Julie, die zwei Jahre älter war, öfter bedeutsame Anspielungen auf einen jungen Praktikus machte, der sich zu Sondelsberg niedergelassen, — Gedichte waren es, die ersten Ergüsse ihrer jungen Muse, die sie sich zusandten, und dann wieder, so oft sie zusammenkamen, mit hohem Genuß einander vorlasen; ein Genuß, bei dem meist Geben seliger ist, als Nehmen. Ein Gedichtchen war denn auch auf dem Rosapapier enthalten, eine Zugabe zu dem Myrthenbäumchen, in etwas mangelhaften Distichen, die jedoch Lucie mit hoher Befriedigung las bis zu dem Schluß, der ein tiefes Erröthen hervorrief.

Wann denn die Myrthe dereinst die glückliche Braut wird bekrönen,
O so gedenke auch mein, die sie voll Liebe Dir weiht.

Die Mutter hatte ihr über die Achseln gesehen und fuhr lächelnd mit der Hand über das rosige Gesicht: „nun bis dahin hats noch gute Wege." Das dachte Lucie auch, doch stellte sie das Myrthenbäumchen recht sorgsam in die sonnige Fensterecke bei ihrem Arbeitstischchen neben die knospende Monatrose und versuchte, sich ruhig an die Arbeit zu setzen, denn die Bereitung des Festmahls hatte diesmal die Mutter übernommen.

Mit dem ruhig Arbeiten wollte es aber nicht so recht gehen; ein Lebensabschnitt ist noch so wichtig für a lady in her tens, wie der Engländer sagt, und neben den frommen Vorsätzen, mit denen sie den Morgen begonnen, wogten und webten allerlei süße, unbestimmte Träume und Bilder durch ihre Seele. Nach dem alten Volksbrauch, den sie der Rike abgelernt, griff sie nach dem Gesangbuch, um einen bedeutsamen Vers für den Tag aufzuschlagen. Es war ein Vers des altbekannten schönen Liedes: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl."

Wie oft bist du in große Noth
Durch eignen Willen kommen,
Da dein verblend'ter Sinn den Tod
Für's Leben angenommen,
Und hätte Gott dein Werk und That
Ergehen lassen nach dem Rath,
In dem du's angefangen,
Du wärst zu Grund gegangen.

Das schien ihr nun nichts besondres Schönes und Glückverheißendes, wie sich's für heute geschickt hätte, es paßte eigentlich auch ganz und gar nicht für sie; sie legte das fromme Buch unbefriedigt bei Seite und sah träumend hinaus in die winterliche Landschaft. Etwas Besonderes, meinte sie, sollte sich doch an diesem denkwürdigen Tag noch ereignen; mit dem süßen Pudding war das häusliche Festprogramm erschöpft und der hatte nun eben nicht mehr den Werth wie vor acht Jahren.

Da läutete es am Haus und Emilie, die Tochter der verwittweten Frau Amtspfleger gegenüber, sprang athemlos, mit fliegenden Locken die Treppe herauf. „Eine Schlittenfahrt, Lucie, eine Schlittenfahrt!" rief sie ihr von weitem zu. „Kameralverwalters haben sie veranstaltet, rüste dich nur!" Lucie ward roth vor Freude und Ueberraschung, versetzte aber gleich wieder kleinlaut: „Du weißt, der Vater fährt nicht mit, er sagt, er habe sein Pferd, um zu Patienten zu fahren, nicht für's Plaisir." „Aber ich soll dich ja einladen!" rief Emilie triumphirend, „Frau Kameralverwalter schickt mich, wir Mädchen werden vertheilt, weißt ja wohl, wir haben auch keinen Schlitten daheim als meines Bruders Bergschlitten; und ich fahre doch mit!" „Ja du," meinte Lucie, „das ist ein andres, dich braucht man überall." „Nun ja, wenn auch," lächelte Emilie selbstgefällig, „diesmal will man aber dich auch dazu; Frau Kameralverwalter hat mich beauftragt, rüste dich nur." „Ich weiß aber nicht," sagte die Mutter, der die wichtige Neuigkeit von Lucie mit freudeglühendem Antlitz mitgetheilt wurde, „Lucie ist ja noch nie ohne mich ausgewesen, und sie ist noch zu jung." „O, Frau

Doktorin, wie lang wollen Sie sie noch in der Kinderstube behalten!“ rief die erfahrne Emilie, „wie würde das die Frau Kameralverwalter übel nehmen!“ „Es ist wahr, sie will nur der Kleinen die Ehre anthun, sie würde es sehr übel nehmen,“ entschied die Mutter bei sich, mit diesem triftigen Grund jedes Bedenken niederschlagend, und sie sicherte zu, daß Lucie um ein Uhr bereit sein werde.

O junge Lucie! wo sind all die schönen Plane und Gedanken vom Morgen geblieben: wie du deine Freude und dein Glück allein im Kreis der Deinen suchen wolltest, der Mutter eine treue Tochter, den Geschwistern die liebende hingebende Schwester sein? Etwas wie Reue zog durch ihr Herz, als die Geschwister, die von der Schule heimtobten, sie an all die Versprechungen vom Morgen mahnten. „Ich gehe zu einer Schlittenfahrt, aber ich bringe Euch etwas Gutes mit,“ sagte sie beschwichtigend, und schenkte noch zur Beruhigung ihres schwesterlichen Gewissens den Brüdern lang gesparte Bildchen und Louischen ein kostbares, oft begehrtes Püppchen, das sie noch aufbewahrt und nicht lange zuvor neu gekleidet hatte. Der Vater, der gewöhnlich sehr müde und erschöpft nach Hause kam, wollte so wenig wie möglich mit häuslichen Anfragen und Angelegenheiten behelligt sein; hatte die Mutter Erlaubniß zu etwas gegeben, so wurde die seinige gewöhnlich stillschweigend vorausgesetzt, wenn er dann freilich einmal ein Veto einlegte, so war es ein sehr entscheidendes. Lucie war nur noch mit halbem Herzen bei dem leckern Festmahl, das von den Brüdern gehörig gewürdigt wurde, ihre Gedanken waren bei der Garderobe, die noch herzustellen war, bei der Gesellschaft und der Fahrt, — nicht eben mit ungetheilter Lust und Verlangen, es war ein gewisses Bangen dabei, aber die Mutter fühlte mit stillem Leid, wenn sie nach dem Kinde hinüber sah, daß nun ihr Leben, ihre Freuden, ihre Interessen sich zu trennen begannen vom Leben des Vaterhauses.

Muß das so sein, oder läßt es sich ändern? wer will ein Arges finden an der harmlosen Jugendlust, die ihr eignes Anrecht an eigne Lebensfreude zu fühlen beginnt? muß nicht das flügge Vöglein seine Schwingen proben, eh es sich das eigne Nestchen baut? Wer will den Stab brechen über Spiel und Scherz und Tanz, die natürlichen Aeußerungen der Lebenskraft und Lebensfreude. Liegt doch in schuldloser Jugendlust ein unbewußtes Lob des Schöpfers wie im fröhlichen Gezwitscher der Vögel und im neckischen Spiel der Lämmer.

Wer aber will die Grenze ziehen, wo die Lust aufhört schuldlos zu sein, wo sie eine Scheidewand bildet zwischen dem Herzen und seinem Gott, wo die Herrschaft der Welt beginnt und das stille Reich des ewigen Geistes zur Seite drängt? Das ist die Frage an jedes einzelne Herz, denn die Welt und ihre Gefahr liegt für jedes Herz nach einer andern Seite. Du kannst dein Kind ausschließen von Bällen und weltlichen Gesellschaften, du kannst vielleicht selbst die Lust dazu in ihm ertödten, aber kannst du seine Seele mild erhalten und demüthig, liebevoll und hingebend, heiter und harmlos mit den Fröhlichen? Es gibt priesterliche Seelen, die unberührt von Welt und Weltlust durch's Leben gehen können, aber sie sind nicht das Werk eines menschlichen Erziehers, und wer die Seele seines Kindes offen erhalten kann in Lust oder Leid für die Stimme des Herrn, die an jedes Herz zu seiner Stunde besonders tönt, der hat gethan was er konnte, auch wenn er ihm sein bescheiden Theil von Jugendfreuden gegönnt hat.

Durch der Mutter Seele mochten solche Gedanken ziehen, Lucie hatte dazu nicht Zeit. Das Mahl war geendet, der Doktor, der sonst ein behagliches „Tischeln“ liebte, sah mit ärgerlichem Brummen, wie die ganze Tischgesellschaft auseinanderstäubte, um zu dem großen Werk von Luciens Toilette beizutragen, die noch nicht auf solche Ereignisse wie eine Schlittenfahrt eingerichtet war. „Heinrich, bitte, hol' meine Stiefelchen! Louischen, bring auch meinen Hut! Mutter, nicht wahr, du borgst mir deine Pelzmanschetten!“

Mit sechzehn Jahren ist übrigens die Toilette noch keine schwierige Sache! eben griff Lucie nach dem alten Muff der Großmutter-selig, von ächtem Marderpelz, ein Familieneigenthum, das sie sich bisher noch nie angemaßt, da läutete es an der Hausthür; „ist's schon Emilie?“ Nein, es war nur das Laufmägdlein der Fräulein Berg im Hinterhaus: „Fräulein Lucie sollen doch geschwind noch zum Jungfer Lieschen kommen.“ „Unmöglich!“ rief Lucie, „auf den Abend!“

„Lucie, Kind! du mußt einen Augenblick hingehen!“ bat die Mutter, „das gute Lieschen arbeitet schon seit Wochen an einer Ueberraschung für dich und freut sich darauf wie ein Kind!“ Wie hatte sich Lucie selbst gefreut auf dies verheißne Geschenk Lieschens, das diese sorgsam vor ihr versteckte, und auf das sie nur geheimnißvolle Anspielungen machte, und wie war es ihr jetzt so lästig! „Meinetwegen! ich komme geschwind! adieu, lebt wohl!“ Mit diesem flüchtigen Abschied flog sie aus dem Haus und die steile Treppe des Hinterhauses hinauf in das Stübchen der zwei Schwestern, das in seinem ungebrochenen Frieden und seiner tadellosen Ordnung einen Gegensatz zu aller Unruhe der Welt bildete.

Da saßen sie, wie sie seit zwanzig Jahren an jedem Wochentag gesessen waren, denn ihre Tafel war längst aufgehoben. In dem hübsch meublirten Zimmer, in das man zuerst eintrat, war Mathilde, die jüngere Schwester, von der die Sage ging, daß sie einmal schön gewesen sei; Mathilde war tiefsinnig, junge Mädchen betrachteten sie mit Scheu und Interesse, weil es hieß, sie sei durch unglückliche Liebe so geworden, darum saß sie immer allein hinter herabgelassenen grünen Vorhängen und stickte in Seide und Perlen, in prächtigen bunten Farben, Blumen, Vögel, Schmetterlinge und ihr eignes Leben war so dunkel, so farblos!

Im innern Stübchen, wo das große Himmelbett der seligen Eltern steht, das nun der Schwestern Ruhestätte ist, da ist der helle liebe Sonnenschein, da leuchten Lieschens klare braune Augen aus dem apfelrunden alten Gesicht, dem man gewiß ansieht, daß es all sein Lebenlang keine Ansprüche auf Schönheit gemacht hat, — auch gar keine. Da sitzt Lieschen

auf dem Fußtritt am Fenster mit ihrer ewigen Weißstickerei, die nicht stirbt wie der König, weil stets ein Nachfolger bereit ist, ihr zur Seite das Schüsselchen mit Hollunderthee, mit dem sie hie und da die müden Augen stärkt, vor ihr der Stuhl, auf dem das neue Testament, der Psalter und noch ein kleines Gebirge religiöser Brochüren aufgethürmt ist, aus denen sie ihre Seele erquickt. All ihre Freunde schenken ihr fromme Bücher und Traktätchen, und da sie aus Pietät keins davon aus ihrer Nähe verbannen will, so würde das Gebirg anwachsen, bis es über ihrem Kopf zusammenstürzte, wenn nicht immer wieder andre Bekannte, zumal die Armen und Kranken, die Vergessenen und Betrübten, von den Büchern entlehnen würden. Denen allen leiht sie Lieschen gern und fordert sie nicht wieder. „Man muß ein frommes Buch nie zurückverlangen," meinte sie, „man weiß nicht, wo der liebe Gott sein Werk damit treibt."

Lieschen ist Lahm, durch einen Unglücksfall von früher Kindheit auf: ihr zur Seite lehnen die Krücken, mit deren Hilfe sie allein sich bewegen kann, darum konnte sie auch der jungen Lucie, die in ihrem Winterstaat eilig mit glühendem Gesicht hereinstürmte, nicht entgegengehen, sie grüßte sie nur freundlich aus ihren guten braunen Augen: „ei, ei Kind, wie eilig! was ist denn los in der Welt? zu uns hast du dich nicht so prachtsmäßig herausgeputzt und nicht so warm eingemukelt!" „Ach nein," rief in höchster Eile Lucie, „es ist eine Schlittenfahrt, alles wartet auf mich, nur weil Sie gesagt haben ....." „Ja, ja freilich, da hat's Eile," sagte in gutmüthiger Ruhe Lieschen, während sie aus ihrem großen Arbeitskorb mit strahlendem Gesicht ein leichtes Päckchen zog, „so warm eingehüllt und nicht einmal einen Schleier über das liebe Gesichtchen! da werden die Rosen ja blau, wie wäre ein schwarzer Schleier so nett auf dem himmelblauen Hütchen!" „Ach freilich," seufzte Lucie, indem sie das rosa Seidenpapier des Päckchens, das Lieschen ihr überreichte, schüchtern öffnete, „ah!" rief sie überrascht; der feinste schwarze Spitzenschleier, wie von Feenhänden gestickt, fiel ihr in die Hand, „ach wie schön! und wie gut von Ihnen, die feine Arbeit mit Ihren müden Augen!" „Ei, ich mußte doch auch eine kleine Abwechs-

lung haben von dem ewigen Weiß! Bück dich, Kind, daß ich dir den Schleier festbinde. So, nun, Vöglein, flieg aus, daß dir deine Schlitten nicht davon fahren!" Und dahin flog Lucie nach einigen eilig gestammelten gerührten Danksagungen; mit düstrem Blick sah Mathilde ihr nach, mit hellem und zufriednem das arme Lieschen, die nie des Lebens Herrlichkeiten gekostet. Nun hatte sie schon wieder einen vergnügten Menschen gemacht.

Die Schlitten waren schon auf dem Marktplatz versammelt und klingelten mit ihren Schellen zusammen, einige Damen in Mantel, Muff und Schleier trippelten hin und her, um sich zu erwärmen. Emilie, die allenthalben der ordnende Genius sein wollte, rannte hin und her, als Adjutantin der Frau Kameralverwalter. „So, kommst du endlich, Lucie! bald wären wir ohne Dich fortgefahren, nur her, es ist schon arrangirt, wir kommen in Kameralverwalters Schlitten. Da ist ein warmer Schafpelz auf dem Boden, und so ein netter Vetter fährt mit!" flüsterte sie Lucien äußerst profitabel zu.

Nun arrangirte sich die Fahrt, die vorhandenen Damen wurden von artigen Herrn in die Schlitten vertheilt und abgeführt; etlich Bejahrtere und minder Schöne, die im Nest geblieben waren, wurden ohne weiteres dem Herrn Rechtskonsulent Haderer, einem Junggesellen und Weiberfeind, zugeschoben, Emilie, die sich selbst mit ihren schwarzen Locken unter einem rosa Hut bezaubernd vorkam, hatte sich mit schlauer Bescheidenheit auf den Rücksitz von dem sehr eleganten Schlitten Kameralverwalters gesetzt, so kam sie neben den Neffen, Robert Volkmann, ein bald ausstudirter Student, wie der Kameralverwalter ihn vorstellte, die arme Lucie aber wurde im Fond zwischen den Kameralverwalter in der Wildschur und seine Frau im wattirten Mantel einquartirt, wo sie zwar nicht frieren, aber auch kaum athmen konnte. Der mitleidige Neffe erbot sich zwar mit Freuden, den Platz zu räumen und zu kutschiren, dem Onkel aber waren, wie er sagte, seine Knochen zu lieb, um sie so einer leichtsinnigen Studentenhaut anzuvertrauen. „Es ist nur, bis man eine Weile fährt," meinte er,

indem er sich gehörig ausdehnte, „dann sitzt man herrlich, nicht wahr, Fräulein Lucie?“ „O gewiß, ich sitze ganz bequem,“ versicherte diese, obgleich sie sich nicht rühren konnte, und in der That, ihr junges Köpfchen sah zwischen den zwei alten ganz vergnügt in die Welt hinaus. „Raum ist in der kleinsten Hütte,“ hub der Neffe lustig an zu deklamiren; der alte Trompetermelcher, ein ehemaliger Militair, der zum Vorreiter zugestutzt war, stieß schmetternd in seine Trompete, und mit lustigem Geklingel flog der Zug hinaus an der gaffenden Volksmenge vorüber.

Hinaus, hinaus aus den winkligen Gassen, hinaus auf die schneehelle sonnenbeschienene Fläche an den eingeschneiten Bäumen und schimmernden Hecken vorüber, hinaus in die weite, weite Welt, die sich so endlos vor den Blicken dehnte, hinaus in lauter, heller, lichter Jugendlust! Robert unterhielt die Mädchen mit allerlei lustigen Studentengeschichten, daß sie gar nicht aus dem Lachen kamen, sie hätten auch nicht anders können als lachen; alles war unwiderstehlich lustig: der alte krumme Wegweiser an der Straße, der dem langen Rechtskonsulenten ähnlich sah, die Bauernbuben, die mit ihren Bergschlitten und weit aufgesperrten Mäulern am Wege standen, die Hunde aus dem Dörfchen, die sich kläffend und bellend dem Zug auf eigne Rechnung anschlossen; — Geburtstag und Vorsätze, Eltern und Geschwister glitten nur so rasch wie im Schlittenflug durch Luciens Sinn, und hätte sie nicht mit stillem Vergnügen den leichten schwarzen Schleier im Winde wehen sehen, das arme lahme Lieschen wäre nicht einmal im Flug in ihren Gedanken aufgetaucht. Emilie mit ihrer oft bewunderten Unterhaltungsgabe suchte jede etwaige Lücke des Gesprächs auszufüllen, Robert aber wandte sich viel mehr dem einfachen blauen Hut zu, als Emiliens rosenrothem Prachtstück, das ihr die Mutter, wie so viel andern unnöthigen Putz, alles aus Mitleid gekauft hatte, weil sie eben ein armes Waislein sei. Das arme Waislein ließ sich's nicht lange verdrießen, daß sie diesmal neben dem Backfisch die zweite Rolle spielte, sie sah mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung, d. h. mehr auf eine solide Parthie, als auf

einen angenehmen Courmacher und war gutmüthig genug, der Lucie, dem Kind, auch ein Vergnügen zu gönnen, die ja ohnehin in der That gar keine Schönheit war: das Bischen rothe Wangen und blaue Augen und blondes Haar!

Der Trompetenmelcher blies einen schmetternden Tusch, der Zug war angelangt vor der Krone in Jugelsberg, einem der Phönixe von guten Gasthöfen, wie sie hie und da in den obskursten Orten auftauchen. Doch veranlaßte die Anfahrt einigen Schreck, einiges Hin- und Herrennen in der Krone, die Schlittenfahrt war etwas zu spät angesagt worden.

Man strömte in den äußerst kunstlosen obern Saal, wo der eilig geheizte Ofen Glutströme ausgoß, während der übrige Theil des Zimmers noch unheimlich kalt war, — allmälig gruppirte sich die Gesellschaft auf den hölzernen Stühlen um die langen, schmalen Tafeln mit roth und blau gewürfelten Teppichen bedeckt; ungeheure irdene Kaffeetöpfe erschienen, der berühmt gute Kaffee der Kronenwirthin erwärmte die Herzen von innen, und die heiterste Laune belebte bald die bunte Gesellschaft. Lucien hatte die Frau Kameralverwalter unter ihre Fittiche genommen, zu ihrer linken Seite setzte sich der Neffe Robert, — es war ihr zu Muthe wie in einem Traum; diese erste größere Gesellschaft wirkte in der That berauschend auf sie, — sie hörte das Gesumm und Getöse fröhlicher Stimmen, fühlte, wie die Hand der alten Frau liebkosend über die glatten, glänzenden Scheitel ihrer blonden Haare strich, sie lauschte dem heitern Geplauder Roberts und gab lachende Antworten, sie stimmte mit ein in die Lieder aus alter und neuer Zeit, die von alten und jungen Herrn angestimmt wurden, — alles halb träumend; was Andern die liebe, lichte Prosa war, das gestaltete sich ihr zum bunten Mährchen voll Licht und Glanz.

„Du bist ja ganz verzückt!“ rief Emilie schelmisch zu ihr hinüber, die ihre charmante Unterhaltung zwischen dem verwittweten Posthalter und Herrn Haderer theilte, obgleich sie keineswegs gesonnen war, „ihr Herz, ihr liebenswürdig Selbst“ zu so herabgesetztem Preis abzugeben. — Lucie nickte ihr lächelnd zu, sie war zu innerlich fröhlich, um viel reden zu können.

Der Kaffee war längst getrunken, der dunkelrothe Wein, auch einer der Magnete des Gasthofs zur Krone, steigerte die allgemeine Heiterkeit auf einen sehr hohen Grad. Lucien störte das nicht in ihrem glückseligen Traum, lächelnd stieß sie mit ihrem Nachbar, dessen Fröhlichkeit nicht die Grenzen des Anstands überschritt, auf die zahllosen Toaste an, die immer witziger, immer schallender belacht wurden. „Unsre Zukunft!“ trank ihr Robert zu. „Ach wäre doch die Zeit schon da,“ hub etwas ungeschickt der Kameralverwalter an und jubelnd stimmten Alle ein:

Ach wäre doch die Zeit schon da,
Die noch so ferne scheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf immer uns vereint!

Hinter der Bretterwand, die den großen Saal in zwei Hälften schied, hatte man längst allerlei verdächtiges Geräusch und Gerumpel gehört. „Die Honoratioren von Backenheim haben heut auch eine Schlittenfahrt hieher gemacht,“ sagte auf Befragen der Wirth mit einiger Verlegenheit. Backenheim und Feldstädt nämlich, sonst zwei sehr befreundete Städte, lebten seit längerer Zeit gespannt mit einander, weil die Feldstädter widerrechtlich das letzte Liederfest an sich gerissen hatten.

Eine Zeitlang hörten auch die Feldstädter mit dumpfem Groll, wie die Backenheimer hinter dem Bretterverschlag auf eigne Hand jubilirten und anstießen, als aber die Heiterkeit immer höher stieg, da erhob sich ein großherziger Verwaltungsaktuar mit dem Rufe:

Groll und Rache sei vergessen,
Auch dem Todtfeind sei verziehn!

und riß mit Bärenstärke ein Stück des trennenden Verschlags weg. Mit lautem Beifallsjubel wurde diese Großthat von drüben aufgenommen, Stück für Stück der trennenden Wand wurde entfernt und hinter jedem gelösten Brett kamen ein paar neue freudeglitzernde Backenheimer Köpfe zum Vorschein,

allgemeine Versöhnung! Rund- und Chorgesänge, Versuche zu tanzen, die aber aus Mangel an Raum und Musik scheiterten, denn das Klavier, das oben im Saale stand, erwies sich als gänzlich heiser und unbrauchbar, obwohl es der Unterlehrer mit Fäusten und Füßen grausam behandelte, so daß man von diesem Wunsch abstehen mußte und sich mit neckischen Gesellschaftsspielen behalf.

„Meine Herrschaften, es ist eingespannt," meldete der Wirth, bei dem einige solide und nüchterne Mitglieder der Gesellschaft längst die Zeche berichtigt hatten, und nun zum Aufbruch trieben. Neues Getümmel! furchtbare Verwirrung, bis all die Mäntel und Ueberzieher, Hüte, Schleier, Muffe, Boas, Pelzmanschetten und Fußsäcke von den verschiedenen Eigenthümern auseinandergelesen waren. Lucie selbst konnte es nicht mehr poetisch finden. In dem Fußsack der Frau Oberamtmännin hatte sich eine Katze eingenistet, an der Boa der Frau Salzfactor zerrten bellend und knurrend ein paar Hunde. Ledige Mitglieder, die nichts zu verlieren hatten, sangen dazwischen aus allen Tonarten: „Nun schwingen wir den Hut, der Wein, der Wein war gut." Lucie mit all der mädchenhaften Pietät für ihre hübschen Sachen war sehr bekümmert, sie aus dem Chaos herauszufinden, Robert aber zeigte sich als hilfreicher Kavalier und half ihr und der Tante zu ihrer Garderobe und in den Schlitten. Vor dem Haus war das Getümmel aufs Höchste gestiegen, der Trompetermelcher, zum Reiten nicht mehr geeignet, wurde einem Schlitten hintenauf gepackt, und endlich nach unsäglichen Schwierigkeiten und Verwirrungen setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und die Glöckchen klangen hinaus in die stille Nacht.

Lucie war durch das Getöse und Treiben und Lärmen etwas ängstlich und betäubt geworden, jetzt aber beim Hinfliegen über die stille, schneeweiße Fläche, darüber den sternhellen Himmel und das klare Mondlicht, sog sie wieder den ganzen Zauber der wundervollen Nacht in sich, es störte sie nicht, daß Robert ein humoristisches Mondlied anstimmte, sie lachte herzlich dazu, noch mit Thränen in den Augen. „O, wären wir doch daheim!" seufzte die Kameralverwalterin, „ich

habe so kalte Füße.“ „O kämen wir doch nie heim!“ dachte Lucie, sie hätte fort und fort ohne Ende so hinfliegen mögen.

Es nimmt alles ein Ende. „Alles geht vorüber, Alle Töne verhallen, und die schönsten Stunden schlagen aus,“ wie uns eine äußerst wahre, ganz unbestreitbare Stammbuchsentenz verkündigt, und so hielten auch in dieser denkwürdigen Nacht die Schlitten Nachts um zehn Uhr auf dem Marktplatz, — die Leute waren meist etwas verkühlt und ziemlich still; außer der tragischen Entdeckung, daß Herr Buchhalter Müller, der auf dem letzten Reiber fuhr, seine Dame, die ledige Schwägerin des Apothekers, unbemerkter Weise verloren hatte, waren alle glücklich angelangt.

In größter Verlegenheit bot der Buchhalter Freiwillige zu einem Streifzug nach der Verlornen auf, die ihnen bereits vor dem Stadtthor auf eignen Füßen entgegen kam; sie war, wie ihre Schwester die Apothekerin, ein Weib aus dem Volke, und schnitt die schüchterne Entschuldigung des Buchhalters damit ab, daß sie ihm höchst unumwunden ihre Meinung über seine Nachläßigkeit und Ungalanterie sagte und ihn nach dem Volksausdruck ‚keinen Regierungsrath‘ hieß.

Inzwischen hatte Robert Lucien heimbegleitet, auch ein unerhörtes Ereigniß in ihrem jungen Leben; sie wagte nicht den Arm abzulehnen, den er ihr bot, obgleich es zum erstenmal geschah, daß sie am Arm eines Herrn ging; sie legte nur ganz leicht und lose ihren Arm in den seinigen und so fröhlich sie unterwegs mit ihm gelacht und geplaudert hatte, so antwortete sie ihm jetzt nur halblaut und schüchtern. Sie war froh, als sie glücklich unbemerkt an der Hausthür angelangt waren, und doch hätte es ihr ein wenig wohl gethan, wenn Rike, die sie so oft noch als Kind behandelte, gesehen hätte, wie sie nun als großes Fräulein nach Haus geführt werde. Es war aber besser, daß Rike es nicht gesehen, die entschiednen Anstoß an allem Führen von Herrn und Dame nahm und der Meinung war: „Blinde und Rauschige sollen sich führen lassen, junge, gesunde Leute können allein laufen.“

Daheim war alles in der Ruhe, nur die Mutter erwartete sie noch. „Ei, Mädchen, wie spät! ich hoffe, das ist

diesen Winter das letzte Mal." „Spät, Mutter? das kann fast nicht sein, es war so gar schön!" „Freut mich, jetzt aber trink warmen Thee und mach' daß du zu Bette kommst!"

Lucie legte sich nieder und ließ mit geschlossenen Augen alle die Bilder des Tages noch einmal an sich vorüber gleiten: Schellengeklingel, helles Lachen, fröhliches Singen und das letzte „Gute Nacht," bis sie entschlief den tiefen, festen, süßen Schlaf der Jugend; ob sie träumte? sie wußte es nachher nicht, sie schlief zu gut, aber wenn sie träumte, so mußten es süße Träume sein, ihr Mund lächelte im Schlaf und ihre Wangen glühten wie von heller Freude.

‚Der andre Morgen,' nach wie mancher Lust ist das ein fataler Nachklang, der aus matten Augen, aus bleichen Wangen und aus verdroßner Stimme spricht; für Lucien war es nicht so, sie wachte hell und fröhlich auf wie ein Vögelein, ihr war, als sei sie unendlich reicher geworden durch diesen einzigen Tag; die leise Reue über ihren selbstsüchtigen Genuß machte sie nur freundlicher, dienstwilliger gegen Alle, sie holte in aller Eile um ihr Taschengeld noch Bonbons, um sie den Geschwistern zu vertheilen und erzählte ihnen von der Schlittenfahrt, was nur immer zu erzählen war, daneben mußte sie stets vor sich hin lächeln, als wüßte sie noch wunder was Herrliches und Schönes, das sich gar nicht sagen ließe. Aber das Plaudern mit den Kindern, die sie ja doch nicht recht verstanden, genügte ihr nicht, das Stillsitzen an dem hübschen neuen Arbeitstisch wollte heute wieder nicht gehen. „Mutter, ich habe mein Taschentuch mit Emiliens verwechselt," sagte sie, „und Lieschen habe ich noch gar nicht genug für den Schleier gedankt, ich sollte nothwendig zu ihnen."

„Höchst nothwendig," lächelte die nachsichtige Mutter, „weiß wohl, nach solchen Geschichten müßt ihr Mädchen geplaudert haben, so schwatz dich aus, aber dann laß ein Ende sein und komm beizeiten wieder zurück wegen der Küche."

„Gewiß, gewiß!" versicherte Lucie und hüllte sich in

ein warmes Tuch. Zuerst zu Lieschen, bei der in der wandellosen Ordnung des Stübchens, das doch so unzählige Gegenstände enthielt, die Zeit still zu stehen schien.

An der trüben Mathilde vorüber, die mit ihrem düstersten Angesicht einen farbenhellen Blumenteppich stickte, eilte sie zu Lieschen, die ihr freundlich zunickte: „Guten Morgen, Kind! gut geschlafen? schöne Bahn gehabt? wo gings denn hin?"

„In die Krone nach Ingelsberg, und es ging wie geflogen, o es war so herrlich!" rief Lucie und bereute fast wieder ihren Enthusiasmus, der der alten Jungfer ja doch nur das Herz schwer machen mußte, die so ganz ausgeschlossen war von aller Lust und Freuden der Welt. Lieschen aber versetzte mit ihrer herzlichen Freuden an allen Fröhlichen: „Bis Ingelsberg! Du lieber Gott, wie müßt Ihr's Euch sauer werden lassen um Euer Plaisir, wie hat's dagegen unser ein's so gut, das im warmen Stübchen sitzen bleiben darf; aber ich weiß auch noch," setzte sie stolz hinzu, daß es etwas recht nettes um das Schlittenfahren ist: meiner Mutter Bruder auf dem Roggenhof hatte einen Schlitten, sie hießen ihn den Badzuber, war aber ein netter Schlitten, grün angemalt, da bin ich manch liebes Mal darin gefahren. Mit wem fuhrst du denn, Lucie?" „Mit Emilie und Kameralverwalters, und es fuhr auch ein Student mit, ein Vetter von ihnen."

„So, ein Student? ist aber nicht Vakanz gegenwärtig?" „O, ich glaube er hat bald ausstudirt, und er ist recht brav und gescheidt, und so lustig, ich habe mich so gut mit ihm unterhalten!" „So? was habt ihr denn Schönes zusammen geredt? so ein Student muß doch allerlei Gescheidtes wissen." „Ja, das kann ich nicht mehr sagen," lachte Lucie, „es war eben recht nett und lustig; wissen Sie, Lieschen, auf einer Schlittenfahrt hält man keine gesetzten Gespräche wie Sie und der Herr Stadtpfarrer miteinander." „Ach ja, der Herr Stadtpfarrer," sagte Lieschen, und die friedlichen Lichter ihrer Augen leuchteten in hellem Glanz, „wie gut von ihm, daß er mich einfältiges altes Ding so oft besucht; denk' nur, gestern Abend war er eine volle halbe Stunde da und hat mir vorgelesen; dann kommt auch Mathilde herein," flü-

sterte sie bedeutsam und setzte mit dem Ausdruck freudigsten Danks hinzu: „Du lieber Gott, wie hab' ich's doch verdient, daß mir's so gut geht, sag' nur selbst, Kind, wer wird sich sonst um eine lahme alte Jungfer kümmern!" „Ei, Sie haben's den ältern Herrn eben angethan," sagte fröhlich Lucie, „Papa bleibt auch bei Ihnen länger, als bei all seinen andern Patienten zusammen, wenn Ihnen was fehlt." „Ja, dein guter Vater, der so viel für uns thut! und so uneigennützig! was sind wir für Glückskinder, einen solchen Arzt!" „Aber ich muß noch zu Emilie," sagte Lucie geschäftig, „guten Tag, Lieschen, ich habe Ihnen nur noch danken wollen für den herzigen Schleier!"

Bei Emiliens Mutter war man allezeit gewiß, alles hübsch aufgeräumt und im Stande zu treffen, sauber abgestäubt, die neusilbernen Leuchter auf den Kommoden glänzend, im Glaskasten das übrige Silbergeräth des Hauses, plattirt oder nicht, — allenthalben einen soliden Wohlstand zur Schau getragen.

Es wollten Leute zwar behaupten, es werde, wenn man Besuch wittere, alles, was die Ordnung des Zimmers störe, eilig ins Schlafzimmer geschoben, von dem man sagen könne: „da drinnen aber ist's fürchterlich," sowie sie auch in der Küche nur blankes Geschirr zur Schau stelle und das rußige, in dem gekocht werde, ins Ofenloch verstecke, — das war aber theilweise Verläumdung. Frau Bartenbach war in Wahrheit eine ordnungsliebende Frau, nur ging ihr die anständige Außenseite noch über die innere Ordnung.

So hielt sie auch für Pflicht, sich durchaus das Ansehen ziemlichen Wohlstandes zu geben; mit welchen Opfern sie insgeheim diesen äußern Anstand erkaufte, ob sie Brei zu Mittag speiste und Wassersuppe zu Nacht, um dafür Mandeltorte zu einer Gesellschaft zu haben, — ob sie das Pferdehaar aus Sopha und Stühlen verkaufte und sie mit Seegras füllte, um dafür moderne Ueberzüge anzuschaffen, — das war ihre eigene Sache. Emilie war immer modisch

und elegant gekleidet, trug eine silberne Damenuhr mit vergoldetem Rand und eine Broche, die möglicherweise ächt sein konnte, und trat durchaus als die bescheidene Erbin eines honetten Vermögens auf.

Frau Bartenbach gehörte nicht zu den allezeit seufzenden und klagenden Wittwen, sie besprach sich gern mit Herrn Haderer über die zweckmäßigste Art, Geld anzulegen, — die vier Coupons, die sie abzuschneiden hatte, waren übrigens allezeit einen Monat vor der Zeit verwerthet.

In tiefem Mitleid mit ihrer Emilie, ‚daß sie eine Waise sei‘, hielt sie für Mutterpflicht, ihr das doppelte Maß von Putz und Vergnügen zu verschaffen als andre Mädchen hatten: „kommst ja doch nirgends hin, weil du eben ein Waislein bist.“

Gut erzogen war Emilie, obgleich sie ein Waislein war; sie war frühzeitig zu allen häuslichen Geschäften angehalten, in allen Handarbeiten unterrichtet, flink und gewandt und hatte ein großes Talent, allenthalben am rechten Fleck anzugreifen. Musiktalent hatte sie nicht, aber sie war unbezahlbar beim Arrangiren eines Musikkränzchens. Frau Bartenbach wußte wohl, daß nichts umsonst ist auf dieser bösen Welt, darum mußte ihre Emilie Zutritt zu Gesellschaften, Landpartieen, Schlittenfahrten erkaufen durch die allezeit willige und geschickte Hand, die sie bei Waschen, Schneidereien, beim Wurstmachen und Kuchenbacken, bei Trauer- und Freudenfesten zur Hilfe lieh; da sie daneben hübsch gescheidt und ziemlich gutmüthig war, in allen Häusern daheim und mit allen Verhätnissen bekannt, so war sie allenthalben gern gesehen und wurde von vielen Müttern ihren Töchtern als Beispiel vorgestellt.

Unterricht in Musik, Zeichnen, Sprachen, Geschichte und was sonst über die Fächer der Landschule hinaus geht, hatte die umsichtige Mama für überflüssig gehalten. „Siehst du,“ sagte sie im Vertrauen ihrer Herzensfreundin, der verwittweten Frau Stadtpfarrer, „das ist alles Luxus für reiche Mädchen, eine Zugabe, die niemand verlangt. Der Männer wegen? bah, unter zwanzig Männern sind nicht zwei, die nach dem Zeug fragen, im Gegentheil, es wird

ihnen ganz bange vor einer Frau, die englisch lernt.“ „Aber um im Nothfall selbst ihr Fortkommen zu finden?“ warf bescheiden die Frau Stadtpfarrer ein. „Gerade darum sieht's gleich verdächtig aus, wenn ein Mädchen in mittleren Verhältnissen sich auf Sprachen, Musik und Bildung verlegt, „die will Gouvernante werden, nimmt man an, und Keiner denkt daran, daß sie auch zum Heirathen da sei. Nein, du kennst die Männer schlecht, wenn du meinst, der Verstand bei einer Frau sei ihnen so wichtig, im Gegentheil, Verstand denkt Jeder, habe er genug für zwei. Wenn je so ein armer Tropf von Gouvernante einmal einen Mann kriegt, so ist's höchstens ein Pfarrer mit Nichts. Nein, wenn alle Stränge brechen, so kann man eine gute Hausjungfer allenthalben brauchen.“

Daß so viel Absicht und Berechnung ihrem Verfahren zu Grunde liege, daß bei allem Thun und Treiben, Helfen und Schaffen Emiliens, in Ernst und Scherz, nur Ein Gedanke im Hintergrund stand: — eine gute Versorgung, das gestand die Frau Amtspflegerin weder der Freundin noch sich selbst, es war zwischen ihr und Emilie über diesen zarten Punkt ein schweigendes Einverständniß schöner Seelen, ein wortloses Zusammenwirken zu gemeinsamem Zweck.

Zwischen Lucien und Emilien bestand kein Seelenbund wie der mit Julie, wohl aber die Freundschaft der Gewohnheit, wie sie sich leicht bei Mädchen bildet, die zusammen aufwachsen, zumal wenn die Eltern befreundet sind.

Doktor Weybold, Luciens Vater, war seit vierzehn Jahren Hausarzt bei Frau Bartenbach und wurde diese vierzehn Jahre her mit einem und demselben Dukaten honorirt, — Emiliens Pathenpfennig, — der an jedem Neujahr eingesiegelt zu ihm wanderte und eben so zurückgesandt wurde. Die Doktorin, sonst eine gute Frau, meinte: „Nun, die Amtspflegerin, die so flott thut, möchte immerhin bezahlen.“ „Laß gut sein!“ sagte der Doktor, „mag leicht, so hängt ein stiller Seufzer an Wittwengeld, auch wenn's nicht den Anschein hat. So lang ich lebe, soll sie für mich mit dem Einen Dukaten reichen.“

Dabei bliebs und Frau Bartenbach zeigte sich erkenntlich mit einer Torte an Doktors Geburtstag, oder mit einer Börse, einem Serviettenring, einem Tabaksbeutel von Emiliens Arbeit, welche Herrlichkeiten ungebraucht liegen blieben, bis sie etwa von der Frau Doktorin zu irgend einer wohlthätigen Lotterie verwendet wurden.

Zugleich war Emilie der hülfreiche Genius in Doktors Haus bei Bügeltagen, Schneidereien, protegirte überhaupt Lucien auf jede Art und war ihr an praktischem Geschick und savoir faire weit überlegen. Lucie fühlte sich geschmeichelt von dem Entgegenkommen der gewandten, beliebten Emilie und schloß sich mit der leichten Beweglichkeit eines Freundschaft dürstenden jungen Herzens an sie an. Doch blieb Emilie nur im Vorhof, im innersten Heiligthum ihres Herzens bewegte sich eine süße, wunderbare Welt von Ahnungen und Träumen, für die Emilie, die Klare, Verständige, Praktische, kein Auge und keinen Sinn hatte. Zu diesem Kämmerchen hatte Julie den Schlüssel, Julie, in der Lucie allein die verwandte Seele, das Echo der ihrigen fand. Wenn sie einmal, im überfließenden Herzensdrang, Emilien eins ihrer Gedichte vorlas, so bewunderte es diese zwar aufrichtig und bereitwillig, es war das ein Feld, auf dem sie nicht concurrirte, so recht verstehen konnte sie nur Julie, die an begeistertem Schwung allezeit noch über ihr war.

Heute freilich verlangte sie mehr nach Emilien, die die gestrige Freude getheilt hatte; diese saß schon im kleidsamen Morgenröckchen am Fenster, über die Papilloten, die vor Mittag nicht aufgewickelt werden durften, waren künstliche Locken geheftet. „Nun, Lucie, wie geschlafen?“ rief sie ihr entgegen. „O herrlich! Und ich habe so schön geträumt, weiß nur nicht mehr von was.“ „So, so? aber ich weiß, du kleiner Schelm ...“ „Ei, ei, Lucie, was machen Sie für Sachen!“ sagte Frau Bartenbach, die eben das Zimmer verließ, schalkhaft den Finger erhebend, „erst sechszehn Jahr und lassen sich schon die Cour machen!“

„Aber ich bitte dich,“ sagte Lucie mit dunkelglühendem Gesicht, „was meint deine Mutter?“

„O, etwas Schreckliches!“ sagte lachend Emilie, „heißt du das keinen Courmacher, wenn einer sich fast den ganzen Tag mit dir unterhält und dich zuletzt noch nach Haus führt?“

Lucie lauschte gern Emiliens Geplauder, mit dem sie was flüchtig, wie ein süßer Traum, durch ihre Seele zog, zu einem farbenhellen Bild ausmalte, und doch fühlte sie sich wieder verletzt durch diese nüchtern laute Besprechung eines so süß knospenden Geheimnisses.

Ach, dies harmlose Geplauder über zarte Angelegenheiten! wie oft gleicht es dem Hauch eines Kindes, schwach an sich, und doch fähig, eine zerstörende Flamme anzufachen! Wenn man bedächte, wie viel Unheil unnöthige Worte stiften können, man würde den Spruch nicht mehr zu hart finden: ihr sollt Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt.

Lucie, die seither noch so wenig Sehnsucht nach aller Herrlichkeit des geselligen Lebens empfunden, die einen stillen Leseabend allen lauten Vergnügen vorgezogen, vertiefte sich recht mit Lust mit Emilien in jenes harmlose, unwichtige Plaudern, mit dem junge Mädchen verstehen, ein genossenes Vergnügen sechsfach wiederzukäuen, doch war ihr, als sie von Emilien schied, nicht mehr so innerlich froh um's Herz, sie fühlte, wenn sie es auch nicht wußte, daß ihr Heiligthum von profaner Hand angefaßt worden war. Dennoch ließ sie sich nach Tisch von Emilien zum Spaziergang abholen, obgleich das Wetter nicht besonders verlockend war, und sie begegneten Kameralverwalters, die ihren Neffen zur Post begleiteten: er grüßte sehr höflich, was ein höchst glückliches Ereigniß gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke, er könnte diese Begegnung für keine rein zufällige halten, Lucien nachher wieder lange unglücklich gemacht hätte.

Der Schnee schmolz, ein rauher, sonnenloser und schneeloser Winter herrschte und der Neffe war abgereist, das Leben kehrte in sein alltägliches Geleise zurück, Lucie machte noch ihre Studien in der Küche und ging Nachmittags zu Lieschen,

um fein Nähen und Sticken zu lernen. Lieschens stille Friedensaugen, ihre beständige herzliche Genügsamkeit wirkten beruhigend auf alle Wellen, die sich in ihrer jungen Seele erhoben, und sie begriff nicht, wie Mathilde so dunkel und trübselig bleiben konnte im beständigen Umgang mit diesem friedevollen Gemüth.

Vergessen hatte sie freilich jene Schlittenfahrt nicht, und ihren fröhlichen Nachbar; aber trotz Emiliens Anspielungen hatte sie ja so gar kein Zeichen, daß auch Er ihrer gedachte, und eh sie dessen gewiß, ganz gewiß war, wollte sie eigentlich gar nicht an ihn denken. Nur so ganz leise, leise, Nachts vor dem Entschlummern, oder wenn sie ganz allein war, tauchte das heitre Bild bei ihr auf. Gegen Emilien erwähnte sie seiner nie mehr, wenn sie auch ihre Anspielungen nicht so ganz ungern hörte, selbst Julie sollte nichts erfahren, und gut wäre es für den Frieden und die Jungfräulichkeit eines jungen Herzens, wenn es vermöchte, solch ein knospendes Geheimniß allein, ganz allein in tiefster Stille zu wahren und still zu erwarten, ob es zu Licht und Luft bestimmt ist. Aber neben der tief zarten, poetischen, jungfräulichen Seele, die wie die Muschel sich tief verschließen möchte mit der keimenden Perle, wohnt der leicht bewegliche, leicht überfließende Mädchenmund, in vertrauter Plauderstunde holt man allmälig seine geheimsten Schätze hervor, und will man sie nachher wieder verschließen, siehe, so ist's nicht das alte Heiligthum mehr.

In ihren Briefen an Julie hatte Lucie wirklich nur flüchtig „des wunderschönen Tages und der Begegnung mit dem heitern, liebenswürdigen Studenten“ erwähnt, aber im März kam diese auf einige Wochen zu Besuch, und welches Mädchenherz vermöchte in so trautem Beisammenleben ein Geheimniß zu bewahren! Auf einsamen Spaziergängen in der ersten goldnen Frühsonne, im Wehen der herrlichen linden Lüftchen, wo „die Welt wird schöner mit jedem Tag,“ oder vollends Nachts, wenn es draußen so still ist, die Gardinen herabgelassen und das Licht gelöscht . . . . . Und als Julie im allertiefsten Vertrauen immer interessantere Sachen von dem jungen Praktikus wußte, wie er ihrer Mama eine blühende Kamelia gesandt, die eigentlich ihr gegolten, und wie er dem Papa jeden Sonn-

tag in die Kirche gehe, sogar in die Kinderlehren, und wie er überaus geschickt und vorzüglich sei, nur leider keine Patienten habe, — ach, da mußte Lucie doch ahnen lassen, daß auch sie vielleicht, möglicherweise, mit der Zeit ein kleines Herzensgeheimniß haben könnte.

Julie faßte Alles zarter und poetischer auf als Emilie, sie beantwortete das erste Geständniß nur mit einem Kuß und einer Umarmung, aber sie theilte Lucien so viel schöne Poesien mit über erste Liebe, und ‚heimliche, stille Liebe, die Niemand nicht weiß,' daß der Traum immer schöner und bunter wurde, und Lucie vor stillem Glück sich oft nicht zu helfen wußte. Sprechen mochte sie aber doch nicht gern viel davon, selbst mit Julie nicht, — denken und träumen viel lieber und vor dem Entschlummern legte sie jedesmal recht von Herzen ihr Geschick in Gottes Hand; ach freilich, bei so viel jungen und alten Herzen klingt durch die Bitte: „dein Wille geschehe," leise und uns selbst unbewußt: „mache daß mein Wille geschehe." Wir wollen nicht gerade Gottes Wege geführt sein, nur unsern eignen Weg soll der liebe Gott uns leicht und bequem machen.

Zu der Mutter kam Lucie nicht mit ihrem Vertrauen, obgleich sie gut und liebevoll und einsichtsvoll genug gewesen wäre. Wie denn überhaupt gar selten die Jugend da Rath sucht, wo sie ihn am besten finden könnte. Da steht das reife Alter mit seiner theuer erkauften Erfahrung, die es so herzlich gern der thörichten Jugend zu Nutzen geben möchte, und die thörichte Jugend geht daran vorbei und zahlt ihren eignen theuren Preis um dieselbe Erfahrung, die ihr so willig umsonst geboten wurde. — Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu.

Glücklich die Tochter, die zu allen Zeiten, für alle Gefühle die erste und liebste Vertraute in der Mutter findet! Gewiß wird auch jedes reine Mädchenherz, das so glücklich ist, eine gute Mutter zu haben, auch noch so glücklich werden, in ihr die erste und liebste Freundin zu sehen; aber selten entfaltet sich das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern so glücklich und harmonisch, daß es nicht eine Uebergangsperiode gäbe, in der durch all' das unerläßliche Tadeln und Ermahnen

nicht die Liebe, wohl aber das volle, offene Vertrauen etwas zurückgehalten wird. Die Jugend fürchtet die kühle Einsicht des reiferen Alters, sie fühlt, daß sie bei Denen, die des Lebens Mittagshöhe erstiegen, nicht die volle Sympathie für Herzensangelegenheiten finden kann, wie bei Denen, die noch im Thal mit seinen Dämmerungen und wechselnden Lichtern weilen: es ist das halbbewußte Abwenden des Schläfers, der fortträumen will, wenn auch das Erwachen und Aufstehen noch so gut und zweckmäßig wäre.

Es kam der Frühling, der volle, helle, goldene Frühling, und mit ihm wurde der Neffe erwartet, der als Volontair beim Oberamtsgericht arbeiten sollte. Ein solenner Ball, mit dem der Pflugwirth seinen neuerbauten Saal einweihen wollte, war auf Anstiften der Frau Kameralverwalter noch bis zur Ankunft Roberts verschoben worden, da ohnedies nie Ueberfluß an Tänzern vorhanden war. Es war Luciens erster Ball; Emilie hatte siegreich die Bedenken der Mutter überwunden und das erste Ballkleid wurde mit ihrer Beihülfe gefertigt.

Der große Tag brach an und er schien Lucien erstaunlich lang, bis endlich die Zeit kam, sich zum Balle zu rüsten; mit dem besten Willen war sie zerstreut bei all' ihren Geschäften, und die Mutter drückte ein Auge zu; „geh' ein Bischen zu Lieschen hinüber, sie hat nach dir geschickt," rieth sie dem unruhigen Töchterlein, und Lucie that das so gern, nirgends konnte man besser Geduld lernen als bei Lieschen. Und wirklich leuchtete ihr auch das runde Angesicht mit ganz besondrer Freude und Freundlichkeit entgegen. „So, das ist schön, daß du heute auch noch Zeit für uns hast," rief sie ihr entgegen, „ei, ei, das ist nun auch schon eine Balldame geworden!" und sie betrachtete die noch sehr ungeschmückte Lucie mit freundlicher Neugier. „Du bist wohl recht vergnügt, Kind?" fragte sie, als Lucie, wie sie gern that, auf dem Schemel zu ihren Füßen sich niedergesetzt, „nimm mir's nur nicht übel, daß ich das nicht so recht verstehe, ich gönne

dir's doch von Herzen, weißt du, ich bin eine gar bequeme Person, ich habe mich immer glücklich gefühlt, daß ich hübsch daheim bleiben durfte und mich nicht so anstrengen mußte. Halte mich deßhalb nicht für egoistisch." „Gewiß nicht," versicherte lächelnd Lucie. „Siehst du, meine arme Mathilde, die war einmal schön, recht wie eine Königin auf den Bällen, und es wurde nachher so traurig. — Aber dir, Kind, will ich ja nicht das Herz schwer machen, komm einmal, da habe ich etwas für dich." „O, wie hübsche Spitzen zur Garnitur!" rief überrascht Lucie, „wie gut sind Sie immer!" „Dießmal war mir's eine wahre Erholung, den Tüll auszunähen," versicherte Lieschen; „ich hatte so eine entsetzlich mühselige Arbeit, sechs Linontaschentücher, da soll ich E. v. W. hineinsticken für eine Dame, die in der Fabrik draußen zu Besuch ist; so verzweifelte gothische Buchstaben mit viel hundert Schnörkeln. Weiß nicht, was die Leute für eine Freude haben an Namen, die kein Mensch lesen kann! ich denke oft, diese gothischen Buchstaben habe der Herr mir zur Geduldsprobe erschaffen," und sie netzte die Augen wieder mit Hollunderthee.

„Armes Lieschen!" sagte Lucie mitleidig und betrachtete einen der wunderlich verschlungenen Namen; „wie viel haben Sie noch zu machen?" „Keinen mehr, Kind!" rief Lieschen triumphirend, „weißt du, daß ich fertig bin, vollkommen fertig mit allen sechs; werden noch heute Abend abgeschickt, sobald unser Laufmädchen kommt, und weil es so eine besonders große Mühe war, werde ich mir auch eine besondere Güte darum anthun, weiß nur noch nicht, was? Auf allen Fall wird morgen Nachmittag ein frischer Kaffee gemacht und den mußt du mit trinken; ich weiß, du Leckermäulchen, daß du nach unsrem gewärmten wenig fragst, am Ende laß ich noch Bretzeln dazu holen, ich üppige Person; ist ja morgen zugleich mein Namenstag." Lucie versprach dem Schmause beizuwohnen und ging vergnügt und ruhigeren Herzens mit ihren Spitzen von dannen.

Die große Balltoilette sollte bei Emilien gemacht werden. „Du verstehst dich doch nicht darauf," sagte sie mitleidig zu Lucien.

Auch betrachtete diese wirklich mit unverhehltem Erstaunen die unendlichen Umstände, die Emilie mit ihrer eignen werthen Person machte, wie sie Hals und Nacken mit feinem Puder rieb, um ihn weißer erscheinen zu lassen, die Lippen mit Citronensaft bestrich, damit sie röther wurden und alle Spiegel des Hauses auf dem Boden, an der Wand, auf Stühlen aufhängte und aufstellte, um sich von allen Seiten betrachten zu können. Lucie mußte endlich laut auflachen über diese Anstalt, obwohl ihr Herzchen immer banger klopfte, je näher die große Stunde kam, wo der Ball beginnen sollte. Was kümmerte sie ihre Toilette viel, war Sie selbst ja doch dieselbe, die sie im Winter gewesen, Er würde sie wohl schon wieder kennen!

Endlich war das große Werk vollbracht. „Kinder, wollt ihr noch eine Tasse Thee?“ fragte Emiliens Mutter. „Behüte Mutter, was denkst du?“ rief Emilie, „das würde einen abscheulich echauffirten Teint geben, gib mir nur kalte Milch; Lucie, du wirst doch nicht mehr sitzen, wenn du dein Ballkleid anhast!“ „Warum nicht? das Sitzen wird ohnehin noch an mich kommen,“ lachte Lucie gleichmüthig und ließ sich den Thee wohl schmecken, obschon Emilie Recht hatte, ihr ohnehin glühendes Gesicht wurde noch erglühter davon.

Frau Doktorin kam, um die Mädchen abzuholen, sie hatte wirklich ihren Mann bewogen, auch mitzugehen; Ballwagen waren noch nicht gebräuchlich in der guten Stadt Feldstädt, und unter dem staunenden Gaffen der lieben Straßenjugend, die Spaliere bildete, zog allmälig das Publikum ein.

Lucie konnte kaum athmen vor Herzklopfen, als sie die Schwelle des Ballsaals überschritt, während Emilie, das arme Waislein, siegessicher, nach allen Seiten hin huldreich grüßend, den Saal durchsegelte. Wir könnten nun nicht eben rühmen, daß ihnen „feenhafter Glanz entgegengeströmt wäre, daß süß berauschender Blumenduft ihre Sinne gefangen genommen,“ wie man sonst in Ballbeschreibungen liest, o nein, es hing auch kein krystallener Kronleuchter von der Decke, die mäßige

Höhe des Saales hätte solches nicht erlaubt, das Licht entströmte einer Reihe von Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern längs der Wände angebracht waren, der Plafond aber war himmelblau mit sehr sichtbaren Sternen bemalt, „perspektivisch,“ damit es höher aussieht, wie der Pflugwirth versicherte, der, sich wohlgefällig die Hände reibend, in dem Saal auf und ab spazierte und seine Gäste begrüßte.

Desto glänzender war der Damenflor, der die Wände des Saales garnirte; jetzt erst fühlte sich die unschuldige Lucie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle,“ wer hätte in diesem weltverborgenen oberschwäbischen Städtchen solche Eleganz gesucht! Da waren Oberförsterstöchter aus dem benachbarten W. in farbigen Ballgewändern mit Gold- und Silberlaub in den Locken, da war die junge Frau des Fabrikanten Bocksfuß, die ein ganzes Kornfeld: Haber, Dinkel und Gerste, nebst Kornblumen und Ackerschnallen in den künstlich frisirten Haaren trug, da waren vier Kaufmannstöchter aus Backenheim mit weißen und blauen und rosenrothen Schleifen, die vom Gürtel, von den Haaren, von den Aermeln nach allen Seiten hinaus und hernieder flatterten, — die arme Lucie verschwand ganz in dieser Herrlichkeit.

Die Gentlemen dagegen, die noch in den Nebenkabineten verweilten, und nur hie und da auf der Schwelle erschienen, um prüfende Blicke auf das bunte Blumenbeet zu werfen, hatten sich gar nicht so übermäßig mit ihrer Toilette angestrengt, sie wußten aus Erfahrung, daß allhier im Orte Tänzer in jeder Tracht geschätzt waren. In tadellosem Ballkostüm, ein leuchtendes, unerreichtes Vorbild für die Andern, erschien allein der Gerichtsverweser, der Löwe des Ortes, den ein unglücklich Geschick aus der Residenz in dieß Städtchen verschlagen, wo er, wenn er den Geschmack des Cäsar hatte, wenigstens die Befriedigung genoß, der Erste zu sein. Er glänzte in einem feinen Frack von neuestem Schnitt, in weißer Weste und Halsbinde, weißen Glacés und trug einen Claquehut unter dem Arm, eine zu Feldstädt noch nie gesehene Erscheinung; dieser äußere Schmuck war noch das Wenigste, verglichen mit der schönen Gestalt, die Natur ihm verliehen, und vor Allem mit seinem schwarzen Backenbart, dessen Schönheit und Vollkommen-

heit ihn selbst zu täglicher Bewunderung hinriß. Er führte auch einen eignen kleinen Handspiegel bei sich, indem er dieses Kleinod von Zeit zu Zeit beschaute, und eine besonders künstliche Scheere nebst Kämmchen, um ihn in Ordnung zu halten. Die übrigen Herren verzichteten auf solchen Glanz, ihre Fräcke stammten noch aus den Tagen des ersten Examens, wenn nicht gar von der Konfirmation her; baumwollene, waschlederne und allerhand mißfarbene Handschuhe, Westen und Halsbinden in beliebigen Couleuren ließen sich sehen; Einige hatten ganz auf den Frack verzichtet, nicht zu ihrem Nachtheil, und unter diesen erschien eine leichte, gefällige Gestalt in kurzem Studentenröckchen, Lucie sah diesen allein, ihre Wangen färbten sich mit dunkler Gluth, — es war Robert.

Die Musik, diesmal ungewöhnlich vollzählig, begann; Geigen, Klarinetten und Baßgeige; der Gerichtsverweser eröffnete den Ball mit der stattlichen Fabrikantenfrau, ein schönes Paar, das prächtig tanzte; während das Ackerfeld auf dem Haupt der Dame wogte und schwankte, folgte ein adeliger Forstassistent mit der rosenrothen Tochter des Oberförsters mit Silberlaub, nach ihr die himmelblaue mit Gold, im Arme des jungen Fabrikanten nicht erstaunlich befriedigt; war noch eine feuerfarbene übrig, die der Kameralamtsbuchhalter erbeutete, staunend über seine Keckheit und sein Glück; nach diesen wurde Emilie, die eine vortreffliche Tänzerin war, von dem Oberamtsaktuar entführt und warf im Scheiden noch einen mitleidigen Blick auf Lucie zurück, die nur hie und da die gesenkten Augen erhob und beruhigt eine glänzende Dame um die andere dahinbrausen sah. Die zahlreichen noch sitzenden Mädchen fingen an, eifrig flüsternd die Köpfe zusammenzustecken, um ja nicht als Wartende zu erscheinen; Lucie plauderte nicht mit, es fiel ihr gar nichts ein, was sie jetzt hätte sagen können und ihr Herz klopfte so laut, denn jetzt, eben jetzt trat der schwarze Sammtrock unter die Thür. Ohne lange Wahl ging er auf die Reihe der Damen zu und wählte unweit von ihr Anna, die Tochter des Oberamtmanns, die mit einem Diadem von weißen Rosen sich wirklich hübsch und stattlich ausnahm, ohne einen Blick auf Lucien zu werfen. Die vier Damen aus Backenheim mit den langen

Schleifen sagten beruhigt: „wir haben Gottlob unsre eignen Herrn mitgebracht;“ auch erschienen wirklich drei Kommis und ein Apothekergehülfe aus besagtem Ort, die sich in die Viere redlich theilten, Lucie aber, die arme Lucie blieb sitzen, mit etlichen Andern, man konnte sie auch gar nicht mehr sehen, weil der alte Apotheker in seiner Gutmüthigkeit sie unterhalten wollte, und mit seiner breiten Gestalt sie vollständig zudeckte. Sie beachtete das kaum, mechanisch antwortete sie auf die Fragen des alten Herrn, es lag ihr gar nicht mehr daran zu tanzen, — war Er doch an ihr vorübergegangen.

Die Kolonne der pausirenden Paare kam vor sie zu stehen, da stand auch Anna im blauen Kleid mit den weißen Rosen, sie hatte das lachende Gesicht ihr zugewandt, ihr Tänzer Robert stand so, daß er ihr den Rücken wandte, so nahe, so nahe dem Herzen, das so lange von ihm geträumt, so still, so innig, so treu seiner gedacht hatte, und er ahnte es nicht, er dachte gar nicht, gar nicht, an sie; er lachte und scherzte mit seiner Dame, wie er mit ihr gethan, an jenem Einen schönen Tage. Luciens Mutter, die oben bei den nicht tanzenden Damen saß, schlüpfte hinter der Kolonne zu ihr hin, setzte sich neben sie und flüsterte ihr lächelnd zu: „Mußt kein so trübseliges Gesicht machen, wenn du einmal sitzen bleibst, Lucie, das kann dir noch manchmal begegnen.“ Ach, daran hatte sie nicht gedacht, daß ihr Gesicht traurig aussah, ihr Mädchenstolz regte sich, sie lächelte der Mutter zu, sie flüsterte eine heitere Bemerkung über eins der Paare, — und die Mutter selbst ahnte nicht, welch lichter Stern leiser goldner Träume ihrem Kinde in diesem Augenblick unterging.

Wie so ganz anders hatte es Lucie sich gedacht! Sie hatte Romane gelesen, und nach diesen war es ja ganz natürlich, daß Robert zuerst auf sie zuflog und den ganzen Abend mit ihr, mit ihr allein tanzte. Sie hatte sich darüber schon zum Voraus ein Bischen verlegen gefühlt, was würde die Mutter, was Emilie, und was würden die Leute dazu sagen! Vielleicht auch war er vorsichtiger, tanzte nur hie und da mit ihr, dann konnten sie um so besser ungestört und unbeobachtet zusammen reden, reden und was? — Daß sie all das wirklich gedacht

und geglaubt, ward ihr jetzt erst klar, wo alles vorüber war, — alles.

Der Fortgang war besser als der Anfang, neue Touren kamen, und auch Lucie wurde aufgefordert: der Praktikus engagirte sie, um mit ihr von Julien sprechen zu können, der ihr strenger Vater den Ballbesuch nicht gestattete; selbst der Löwe mit dem Backenbart ohne Gleichen beehrte sie mit einem Walzer. — Er allein kam nicht. Sie machte wohl keine Eroberung an diesem Abend und errang nicht den Ruhm einer flinken Tänzerin, wenn sie sich auch auf die Bemerkung der Mutter hin etwas zusammen nahm, mit andern Mädchen auf und ab ging und scherzte:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer

klang ihr als Text aus all den fröhlichen Walzermelodien.

Das Bitterste von allem war ihr Emiliens Theilnahme. „Ich begreife es nicht," sagte diese empört, „wäre doch seine Tante da! ich muß ihm doch eine Andeutung geben." „Ich beschwöre dich," flüsterte Lucie, krampfhaft ihre Hand fassend, „laß ihn nichts ahnen; lieber sterben, als daß er auf Zureden mit mir tanzt!" „Nun, wie du willst," meinte Emilie, die heute viel zu thun hatte, sich die Freundschaft der Oberförsterstöchter zu erwerben; „man muß sich überall wohl dran machen!" war die Maxime der Mutter, und Emilie steckte der Einen ihre abgerissene Garnitur fest, vertraute der Andern ein Geheimniß, aufgelöste Locken wieder kraus zu machen, und nähte der Dritten das Schuhband an, und bald war die werthvolle Freundschaft in schönstem Flor. Lucie war froh, ihrer Protektion enthoben zu sein.

Die Mutter, in der Stille selbst gekränkt über den geringen Erfolg ihres Töchterleins, dem sie ihre Niedergeschlagenheit zuschrieb, nahm sich in der Stille vor, doch ein andermal mehr für ihre Toilette zu thun und schlug ihr vor, bälder nach Hause zu gehen: „ich bin zum Cotillon engagirt," sagte Lucie. Nicht nur die Freude, auch das Leid wollen junge Herzen gern auskosten bis zum Grunde. „Nun gut, jetzt holst

du ihn im Cotillon," flüsterte tröstend Emilie, aber Lucie holte ihn nicht, ja sie verschmähte ihn sogar, als er ihr mit andern Cavalieren zur Auswahl vorgeführt wurde, und dieser kleine Sieg des jungfräulichen Gefühls über das schwache Mädchenherz half ihr das Köpfchen aufrecht tragen bis ans Ende.

Mit leisem, langsamem Schritt und schwerem Herzen ging sie an der Seite der Mutter nach Hause. Sollte sie ihr um den Hals fallen und ihr Alles, Alles sagen, als sie ihr gute Nacht bot? Aber was sagen? es war ja vorüber, ehe es angefangen, und die Mutter würde vielleicht nur lachen, daß sie, so jung schon, sich so etwas in den Köpf gesetzt.

Mit dem Morgen, dem klaren lichten Morgen, kam freilich auch das bittere Herzweh der frühen Enttäuschung zurück und mit diesem Leid auch etwas von dem Segen der ersten Heimsuchung, der in großem und gewaltigem Schmerz so gut als in dem grundlosen Kummer des Kindes seine läuternde Kraft üben kann. Allem Leid ist der Stachel gebrochen, das wir vor Gottes Auge legen können, und auch Lucie konnte all' ihre wehmüthigen Betrachtungen schließen mit den Worten:

Dein' ewig' Treu und Gnade,
O Vater, siehet recht,
Was gut sei oder Schade
Dem sterblichen Geschlecht.

Und sie konnte mit ruhiger und heiterer Miene zum Frühstück kommen, wo der Vater lobte, daß sie doch gesund und frisch aussehe, „nicht wie so ein bleichsüchtiger Dürftel," sie konnte sogar dem neugierigen Louischen einen Ballbericht geben, von dem sich die Brüder mit stolzer Verachtung abwandten.

Sie räumte ihr Stübchen auf, sie verrichtete all ihre kleinen Tagesarbeiten, wie mit heller Stimme hatte sie gestern dazu gesungen:

Frühlingsluft und Glückesschein
Kehren manchmal bei uns ein,

nun klang es leise, leise:

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden.

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke.
Träume müssen ja verblühen.

In diese sanfte, wehmüthig ergebene Stimmung kam Emilie fast wie ein Mißlaut. Sie sah nicht sehr liebreizend aus, etwas gelblich, mit aufgewickelten Haaren; sie bewunderte Luciens blühendes Aussehen, bedauerte sie äußerst liebevoll wegen des geringen Ballglücks von gestern, und Mitleiden ist zu Zeiten die schlechteste Ehre, die man uns anthun kann. Das gänzliche Ignoriren von Seiten Roberts konnte sie nicht begreifen und witterte irgend eine geheimnißvolle Intrigue darunter. „Du warst auch in Wahrheit etwas zu einfach," bemerkte sie, „bedenke die Eleganz der Andern! Du bist ja gewiß hübsch, aber es war möglich, dich gestern zu übersehen." „Mag sein," sagte Lucie kurz, „wer wehender Fahnen und goldner Kränze bedarf, um mich zu finden, mag wegbleiben." „Nun, nun, nicht gar so kostbar!" sagte Emilie, „weißt du, wenn man Jemand schon sicher hat, so kann man's etwa riskiren mit der Einfachheit, aber zum Anfang ..." Lucie war aber nicht zu Mittheilungen und Herzensergießungen zu bewegen, ein erkühlender Hauch der Welt wehte sie aus Emiliens Worten an, der ihren kaum erkämpften Frieden wieder zerstörte, sie sehnte sich so, weinen zu können, und Emilie entfernte sich etwas beleidigt.

Die Einladung zu Lieschen hätte sie vergessen, wäre nicht das kleine Laufmädchen erschienen, um sie daran zu mahnen. Sie ging gar gern; Arbeiten und Stillsitzen wollte nicht recht gehen, reden und erzählen mochte sie auch nicht; sie meinte, daheim müsse Jedermann ihre Herzensgeschichte auf ihrem Gesicht lesen; mit wahrer Sehnsucht dachte sie an die friedliche Atmosphäre von Lieschens Stübchen.

Friedlich und zierlich wie immer war das Stübchen der Schwestern bereitet, Lieschen hatte den Arbeitskorb bei Seite gestellt und sich heute zur Erholung für ihre Augen ein Strickzeug vergönnt, die schöne gemalte Tasse von ihrer Mutter selig und das hübsche Rokokkokaffeezeug, mit Bocksfüßchen unten

und mit rothen Aepfelchen auf dem Deckel, schmückte den Tisch und sogar ein Körbchen mit Backwerk. Es war Mathildens Amt, den Kaffee zu bereiten und ihr trübseliges Gesicht hatte sich bei der Beschäftigung ein wenig aufgeklärt.

„So, Kind, mach' dir's bequem," sagte Lieschen, glücklich, daß sie auch einmal Wirthin und Gastgeberin sein sollte; Lucie sah sich mit stiller Wehmuth in dem Stübchen um, das sie gestern mit so ganz andern Augen angesehen hatte, es war derselbe trauliche Raum, und doch alles, alles so anders!

„Eigentlich verkaufe ich dießmal die Haut, ehe ich den Bären habe," sagte Lieschen, indem sie die Honneurs machte; „weißt du, daß ich das Geld für meine schönen Linonsacktücher noch nicht bekommen habe, aber es kommt heute Nachmittag um so gewisser; die Dame war gestern nicht zu Hause, da hab' ich mir selbst indessen das Geld zu den Bretzeln vorgestreckt.

Es klopfte, ein elegantes Stubenmädchen trat ein, ein gut Theil eleganter als das gute Lieschen, in der Hand hielt sie — nicht das Geldpäckchen, nein, o Schreck! dieselben feinen Linontaschentücher. „Gnädige Frau lassen sehr bedauern," meldete sie in etwas schnippischem Ton, „die Namen sind falsch, L. v. M. sollte es sein, Louise v. Mühlen heißen die gnädige Frau, sie können also die Taschentücher so nicht brauchen, und da die Namen wahrscheinlich nicht gut mehr ausgetrennt werden können, ohne die Tücher zu beschädigen, so bedauern die gnädige Frau, aber die Jungfer Berg müßten dann für neue besorgt sein und die alten sonst verwerthen, meine gnädige Frau können natürlich den Schaden nicht tragen."

Lucie hatte bei dieser Schreckensbotschaft nach Lieschen hinübergesehen, das gute, zufriedene, runde Gesicht war etwas bleich geworden, sie hatte unwillkürlich im Schreck die Hände zusammengelegt. „Es ist gut, Jungfer," sagte sie mit sanfter Stimme, „ich will Alles besorgen." Als die Jungfer, die sich schon auf heftige Remonstrationen gefaßt gemacht hatte, etwas verblüfft abgezogen war, sagte Lieschen mit einem leisen Seufzer: „o Mathilde, du hast mir die Namen falsch gesagt!" „Ist mir leid," sagte diese in ihrem alten trübseligen Gleichmuth. „Aber,

armes Lieschen!" rief Lucie im höchsten Mitleid, „was thun Sie jetzt? es ist unmöglich, diese Namen auszutrennen," „Muß es doch versuchen," sagte Lieschen ruhig, nur etwas müde und erschöpft; „neue kann ich nicht kaufen; laß dich das nicht kümmern, liebes Kind, und laß dir's schmecken, ‚der Unkosten ist schon aufgewandt', wie man in Schwaben sagt." Und bald kam sie wieder in ihr altes harmloses Geplauder, das vereint mit dem Beispiel dieser Geduld das junge Herz in Ruhe wiegte, so daß Lucie sich auf ihr Leid fast besinnen mußte, und sich ihres Herzwehs beinahe geschämt hätte im Anblick der heiteren Gelassenheit des armen Lieschens, dieses Stiefkinds des Glückes. ‚Und doch,' dachte sie wieder, ‚Lieschen ist das nun schon so gewöhnt, sie hat auch gar kein Herz, das Bedürfnisse hat, und was ist am Ende eine vergebliche Stickerei gegen ein gebrochenes Herz!'

Und Stunde für Stunde, Tag für Tag saß Lieschen mit einer feinen Nadel und grub leise, langsam, sorgfältig Fädchen um Fädchen der künstlichen Stickerei aus, mit unermüdeter Geduld. Mit unermüdeter? ach nein, sie war oft herzlich müde, aber doch mit klagloser. Wenn sie gar zu erschöpft war, wenn Unmuth in ihr aufsteigen wollte, so erholte sie sich einen Augenblick mit einem Blick in eins ihrer Traktätlein oder in ihr Testament; „es ist wunderbar," versicherte sie Lucien, „ich finde jesmal eine passende Stelle, Alles ist wie für mich gemacht." Und nach wenigen Wochen zeigte sie Lucien triumphirend die Taschentücher, schneeweiß gewaschen und gebügelt, fein gestickt L. v. M. in den kunstvollsten Schnörkeln.

„Jetzt sag' mir, Kind," fragte sie frohlockend, „wo findest du eine Spur der alten Namen, wo ein einziges zerrissenes Fädlein an den Tüchern?"

„O, welche Geduld, welche wunderbare Geduld!" rief Lucie bewundernd und gerührt aus. „Na, Kind, das ist die Tugend, auf die ich just angewiesen bin," sagte Lieschen, „kein Wunder, wenn ich sie nach und nach lerne, der liebe Gott gibt mir Zeit dazu."

Luciens Blicke hingen nachdenklich an dem friedlichen Gesicht, so schön in all seiner Unschönheit, eine Frage bewegte

ihr Herz: hatte diese Geduld sich auch schon an größern Verläugnungen üben müssen? oder war sie, die keinen Anspruch auf des Lebens und Liebens Freude und Herrlichkeit hatte, auch allem Kampf des Herzens und Lebens fern geblieben? Endlich konnte sie nicht mehr schweigen, mochte es auch unbescheiden sein, sie fragte halblaut: „Lieschen, liebes Lieschen, nicht wahr, Sie haben nie, — Jemand lieb gehabt?“

„Ich, Kind?“ fragte fast erschrocken das gute Lieschen; „o lieber Gott, was hätt' ich denn vom Leben, wenn ich die Leute nicht lieb haben dürfte; nein, Gott sei Dank! dich hab' ich lieb, du böses Kind, wenn ich dir's auch nicht zumuthen kann, daß dir's auch so geht, und meine arme Mathilde und deinen Vater, und, — o, ich kann Gottlob die Leute nicht alle zählen, die ich lieb habe!“

„Ach das weiß ich wohl,“ sagte Lucie, noch mehr roth und verlegen, „so meinte ich's nicht, ich meinte, ob — ob — Sie, was man so heißt — geliebt haben?“ Da Lieschen schwieg, sah das Mädchen auf, ängstlich, ob sie sie nicht beleidigt habe, o Wunder; ein tiefer Purpur bedeckte das unschöne Gesicht der guten alten Jungfer.

„O Kind,“ sagte sie, nicht in ihrem gewöhnlichen, etwas breiten, behäbigen Tone, „es wird dir lächerlich vorkommen, nur so etwas zu fragen, wo so gar keine Rede davon sein kann, daß ich Jemand hätte gefallen können. Aber du sollst jetzt doch hören, was außer dem lieben Gott noch kein Mensch gehört; damit du mich nicht für dümmer und nicht für gescheidter hältst als ich gewesen bin. Nur thu' mir den Gefallen, und setz' dich ein Bischen auf die Seite, so, daß du mir nicht gerade in's Gesicht siehst.“

Mathilde saß im äußern Zimmer und stickte Rosen und Maiblumen in einen Klingelzug, sie hörte nie, was um sie gesprochen wurde.

„Siehst du, liebe Lucie,“ begann Lieschen, ich war zwölf Jahre alt, als ich den unglücklichen Sturz that und mußte viele, viele Wochen und Monate liegen und unendlich viel Kuren durchmachen, bis endlich meine liebe Mutter selig einsehen

lernte, daß ich nicht mehr hergestellt werden könne zum rechten Gebrauch meiner Glieder. Sie nahm's damals viel schwerer als ich; ich war durch das lange Liegen und die vielen Kuren so herunter gekommen, daß ich dachte: wenn ich nur einmal frei werde von den Aerzten, so sei mir alles Andre gleich.

„Als endlich meine Krücken ankamen, die mir allein noch das Gehen möglich machten, da weinte die Mutter bitterlich, ich aber lachte und freute mich, daß ich nun doch unter den Andern herumgehen konnte. Ich hatte nichts mehr zu klagen, Alle waren gut und liebevoll gegen mich, man trug mich oder führte mich in einem Wägelchen in die Schule, an das Gaffen der Gassenbuben war ich bald gewöhnt. Der Lehrer begegnete mir freundlich, die Nählehrerin lobte meine Geschicklichkeit; wenn die Mädchen in der Erholungsstunde im Hof spielten, so setzte man mich auf ein weiches Plätzchen unter dem großen Nußbaum, bei mir war Freistätte, wohin man sich flüchten durfte, ich bewahrte ihnen Bälle oder Puppen auf, ich mußte Schiedsrichterin sein in jedem Streit, — ja, ich sag' dir, Kleine, ich war eine Art Respektsperson, ich fühlte mich vollkommen zufrieden, und ganz vergnügt, wenn man mir höhere Krücken machen mußte, als Zeichen, daß ich doch immer noch größer wuchs.

„Die Zufriedenheit blieb sich freilich nicht gleich; ich kam aus der Schule, ich wurde siebzehn Jahre alt, meine Freundinnen mit mir, meine Schwester Mathilde wuchs neben mir heran, schön, schlank und blühend, die Mädchen schmückten sich und freuten sich ihres jungen Lebens; sie erzählten mir von Bällen und Lustfahrten, von allerlei lieben Worten, die sie gehört, von jungen frischen Hoffnungen und Träumen, — ich hörte ihnen zu und lächelte sie an, aber mein Herz war nicht so still. Oft und oft zog es sich schmerzhaft zusammen und die bittere Frage: warum, Herr, o warum? stieg mir auf und ich konnte keine Antwort finden. Aber ich sagte es Niemand, und sie merkten es nicht.

„Ich ging immer gern in die Kirche, da wurde mein Herz stiller, wenn auch die Stille nicht lange anhielt. So ging ich denn auch an einem prächtigen Sommernachmittag der Kirche zu, alles blühte und duftete draußen, zu allen

Thoren strömte es hinaus, eine kleine Schaar junger Leute kam mir entgegen, die Mädchen, meine Schulfreundinnen, in rosenrothen, weißen und himmelblauen Kleidern und blumengeschmückten Sommerhüten: sie zogen zu einer fröhlichen Wasserfahrt, lachend und plaudernd, — ich hinkte der Kirche zu an meinen Krücken. „Grüß Gott, Lieschen,“ riefen sie in heiterster Laune, „in die Kirche? o du edelmüthige Seele, dich sollten die Pfarrer in Gold fassen, daß du die leeren Nachmittagskirchen füllst, sitz' nur recht in die Mitte, damit man dich auch sieht! Adieu, bet auch für uns!“ Sie meinten nichts Böses und zogen fröhlich weiter. Ich aber, Kind, Gott sei Dank, daß ich jetzt nicht einmal mehr recht sagen könnte, was damals mein Herz bewegte; all die bittern Fragen und Klagen, die durch meine Seele zogen!

„Die Kirche war in der That wie ausgestorben; mechanisch suchte ich mein Lied und sang nach, ohne viel auf die Worte zu hören, ich achtete auch nicht auf die tiefe, ernste Stimme des Predigers, als er das Gebet sprach; ich hatte nicht die Gewohnheit, den Geistlichen anzusehen.

„Da klangen mir aber besonders ernst und bedeutsam gesprochen die Worte ins Ohr: „Lasset uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“ — Ist dir's noch nie so gegangen, Kind, daß ein Wort, vor Jahrtausenden gesprochen und allen verkündet, ein Wort, das du selbst vielleicht schon tausendmal gehört und gelesen, in deiner Seele mit Einemmal lebendig wurde, als wäre es für dich, für dich allein und zum Erstenmal gesprochen? Sieh, so gieng mir's mit jenem Spruch, und jedes der Worte, die der Prediger aus der Fülle eines überfließenden Herzens beifügte, senkte tiefer und tiefer den seligen Glaubensmuth in mein Herz, aus dem sie gesprochen waren.

„Jetzt blickte ich auf, ein junger, schöner Mann, ernsten, etwas bleichen Angesichts, stand auf der Kanzel. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, ich wußte nichts von ihm, aber es ward mir klar beim Blick in sein edles Angesicht, daß er aus der Tiefe eigener Ueberzeugung redete, daß auch ihm, jung, schön,

reichbegabt mit kraftvollem Geist und Körper, wie er vor mir stand, sein Kampf verordnet war, den er gelernt mit Geduld zu durchlaufen.

„Ich hätte ewig, ewig zuhören mögen, all die Pforten und Pförtlein der Welt, aus denen mir bis jetzt nur Leid und Unfrieden zugeflossen, schloßen sich zu, und die eine, selige Pforte des Himmelsfriedens that sich auf.

„Auf dem Heimweg hörte ich, wie im Traum die paar alten Weiber, die mit mir in der Kirche gewesen waren, bewundernd reden über die gar schöne Predigt des neuen Vikarins; ich konnte mit niemand davon sprechen; ich schloß mich daheim in mein Kämmerlein, so reich, so selig, so voll vom tröstlichen Gedanken, daß ich kaum hörte, wie am Abend Mathilde in dem Zug der jungen Leute mit fröhlichem Lärm nach Hause kam, — ich beneidete niemand mehr.

„Von da zählte ich mein Leben nur nach den Tagen, an denen der neue Vikar predigte, — ich konnte mich wochenlang im Voraus freuen darauf. Abends schrieb ich mir seine Predigten aus dem Gedächtniß, und hatte daran ins Reine zu schreiben und darüber zu denken die ganze Woche.

„Was ich von ihm erfuhr, das sagte mir, daß er in Wahrheit schon einen schweren Lebenskampf gestritten hatte. Er war Hofmeister in dem Hause eines sehr reichen Kaufmanns in der Schweiz gewesen, die einzige schöne und junge Tochter des Hauses hatte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt, die er erwiedert: die Eltern hatten nach langem Kampf dem Wunsche des Kindes nachgegeben und ihm selbst ihre Hand angeboten; aber dem geistlichen Stand sollte er entsagen, denn zu einer Frau Pfarrerin paßte das in fürstlichem Reichthum mit fürstlichen Ansprüchen erzogene Mädchen einmal nicht. Als Raymund fand, daß seine Geliebte selbst zu sehr an der Welt und ihrer Herrlichkeit hänge, um eine Pfarrfrau nach seinem Sinn zu werden, entsagte er seiner Liebe und allem Glanz, um als Diener des Worts wieder an die bescheidene Stelle zu treten, die er jetzt einnahm. Sein Ruf als Prediger, wohl auch die Geschichte dieser Entsagung verbreitete sich, und bald waren es nicht nur die paar alten Weiber und das lahme Lieschen, die die Nachmittags-

kirche füllten. Mich freute das nicht so recht; in der stillen, leeren Kirche war mir gewesen, als ob seine Worte mir allein gälten. Ich besann mich aber darüber nicht und lebte in stiller Freude von einer Predigt zur andern.

„An einem Wochentag, bei sehr schmutzigem, kaltem Wetter hatte ich mich auch, gegen den Rath meiner Mutter, zur Kirche gerüstet, eine alte, fromme Base sprach bei uns ein, „der Diakonus predigt heute, der Vikar ist unwohl," sagte sie beiläufig. „Da will ich doch lieber bei dem Wetter daheim bleiben," meinte ich. „Ei, ei, Lieschen," sagte die Alte und hob den Finger auf, „der Diakonus predigt auch Gottes Wort und der Segen ist nicht an Menschenmund gebunden." Ich ging schweigend zur Kirche, das Wort war wie ein Blitz in mich gefahren; hatte ich wirklich aus aufrichtigem Herzen Gottes Wort gesucht, oder den Menschen, der es verkündete?

„Ich bat den Herrn von Herzen, er möge meine Andacht segnen, auch unter der etwas langweiligen Predigt des Diakonus, und wenn ich gerade nicht alles hörte, was er sagte, so ist dafür der Herr selbst mit seinem Trost zu meiner Seele gekommen.

„So ganz auf's Klare konnte ich mit meinem Herzen nicht kommen, inzwischen aber beschloß ich zum Opfer zu bringen, was mir das Liebste war, bis mir gewiß sei, daß ich den Herrn, und den Herrn allein mit lauterem Sinne suche. So ging ich nicht mehr in die Kirche, wenn Raymund predigte, wenn mir's auch war, als ziehe es mich mit tausend Seilen, so oft ich die Kirchenglocken läuten hörte, wenn mir auch mein Herz einreden wollte, es sei nur heilige Pflicht zu dem Prediger zu gehen, bei dem man die meiste Erbauung finden könne. Ich traute einmal diesem Herzen nicht mehr und betete: wenn ich auch hier im Irrthum sei, so soll mich Gott darum nicht verlassen.

„Und er hat mich auch nicht verlassen," schloß Lieschen, die eine Weile still vor sich hingeblickt hatte und schaute das junge Mädchen mit einem gar getrosten Lächeln an, „was ich dahingegeben, das hat er mir reichlich vergolten an Frieden und Herzenstrost, ich habe nie keinen Mangel gehabt. Nicht einmal Raymund's letzte Predigt hörte ich mehr, als er von

hier fort kam, aber ich habe ihm tausendmal Gottes Segen gewünscht für das, was ich ihm doch verdanke. — Nun, liebes Kind, für dich liegen wohl andere Prüfungen bereit, aber früher oder später klopft der Herr auch an deinem Herzen an und will ein Opfer, da wollt' ich dir nur sagen, daß du davor nicht erschrecken sollst; sei gewiß, was du Ihm darbringst, das vergilt er dir tausendfältig."

Das war die Herzensgeschichte des armen Lieschens. Lucie war sehr still geworden, endlich stand sie auf, nahm Lieschens Hand, küßte sie, eh die bescheidene Seele es ändern konnte, mit einiger Ehrfurcht und Zärtlichkeit und flog hinaus.

Wäre der junge Volkmann nicht in Luciens Nähe geblieben, so hätte sie wohl einen leichtern Kampf gehabt, als dereinst das arme Lieschen ihren Traum zu begraben; hätte sie ihr Herzchen hübsch in der Stille gehütet und ihre Lebensaufgabe frisch angefaßt, so wäre das alles still vorüber gegangen, das Leben ist reich, und das Herz hat eine wunderbare Erneuerungskraft. So aber blieb Robert in Feldstädt, sie sahen sich wieder und traten in die leichten, unbefangenen Beziehungen, die das gesellige Leben einer kleinen Stadt mit sich bringt; da war Emilie, mit ihrer beständigen Beobachtung, mit ihren Neckereien und Anspielungen, da war Julie, die Herzensvertraute, mit ihrer innigen Theilnahme, mit dem reichen Vorrath von Liebesgedichten, der ihrem Gedächtniß zu Gebot stand, und da war Luciens eignes, phantasiereiches, warmes Herz, das wiegte sich tiefer und tiefer auf's Neue in den Traum ein, aus dem sie doch schon ziemlich nüchtern geweckt worden war.

Dem frischen, gesunden Herzen, das seither in einer friedlichen Alltäglichkeit geschlummert, war dies stille Liebesleid ein liebes, sorgsam gehegtes Schooßkind, gepflegt mit leisem, leisem Hoffen und süßen Thränen. Ihrer jungfräulichen Würde wollte sie nichts vergeben, ja nicht, — mehr an ihrer Zurückhaltung, als an ihrem Entgegenkommen hätte Robert errathen können, wie wichtig er ihr sei, wenn er sich überhaupt die Mühe gab zu rathen.

Diese Zurückhaltung wurde Lucien nicht einmal schwer, — es war seltsam, daß in seiner Nähe, in dem unbefangenen, leichten, geselligen Verkehr mit ihm, ihr Gefühl mehr zurücktrat, so daß sie es fast selbst vergessen hätte. Erst in der Einsamkeit stellte sie sich wieder sein Bild in idealem Glanze auf, sann jedem seiner Worte nach, und legte ihm tiefen, bedeutsamen Sinn unter, saugte süße Hoffnung oder bitteres Herzweh daraus. Sie betete nicht um Erfüllung ihrer Wünsche, um seine Liebe, — das schon wäre ihr unweiblich vorgekommen, sie betete nur um sein Glück. So mädchenhaft war ihr Gefühl, so ohne Verlangen, so selig in sich ihre Liebe, daß sie kein Arg darin finden konnte, sie zu nähren.

‚Vielleicht er liebt mich im Stillen und will mich nur prüfen, ob ich seiner Liebe werth bin,‘ dachte sie wieder in stiller Demuth und suchte alle Tugenden zu erringen, die ihr noch fehlten, um ihm einst wirklich ein Kleinod bringen zu können, wenn seine verhüllte Liebe leuchtend hervortreten würde. Und all die unbewußte Poesie ihres Herzens floß nun über in Worten, die niemand zu sehen bekam, niemand als Julie, die Vertraute ihrer geheimsten Gedanken.

Und er, der sie heraufbeschworen
In dieses Glückes Wunderland?

Ach, er hatte so gar keine Ahnung von all diesen Wundern, die er hervorgebracht! Eitelkeit gehörte nicht zu den Fehlern von Robert Volkmann, es fiel ihm nicht ein, daß das hübsche Backfischlein, mit dem er sich bei der Schlittenfahrt so gut unterhalten und das er beim Balle ganz übersehen, mehr für ihn empfinden solle, als er für sie. Er machte gern einen Spaß mit dem fröhlichen, jungen Wesen, eingehende, längere Unterhaltungen, Gespräche über Literatur waren nicht sein Geschmack, und Lucie suchte oft solche Gespräche herbeizuführen; so gern hätte sie aus dem Mund, der ihr der wichtigste war, ein Urtheil gehört über ihre Lieblingsdichter, Aufschluß über Fragen, die ihre Seele bewegten, denn daß sie das alles bei ihm finden könne, bei diesem Urbild aller Vollkommenheiten, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

„Hör, er kann recht angenehm sein, aber er kommt mir nicht sehr bedeutend vor,“ meinte etwas bedenklich Julie, als sie wieder einmal Gast bei Lucien war. „O,“ sagte diese mit sicherem, stolzem Lächeln, „du kennst ihn nicht! Du weißt nicht welch' reicher Geist, welch' tiefes Gemüth sich unter dieser leichten, heitern Außenseite birgt!“ „Wirklich?“ fragte Julie, noch ein wenig ungläubig, „was hast du denn dafür für Beweise?“ „Beweise! o, ich könnte dir genug geben! aber das ist nicht nöthig,“ schloß Lucie, selig lächelnd, „siehst du ich glaube an ihn,“ und die enthusiastische Julie ließ sich auch hinreißen von dem Glauben der Freundin, nur konnte sie viel, viel weniger als diese verwinden, daß dieser Phönix kein Auge haben solle für die Blume, die ihm, und nur ihm erblühte.

Emilie, die, sobald sie keine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, die gefälligste und aufopferndste Freundin war, konnte das noch weniger ertragen; obgleich sie nicht eigentlich in Luciens Vertrauen eingeweiht war, so ahnte sie doch die Wahrheit, hatte aber durchaus keinen Begriff von einer solchen stillen Blumenliebe. „Die Sache ist sehr einfach,“ stellte sie Lucien vor, „entweder du willst ihn, oder du willst ihn nicht. Willst du ihn, nun, so könnte man ja ganz leicht, ohne daß du compromittirt wärest, indirekt einen kleinen Wink geben, es ist oft nur bis man den Leuten den Verstand macht; willst du das nicht, oder geht es wirklich nicht, — die Männer sind oft merkwürdig dumm, — nun so schlägst du dir ihn aus dem Sinn, aber auch ganz; du bist noch so jung, kannst lange noch einen Mann bekommen, und so ein Verplempern vorher thut nicht gut, die Männer können das nicht leiden, sie wollen mit Gewalt die erste Liebe ihrer Frau sein, auch wenn die Frau ihre zwölfte ist; darum besinn dich nicht zu lang und mach der Sache ein Ende.“ So unverstanden wie Lucie sich hier sah, konnte sie nur Emilien versichern, daß wirklich gar nichts daran sei, und sie beschwören zu schweigen. „Lieber tausendmal sterben, als um eines Mannes Liebe werben!“

Robert indeß, dies Ideal, das seine außerordentlichen Vorzüge so tief verbarg, daß nur Ein Auge sie ahnen konnte, schien in der That weder von hoffnungsvoller, noch hoffnungs-

loser Liebe erfüllt zu sein, er nahm die Pflichten des neuen Amtes nicht zu schwer, er fand Zeit zu Ausflügen aller Art und freute sich höchst unbefangen seines jungen Lebens. Er war ein gerngesehener Gesellschafter; männliche Koketterie, ein Spielen mit Mädchenherzen kannte er nicht, er wäre auch etwas zu bequem dazu gewesen, aber er liebte es, sich necken zu lassen mit dem Glück, das er bei Damen machte.

Luciens Mutter war nicht eingeweiht in das schmerzlich süße Geheimniß, in diese Liebschaft, wo der Herr nichts davon weiß, wie sich einst ein naives Fräulein ausdrückte, — aber sie merkte genug um zu wünschen, ihr Kind aus dem Bereich des gefährlichen Neffen zu entfernen. Da dieser selbst, obgleich ohne eigentlichen Beruf, doch ziemlich ruhig bei seinem Onkel vor Anker zu liegen schien, so sollte die Lucie eine Zeitlang fort, aber wohin?

Die großartigste Idee der Familie Weybold, wenigstens des weiblichen Theils, war der Onkel in Berlin, eine ziemlich unbekannte Größe, aber doch eine Größe. Er war ein Halbbruder der Frau Doktorin, zuerst das Genie, später der Taugenichts des Hauses, da er zwar viel und vielerlei las und studirte, nur nichts Rechtes. Nach der Eltern Tod war er mit dem Rest seines Muttergutes als Privatgelehrter nach Berlin gezogen, hatte dort kein neues Gebiet des Wissens erobert, wohl aber das Herz einer reichen Wittwe.

Doktor Springer schilderte seiner Schwester sein ehliches Glück mit beredten Zügen, sprach auch von baldigen Besuchen in der alten Heimath, von Einladungen an Neffen und Nichten sobald seine geliebte Luise nicht mehr so angegriffen sei. Es schien aber die Angegriffenheit fortzudauern und der Onkel von Berlin ward fast zum Mythus und diente nur noch zu pädagogischen Zwecken: „Aber Lucie, sitz doch aufrecht! wenn dich so die Tante von Berlin sähe!“ „Was meinst du Franz, beim Onkel in Berlin dürfte man so mit den Füßen gampeln?“ „Nein, wie der Heinrich wieder schmutzig ist! den müßte man verstecken, wenn der Onkel aus Berlin käme!“

Der Onkel aus Berlin kam nicht, aber er mußte als Hintergrund doch wieder auftauchen, als Frau Doktor Weybold

ihrem Mann vorstellte: „siehst du, es muß noch etwas für Luciens Ausbildung geschehen, wenn sie ja einmal der Bruder in Berlin haben wollte. „Was, Bruder in Berlin!“ meinte ärgerlich der Doktor, „seit zehn Jahren soll man die Kinder herausputzen und herstutzen, alles auf den Onkel in Berlin, der sein Lebtag nicht kommt.“ „Nun aber,“ meinte die Frau bedächtig, „es liegt gewiß nicht an ihm, man weiß ja nicht, was Gott beschließt, seine Frau ist immer krank, und kinderlos sind sie auch, wenn er nun eins unserer Kinder zu sich nehmen wollte und sie wären nicht vorbereitet?“ „Na, laß mich in Ruh und thue meinetwegen mit dem Mädchen, was du willst, obschon ich nicht weiß, was noch für extra Bildung nöthig sei, nähen kann sie und stricken auch, Klavierspielen lernt sie ja schon seit sechs Jahren . . .“

„Aber bei einem Schulmeister . . .“

„Nun, wer soll denn Klavierspielen können, wenn's nicht ein Schulmeister ist?“

Am Ende aber drang doch die Mutter durch und Lucie kam auf ein paar Monate in die Residenz.

Lucie nahm die Trennung von der Heimath, von dem Orte, wo Er war und weilte, gar nicht so schwer. Sie war so reich in ihren Gedanken und Träumen, und Gedanken sind zollfrei auch in der Residenz. Die flogen denn heimwärts, ein gut Theil während sie Stickstunden, Nähstunden, französische Stunden und Musikstunden fleißig besuchte; sie plauderte und lachte mit den vielen Mädchen, sie that gerade wie andere Menschenkinder, und je ferner ihr die wirkliche Gestalt Roberts rückte, desto schöner und lichter stand das ideale Bild *ihres* Geliebten vor ihrer Seele, des hohen Sterns der Herrlichkeit, zu dem sie aufsah wie zu des Himmels Sternen.

Die Correspondenz mit Julien war ein großer Trost für die Trennung, zu ihr konnte sie von ihm reden, von dem „Namenlosen,“ wie er in ihren Briefen hieß, und Julie konnte durch den Praktikus immer Kunde von ihm erlangen. Sie

war viel zu gefühlvoll und freundschaftlich, als daß sie nicht Luciens Glauben an den unendlichen Werth des still Geliebten getheilt hätte, und so oft sie seufzte: ach, wenn doch Karls Praxis besser würde, daß er wagen dürfte, sich an den Vater zu wenden, floß immer der Wunsch mit ein: „o Theuerste, wenn doch unsere stillen Wünsche an Einem Tage gekrönt würden!"

Und einmal sah Lucie den Namenlosen leibhaftig und wahrhaftig auf der Messe, eben als sie mit schwerbeladener Tasche herumzog, um Commissionen zu besorgen, o welch' wunderbares Ereigniß! Er begrüßte sie freundlich und fröhlich, wie Landsleute sich in der Ferne grüßen, er ging ein paar Gänge weit mit ihr und kaufte ihr an einer Spielsachenbude ein scherzhaftes Marktgeschenk; eine hölzerne Frauensperson, die Butter ausrührte, mit angesetzter Nase und schönen rothen Backen, „als Vorbild der Häuslichkeit," wie er sagte. Wie gern, wie gern hätte sie den Scherz erwiedert, aber sie wagte das nicht, sie wagte nicht, länger mit ihm zu gehen, so verabschiedete sie sich und ging heim, in glückseliger Betäubung, immer das butternde Weib in der Hand haltend. „Sie habe es für ihr kleines Schwesterchen gekauft," sagte sie bei Frau Pfarrer Lindner, der ehrsamen Verwandten, bei der sie in Kost und Wohnung war und argwohnte niemand ein Liebespfand unter dieser interessanten Physiognomie, Lucie aber mußte hell auflachen, so oft sie das Stück ansah.

„Fasse Dich, Liebe," schrieb Julie, „Du wirst Robert nicht mehr finden, wenn Du zurückkehrst, er ist als Assistent an das Oberamtsgericht von L. versetzt. Denke, der hiesige Oberamtsrichter sagt, er sei zwar ein jovialer und herzguter Mensch, aber ein fleißiger Arbeiter sei er keineswegs gewesen; ich mußte lächeln, als ich das hörte. Glaubst Du nicht, Lucie, daß er vielleicht ein wenig zu viel an eine Freundin von mir gedacht und deßhalb zu wenig gearbeitet hat? Auch uns, Theuerste, dämmert ein Hoffnungsstern: der Oberamtsarzt zu Berlingen ist krank, der Wundarzt dort hat selbst den Fuß gebrochen und es bricht dort so eben eine Scharlachfieberepidemie aus. Ahnst Du, Liebe, welch' süße Hoffnungen mir daraus erblühen? Wie günstig sind diese Umstände für einen

jungen Praktikus, und dann, dann — krönt bald selige Erfüllung unser geduldiges Warten. Glaube nicht, daß wir unser Glück auf das Unglück Anderer gründen wollen, ach nein, der alte Doktor wird wieder gesund und wenn er sich zur Ruhe setzen muß, ist das nur gut für ihn, des Wundarzts Fuß wächst wieder gerade, und die Epidemie geht vorbei, es heißt da auch wie in jenem Gedicht:

Voran, voran ihr Bittern,
In sengenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, segnend nach,
Mit klar gestimmten Zithern.

wie der Gottfried Keller so schön singt.

Lucie nahm die Nachricht, daß sie Robert nicht wieder sehen sollte, mit Fassung auf, wenn es auch stille Thränen kostete, nur reicher als zuvor ergoß sich der Quell der Poesie: vielleicht, wie Göthe durch den Werther sich befreit von einer kranken Leidenschaft, sollte auch sie, ohne es selbst zu wissen, eine Liebe ohne rechte Wurzel und Lebenskraft ausgießen in Dichtungen, um dann mit klar gewaschenen Augen im Leben weiter zu gehen?

Der Kursus der Residenzstudien war beendet, Lucie kehrte nach Haus zurück, sie kam heiter und fröhlich, wie ein geliebtes Kind in die Heimath kehrt. Sie hatte ein gesundes Kindesherz neben all dem krankhaften Wähnen und Sehnen; den Geschwistern hatte sie mitgebracht, was nur ihr Herz erfreuen konnte und tummelte sich lustig in ihrer Fröhlichkeit; das schöne hölzerne Butterweib aber bekam Louischen nicht, es wurde sorgsam eingeschlossen und nur hie und da hervorgeholt, um die goldene Stunde jener wunderbaren Begegnung zurückzurufen.

Emilie war verreist, die Frau Amtspflegerin schickte sie gern auf Reisen, „um sich überall nützlich zu machen,“ wie sie sagte, und weil man nicht weiß, ob sich nicht draußen ein guter Anstand findet, wie sie der Stadtpfarrerin anvertraute; so war niemand, der Lucien merkwürdige Nachrichten zutragen konnte, niemand, bei dem sie wagte, Roberts Namen zu nennen.

Nur selten hörte sie ihn zufällig erwähnen, eine Musik, die dann freilich wieder lange in ihrem Herzen nachtönte. Die Mutter war zufrieden, ihr Töchterlein wieder zu haben, sie hatte alle Sorgen vergessen, die ihr der lustige Neffe eingeflößt; Lucie begann erst wieder recht für die Ihrigen zu leben, sie arbeitete emsig den Tag über, sie sprach in Lieschens stillem Stübchen ein und theilte ihr die neuerlernten Künste mit, sie sang und spielte am Abend, nur tief in der Nacht, wenn alle andern Lichter erloschen waren, brannte das ihre noch in dem traulichen Mädchenstübchen; da schwelgte sie in ihren lieben Dichtern, in denen sie immer so wunderbare Beziehungen fand, auf ihren eigenen Herzenstraum, der immer traumartiger, luftiger und duftiger wurde; — gut vielleicht, wenn er auch so allmählig zerronnen wäre! Julie kam als glückliche Braut, bereits mit einem neuen weißen Shawl, dem Haftgeld der Bräute, bekleidet, den der glückliche Doktor in Hoffnung auf den Ertrag der Epidemie, die noch im schönsten Gange war, angeschafft hatte. Wie viel, wie unendlich viel hatte sie der Freundin zu erzählen: wunderbare und nie erhörte Geschichten, wie so schön sich alles vollends gestaltet habe, wie sie im Garten spaziert sei, so lange Karl oben beim Vater gewesen, und wie ihr dann der Vater gerufen und gesagt: „Der Herr Doktor hier thut dir die Ehre an, um dich zu werben, ich fürchte, daß du dich nicht wirst entschließen können," und wie sie dann Karl angeblickt und Karl sie, wie Karl sie ohne Weiteres geküßt und zu der Mutter geführt habe. „Und den Gutsbesitzer Kraus hat er jetzt auch noch, der das ganze Jahr die Gicht hat!" verkündete sie frohlockend, „auch drei Judenfamilien, und Juden sind eine sehr gute Kundschaft für einen Arzt, sie sterben so ungern." Es dauerte viel Abende lang, bis Julie ihr glückliches Herz ausgeschüttet hatte und bis endlich Raum wurde für Lucien, ihr hoffnungsloses zu öffnen.

Ach es hatte sich gar wenig begeben in der Geschichte ihrer Liebe, das große Ereigniß mit der hölzernen Butterfrau war das einzige, aber das himmelblaue Heft mit Gedichten wurde geholt, „Dornröschen" überschrieben, weil seine Rosen

aus den Dornen stillen Herzeleides erblüht waren; vorlesen konnte sie Lucie nicht, Julie sah über ihre Schulter und las:

Schwanenlied.

Bald ist mein irdisch Weh und Glück verschwunden,
Denn stille naht die letzte meiner Stunden,
Des neuen Morgens Röthe steigt herauf,
Vollendet ist des heißen Tages Lauf.
Bald wird dies Herz, das einst so heiß geschlagen,
Im Grabe liegen, frei von Schmerz und Klagen.

„Bist das du?“ fragte Julie, mit fast komischem Ausdruck die blühende, hellaugige Freundin betrachtend. „Ach ja,“ sagte Lucie erröthend; „ich weiß ja wohl, daß ich nicht sterbe,“ fügte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, „ich dachte nur, es müßte so schön sein.“ Julie las fort:

Da möcht' ich an des Grabes dunklen Pforten
Mit lang verschwiegner, treuer Liebe Worten,
Nur einmal, o mein Leben, dich begrüßen,
Nur einmal möchte liebend sich ergießen
Dies arme, bange, vielgequälte Herz,
Dir nennen all sein Glück und seinen Schmerz.

Und warum sollte ich dir jetzt nicht sagen,
Daß ich geliebt dich in der Jugend Tagen,
Daß mir dein Bild mit wunderbarer Macht
Das erste Glück, das erste Weh gebracht? —
Der strengen Sitte eisern Machtgebot
Verstummet wohl, wenn naht der ernste Tod,
Und einem Herzen, das in Lieb gebrochen,
Dem wird ein mildes Urtheil wohl gesprochen.

Mit bewegtem Herzen las Julie weiter in der Dichtung die ganze kurze Geschichte dieser jungen Liebe, das selige Begegnen, — die Zeit der goldnen Träume, — die bittre Enttäuschung. Es war lang, dieses Schwanenlied, es schien, daß das brechende Herz noch leibliche Kraft hatte, es fuhr fort nachdem bereits das schmerzliche Wiedersehn vorüber war:

. . . .
Und dennoch mußte ich dich ferner lieben,
Auch ohne Hoffnung bin ich treu geblieben.
Du zogest froh des jungen Lebens Bahnen,
Du mochtest nicht in leichtem Muthe ahnen,
Wie oft in heißem, innigem Gebet
Ich zu dem Höchsten um dein Glück gefleht;
Wie ich ihn bat, dir jedes Glück zu senden,
Das mir wollt seine Vatergüte spenden. —
Nun hat er dir ein fröhlich Erdenleben,
Mir hat er mild den stillen Tod gegeben.

Vergib mir, wenn in deines Glückes Schein
Ich einen trüben Schatten warf hinein.
Des schönsten Erdenlebens reichste Blüthen,
Sie sollen dir das leise Weh vergüten,
Und wenn du weilst im Arm der holden Braut,
Die ihres Lebens Glück dir hat vertraut,
So sende freundlich einen stillen Blick
Auf unsrer Jugend goldne Zeit zurück:
So denke derer, deren einzig Lieben
Im Leben wie im Tode du geblieben.

Dein Schutzgeist werde ich hernieder seh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höhn
. . . .

Weiter konnte Julie nicht mehr lesen, Lucie hatte ihren Kopf tief, zu tief auf das Blatt gebeugt, um die Thränen zu verhüllen, die heiß, unwiderstehlich aus ihren Augen quollen.

„O du thörichtes Kind!“ rief Julie, indem sie sie in die Arme nahm, „was für edle Perlen schüttest du da aus für Einen, der ihren Werth nicht versteht, da sollte mir Karl kommen und so achtlos an mir vorüber gehen! Liebes Herz, so kann es nicht fortgehen!“ Lächelnd deutete Lucie auf eine andere Stelle ihrer Gedichte, eine Vertheidigung ihrer Liebe:

Ist auch die Lieb nur leichter Schaum,
So ist sie doch ein süßer Traum.
Muß sie sich auch verschließen stille,
So quillt in ihr doch sel'ge Fülle.
Sie ist sich selbst ein klares Licht,
Sie braucht der Gegenliebe nicht.

„O du Einfältiges!“ wiederholte Julie, „komm, laß mich nur die Verse ein Bischen mitnehmen, damit ich sie daheim in Ruhe durchlesen kann, du bekommst sie bald wieder.“ „Aber, Julie, Julie, sei vorsichtig damit! es ist mein innerstes Herzblut, das ich in deine Hand gebe.“ „Ja, ja, sei nur ruhig, ich will's erleben, daß ich dich doch noch glücklich sehe.“ Lucie schüttelte wehmüthig das Haupt.

Jahre gingen vorüber mit allerlei Lust und Leid; ein Jahr ist eine inhaltreiche Zeit in einem jungen Leben, jedes hat ein ganz eignes Gesicht, es geschieht noch so viel in Einem Jahr, wenn man jung ist, darum ist auch ein Geburtstag, ein Jahreswechsel für die Jugend ein so wichtiges Ereigniß und man behält alle Daten in treuestem Gedächtniß. Später ist das nicht mehr so, obgleich man in der Regel in reiferen Jahren mehr erlebt als in jungen, die Jahre gleichen sich da mehr, sie sind nicht mehr so farbenhell, nicht mehr rosenroth, himmelblau, golden oder tief schwarz; es sind bräunliche, wenn nicht gar graue Schattirungen und geräuschlos und unmerklich schließt sich eins an das andere an.

Die Farbe d i e s e r Jahre hätte nun Lucie schwer zu bestimmen gewußt; rosenrothe waren es eben nicht, auch nicht hoffnungsgrüne; himmelblau etwa, die Farbe der Treue, denn kein andrer Herrscher hatte das Eine Bild im tiefen Grunde ihres Herzens verdrängt; auf dem Blumenbrett vor ihrem Fenster stand zwischen Rosen und Myrthenbäumchen ein schöner Epheu, um dessen Stamm, in Blätter versteckt, ein Papier mit der Inschrift gewunden war: „Ewig halt' ich das einmal Erwählte.“ So ganz getreu war zwar der Epheu nicht, er hatte zuerst einen einfachen Stab umschlungen und jetzt umschlang er ein künstlich geflochtenes Gitterwerk, — that aber nichts, es war doch ein Epheu und an den Epheu knüpft sich nun einmal die schöne Tradition von ewiger Treue.

Sie hatte Julien zum Altare geleitet, die durch Epidemien und allerlei sonstige Drangsale ihrer Mitmenschen glücklich an's Ziel ihrer Wünsche gelangt war; in weiß und Himmel-

blau, mit weißen Rosen im Haar (sie verschmähte ganz helle Farben und heitere Symbole), ein Bild blühenden Lebens, ging sie der überglücklichen Braut zur Seite. „Wer setzt denn dir den Myrthenkranz auf?“ flüsterte die Braut. „Niemand,“ sagte Lucie mit stiller Ergebung.

Doch war sie heiter genug bei dem Fest, das ein paar muntere Freunde des Bräutigams belebten. „Und wie freue ich mich, bis du uns besuchst! wir haben ein herziges Gaststübchen, das mußt du einweihen,“ rief Julie vor dem Abschied, lächelnd unter Thränen. „Ach in der ersten Zeit kann man doch nicht zu euch kommen,“ meinte Lucie. „Aber in der zweiten!“ versicherte Julie, und der Bräutigam, der es hörte, war sehr begierig, zu erfahren, welches denn die zweite Zeit sei.

Nach drei Monaten, hatte Lucie angenommen, werde etwa die zweite Zeit eingetreten sein und hatte die erste Reise unter das eigene Dach der Freundin gewagt. Sie ward mit Jubel aufgenommen und in das neue Stübchen geführt, das mit nöthigen und unnöthigen Gegenständen: gläsernen Lavoirs, gestickten Kalendern, Handschuh- und Taschentuchkistchen, gehäkelten, filetgestrickten und geflochtenen Hängkörbchen, perlengestrickten, lederblumengarnirten Etagèren, gestickten Stiefelziehern, Etuis zu Zahnbürsten und andern schönen Sachen zum Ueberfließen voll war.

Ob Lucie trotz der liebevollen Aufnahme bei diesem Besuch Alles fand, was sie sich versprochen, kann uns vielleicht ein Blick in ihr Tagebuch zeigen, das sie mit großer Genauigkeit führte.

„So bin ich nun unter Juliens Dach, ach, wie schön habe ich mir das nicht gedacht! Sie sind gewiß auch recht glücklich, und sehr liebevoll und freundlich gegen mich, aber — es ist, scheint's, noch nicht die zweite Zeit, und ich hätte vielleicht besser gethan, erst später zu kommen. Lieber Gott! ist dieß kindische Wesen und Thun mit einander die Seligkeit, die ich mir gedacht, wenn zwei Wesen, die sich gehören, ganz, ganz vereinigt sind? Ist dieß das tiefe, innige Verstehen,

der Zusammenfluß der Seelen, der Austausch der höchsten, heiligsten Gedanken und Gefühle? Habe ich auch nur zwei gescheidte Worte von ihnen gehört? Da sitzen sie in der Sophaecke und küssen sich und geben sich die einfältigsten Namen und schieben einander das Essen in den Mund und verstecken sich, und alles läuft dann wieder auf's Küssen hinaus; verhüte Gott, daß ich einmal so lieben sollte! Ich habe einen neuen Band Gedichte mitgebracht und dachte, Julie werde entzückt davon sein, behüte: so lang der Doktor da ist, ist sie rein ungenießbar; wenn ich vorlese, so stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern dumme Sachen; ich kenne Julie nicht mehr. Ich sagte ihnen offen, daß ich das nicht begreife. „Das glaub' ich, liebe Lucie," sagte der Doktor, „um das zu begreifen, muß man selbst den Raptus haben." Vor diesem Raptus bewahre mich der Himmel! Wenn Julie allein ist, ist sie noch ziemlich genießbar, bis die Stunde kommt, wo sie ihren Mann erwartet. „Laß mich, Lucie, ich kann nicht mehr lesen, mein Männchen kommt, mein Alterle, mein Mäuschen (das Mäuschen ist sechs Fuß hoch), ich muß ihm seine Pantöffelchen rüsten (sie sind so groß wie Schifferboote) und sein Schlafröcklein und sein Käpplein, es wird so erfroren sein, das arme Männlein." „Es ist ja gar nicht kalt!" werfe ich ein. „Ach, er ist doch erfroren, der arme, gute Hammel!" versichert sie. Dann kommt der gute Hammel, dann geht das Küssen wieder an; „o armes Männlein, bist du recht erfroren?" „Du armes, liebes, junges, kleines Fraulein, bist du recht müde? o, es wird sich so müde geschafft haben, so müde, das Weiblein." „Bewahre, sie ist den ganzen Mittag bei mir auf dem Sopha gesessen," sage ich. „O nein, es ist erschrecklich müde," sagt er, „weil es eben auch noch so gar jung ist, so ganz jung und klein" (sie ist doch bald zweiundzwanzig), und so geht's mit Weiblein und Männlein, bis mir ganz schwach um's Herz ist. Die lieben Leute sehen mich an und beklagen mich im Stillen, daß ich nicht auch schon in dieß Himmelreich eingegangen sei; — sie ahnen nicht, wie ich mich stolz und frei und glücklich fühle gegenüber dieser Kinderei. „Du hängst an einem Schatten," sagt Julie, mag sein.

Aber frei und ohne Wanken,
Unsichtbar und zeitenlos
Steht das Reich mir der Gedanken
Unerreichbar, schrankenlos.

„Sei es, daß mein Herz nicht mehr mein eigen ist, mein Fühlen und Denken und Träumen ist mein, mein Leid selbst ist mein Königreich und die Perlen meiner stillen Thränen wollt' ich nicht geben um eine Hand voll Bohnen, wie die arme Julie."

Die arme Julie! Mitleiden ist eine schöne Tugend, aber es wird oft gar unnöthig verschwendet. „Die arme Lucie!" seufzte Julie und der Doktor, „wie wird ihr junges Herz oft so voll sein von Sehnsucht nach einem solchen Paradies!" „Wenn wir ihr nur dazu helfen könnten," meine der mitleidige Doktor, „sie ist ein nettes Mädchen und gescheidt ...." „Ich wüßte wohl ein Mittel," meinte Julie mit feinem Lächeln." „Du? goldnes Weiblein, Herzblättchen, Zuckerkind, laß hören!" „Das behalt' ich einstweilen für mich."

Zu den Ereignissen dieser Jahre gehörte auch, daß der Onkel aus Berlin auftrat, nicht in eigener Person, wohl aber in Gestalt einer goldenen Armspange, die er seinem ältesten Pathchen Lucie zum Gruß sandte. Seine liebe Louise war immer noch angegriffen, aber er hoffte doch, in einem oder zwei Jahren die Seinigen begrüßen zu können. Die Mutter freute sich sehr dieser Hoffnung, auch Lucie dachte sich eine schöne poetische Geschichte aus, wie der Onkel sie nach Berlin führen werde, das sie sich nach allgemeinen romantischen Vorstellungen als glänzende Hauptstadt, voll eines Wirbels rauschender Vergnügungen vorstellte, wie sie dann umworben werde von allerlei edlen und vornehmen Jünglingen, die sie alle abweisen würde, um dem einfachen Referendär ihr Herz zu bewahren. Vor der Hand wurde sie noch nicht in Versuchung geführt, der Onkel kam nicht, und versank nach der Armspange wieder in Nacht und Schweigen.

Der Verkehr mit Emilien, so angenehm er war, ließ stets

einen Mißlaut in Luciens Seele zurück; sie fand sich nicht mehr still, heiter, ergeben. Die Welt mit ihren Ansprüchen, ihren Freuden, ihrer Eitelkeit schlich mit Emiliens beredten Worten in ihr Herz, sie schaute gern in den Spiegel und setzte sich Schönheitsmilch an, wenn sie lang und oft mit ihr beisammen gewesen; sie fand es schrecklich langweilig in dem kleinen Nest und las Romane an den Abenden, wo sie sonst mit den Geschwistern gespielt.

Um das Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden, durfte sie nur zu Lieschen gehen, die sie mit der gleichen Liebe und Freundlichkeit empfing, mochte sie nach zwei Tagen oder nach zwei Wochen wieder bei ihr einsprechen. Lieschen hatte immer gerade etwas besonders Angenehmes erlebt, so oft sie zu ihr kam; einmal war eine neue Mode- und Musterzeitung angekommen, einer der besonderen Lichtpunkte ihres Lebens, und sie schwelgte in neuen Zeichnungen und schönen Namen zu Stickereien; oder hatte sie eine recht erquickliche Betrachtung gelesen, wieder gerade, wie für sie allein geschrieben; oder war ihr gelungen, aus einem alten Halstuch ihrer Mama selig einen Vorhang an einen Toilettentisch zu fabriciren, — Niemand kam so wie sie dem Gebot des Apostels nach: „seid allezeit fröhlich.“ Lucie wußte nicht, ob sie ihr Herzensgeheimniß ahnte, sie selbst vergaß alles „Hangen und Bangen“ am Gestade dieses wellenlosen Sees.

„Aber es geschieht doch auch gar nichts in dieser Geschichte!“ klagt vielleicht eine ungeduldige Leserin. Gewiß, sie hat Recht, das ist ja im Leben so oft das Leiden, daß nichts geschieht. — Bekanntlich ist eine lange Windstille schwerer zu ertragen als ein Sturm, da aber diese Geschichte ein treues Lebensbild sein soll, so müßt ihr euch auch die Windstille gefallen lassen. Einmal geschieht doch etwas.

Es war etwas geschehen: das größte Ereigniß, das ein Mädchenleben kennt: das sagt uns ein Blick in Luciens Stübchen, wo sie inmitten reicher Gaben, selbst in festlichem Schmucke steht: eine glückliche Braut. Eine glückliche? — nun ja, das sind ja Worte, die so zusammengehören, daß sie fast Eines

bilden, wie sollte sie nicht glücklich sein? War sie doch am Ziel so lang gehegter stiller Wünsche, war doch der blühende Myrthenkranz auf ihrem blonden Scheitel die Krone jahrelanger stiller Treue, war doch Alles wahr geworden, was sie kaum mehr zu hoffen gewagt. Gewiß, gewiß, sie war glücklich, unaussprechlich glücklich! das versicherte sie sich selbst tausendmal; wie kam's, daß sie nur für nöthig hielt, dieß selbst zu sagen?

Es war so gar schnell, so unvermittelt gekommen, dieß wunderbare Glück, auch so auf ganz andre Weise als sie gedacht. Wenn sie je noch für möglich gehalten, daß ihre stillen Wünsche gekrönt würden, so hatte sie sich ausgedacht, wie ein freundliches Geschick Robert wieder in ihre Nähe führen müsse, wie sie dann in allerlei bedeutenden Situationen zusammentreffen würden, bis endlich, endlich die Knospe der Liebe aufspringen müsse.

Während sie so ihrem Herzenskultus lebte, war ihr Roberts Bild ein immer idealeres geworden, seine wirkliche Gestalt ihr immer ferner gerückt, sie hegte und pflegte mit Träumen und Liedern ihren Liebesschmerz wie ein geliebtes Kind; daneben verkehrte sie neckisch und fröhlich nach außen, fast schien es, als ob sie die demüthige Liebe ihres innersten Herzens zu Einem, durch sorglosen Uebermuth gegen das ganze Geschlecht rächen wollte; nur diese Unbekümmertheit um alle Männer hätte vielleicht ahnen lassen, daß ihr Herz Einem gehöre.

„Hör', das ist eine gewagte Sache," warnte sie Emilie; „willst du denn wirklich gar keinen Andern nehmen?" „Hat mich ja noch Keiner in Versuchung geführt," lächelte Lucie. „Je nun, ja, das glaub' ich, wenn man so wie du Alle auslacht und sich um Keinen kümmert. „Weißt du, das kann sich nur eine Schönheit ersten Rangs herausnehmen, oder eine Erbin. Daß man ihnen zu viel entgegenkommt, mögen die Männer nicht, aber das gefällt ihnen, wenn sie ahnen können, daß man in der Stille ungeheuer viel von ihnen hält." An Lucien waren diese weisen Lehren verloren, Emilie aber nahm sich vor, ihr wider Willen zu dienen.

„So, nun ist ja Kameralverwalters Neffe als Aktuar angestellt," sagte eines Morgens der Vater, ohne die tiefe

Röthe zu beachten, die diese Neuigkeit auf Luciens Wangen hervorrief. „Gib Acht, was geschieht!“ sagte Emilie. „O, gar nichts,“ versicherte Lucie; „was sollte auch geschehen?“

Da war plötzlich, unvorbereitet, unvermittelt, ein Brief an den Vater gekommen mit einem Einschluß an sie — eine Werbung. Und der erste Eindruck war bei Lucien nicht jubelndes, überwältigendes Glück, es war fast Bestürzung, wie kam das so schnell? Auch die Worte dieser Werbung, diese wunderbaren Worte, die sie sich so süß und schön geträumt, sie lauteten so ganz anders, so viel nüchterner! Erst als der Vater sich nicht besonders eingenommen zeigte für die Wahl, als die Mutter bedenklich meinte: „Aber wir kennen ihn doch zu wenig, ich meine fast, Lucie, du mit deinen Talenten könntest andere Ansprüche machen, ich habe wenig mehr als Späße von ihm gehört, meinst du, daß er dir genüge?“

Da erst erwachte wieder mächtig der Herzensglaube der langgehegten Liebe: „O Mutter! du kennst ihn nicht! du weißt nicht, wie viel Geist und Tiefe hinter seiner leichten Außenseite verborgen liegt, wie edel und rein sein Herz ist und — wie still und treu er mich geliebt hat.“ „Nun, es ist wahr,“ gab die Mutter zu, „daß er dich so lang im Herzen getragen, spricht schon für ihn, ich glaubte gar nicht, daß er überhaupt an dich denke.“

„Er schwieg,“ rief Lucie mit der begeisterten Ueberzeugung ein liebenden Herzens, „er schwieg, weil er noch nicht wagte, um mich zu werben, ehe seine Zukunft sicher war, weil er ohne den vollen Segen meiner Eltern auch nicht mit einem leisen Wort mein Herz fesseln wollte, und doch ist er so treu geblieben ohne Worte, ohne Bürgschaft! o, ich wußte das wohl!“ Der Widerspruch erst hatte sie erweckt zum vollen Gefühl ihres Glückes.

„Na, wenn die Sachen so stehen,“ sagte der Vater, „so nimm ihn in Gottesnamen, Geschichten aufführen kann ich nicht; ich habe nichts gegen ihn, obgleich ich meine, so hättest du's noch bekommen können, wenn der Markt verlaufen ist. Schreib' du auch in meinem Namen — ich bin kein Briefschreiber — er soll kommen, wenn er will, nur keine Ge-

schichten!“ und der Vater ging eilig weg, weil er sein eigen weiches Herz fürchtete und sich der Thränen schämte.

Brautzeit, du goldner, duftender, sonniger Frühling, du Zeit des vollsten seligen Glaubens, des unbedingten Vertrauens, ein süßer, wonniger Ruhetag für das Herz, ein Sehnen ohne Verlangen, ein Ausruhen im Hafen. Was die Brautzeit für den Mann ist, — ich kann es nicht sagen, für ein Mädchen ist sie wie ein klarer Sonntagmorgen, Wahl und Qual, Sorgen und Bangen sind zu Ende, kein Zweifel an die volle selige Erfüllung aller Hoffnungen schleicht sich in die Seele, keine äußere Sorge trübt das heitere Bild, doppelt glücklich in der Jugendheimath, deren Liebe man noch in reichen, vollen Zügen auskostet, nimmt man den ganzen Himmel künftigen Glückes im Voraus in Besitz; — welche Braut könnte glauben, daß dieß Auge, das so zärtlich und bewundernd auf ihr ruht, auch einmal unfreundlich blicken könnte, daß dieser lächelnde Mund auch ärgerliche Worte sprechen, daß er — o Entsetzen! schelten könnte, wenn sein Engel, sein Täubchen, sein Kind oder wie sie sonst heißt, einmal Geld verlangt! Nicht nur der Tod hat reinigende Kraft, auch das Glück hat sie, man fühlt sich rein und heilig, weil man glücklich ist.

Ach, daß es doch bliebe,
Dieß Paradies!

Aber, — es gibt nur Eine Versicherung für Herzensglück, und Wenige, o Wenige sind es, die sich dabei in Zeiten versichern; wohl ihnen, wenn sie später und sei's um theuren Preis, nicht mehr das verschwundene Glück, aber doch den Frieden der Ergebung, den Segen der Pflichttreue dafür erringen. Es gibt freilich auch Leute, die sich zu arrangiren wissen, und mit Kohl und Rettigen vorlieb nehmen, wenn die Rosen verblüht sind.

Lucie kostete die Herrlichkeit der Brautzeit in reichen Zügen: die Besuche des Geliebten, die mit selig klopfendem Herzen erwartet wurden, die jubelnde Begrüßung, die einsamen Spa-

ziergänge, den verstohlenen Händedruck und die Blicke, die sich lächelnd suchten und begrüßten inmitten der Menge; — aber manche leise Enttäuschung lief doch mitunter. Zu dem innigen Austausch der Gedanken und der Seelen, den sie sich als das Schönste gedacht, wollte es nicht recht kommen. Lucien war so vieles im Gang dieser Liebe noch räthselhaft, wie hatte sie sich gefreut, mit Robert bis an die erste Quelle, bis zum leisen Keimen des süßen Gefühls zurückzugehen, — aber er wollte ihr nie darauf eingehen. „Nur nicht sentimental, Schätzchen," bat er mit einem Kusse, so oft sie darauf kommen wollte; „die Hauptsache ist, daß man sich lieb hat, das Wie und wie lang thut nichts zur Sache." So zog auch sie einen Schleier über die Vergangenheit, jetzt noch wollte sie ihm um keine Welt bekennen, daß sie ihn vielleicht zuerst allein geliebt, lag ja doch eine ganze, schöne, reiche Zukunft vor ihnen, da ließ sich alles, alles noch einholen.

Auch auf seine Briefe hatte sie sich so sehr gefreut; der Briefwechsel war ihr immer als die schönste Zugabe des Brautstandes erschienen, und sie schrieb und schrieb, trotz alles Neckens der Geschwister und des gutmüthigen Scheltens der Mutter, sie schrieb am frühen Morgen und spät in die Nacht, aber die Antwortsbriefe, denen sie mit sehnsüchtiger Ungeduld entgegensah, kamen so selten, so kurz! „Schätzchen, du weißt, das Briefschreiben war nie eine Männertugend; schon der Apostel Paulus hätte den Brief an die Römer nicht geschrieben, wenn er's ihnen hätte mündlich sagen können, deine Brieflein freuen mich ungeheuer, sei nur fernerhin so großmüthig, was sollte ich dir schreiben? daß ich dich lieb habe, weißt du schon, und ein Aktuar erlebt keine so allerliebste Sachen mit Blumen und Träumen und Poesien, wie ein junges Fräulein."

Zu Lieschen kam sie immer noch gar oft und gern, ihr schüttete sie das Herz aus, wenn sie das Heimweh des Abschieds quälte, bei ihr fand sie ein allezeit freundliches Ohr, wenn sie ihr die sichtbaren und unsichtbaren Vorzüge ihres Bräutigams schilderte, und Lieschen half ihr ihre goldnen Zukunftsplane ausmalen, während sie feine Ueberzüge zur Aussteuer für sie stickte. Luciens glückliches Verhältniß mit Lieschen

war zu Anfang in großer Gefahr gestanden. „Zu Lieschen müssen wir zuerst,“ hatte sie bei Roberts erstem Besuche gesagt, „das ist meine treueste Freundin, keine freut sich so herzlich wie die über unser Glück.“ „Ja, Kind,“ begann Robert zögernd, „da bin ich in einiger Verlegenheit; ich kann fast nicht mit dir gehen.“ „Wie? doch nicht, weil sie alt und lahm ist und nicht schön?“ fragte Lucie erschrocken. „Keineswegs, Beste; vorausgesetzt, daß meine Braut hübsch ist, stelle ich der übrigen Menschheit frei, so häßlich zu sein als ihr beliebt, aber ich fürchte, diese respektable Person könnte schwer beleidigt sein.“ „Durch dich?“ „Nicht gerade, aber, um das Verbrechen zu gestehen: ich fuhr schon vor Jahren, als ich hier war, mit dem Assistent Balzig in einem Einspänner hinaus, als gerade die besagte ehrenwerthe Person an Krücken, wie das so ihre Eigenschaft ist, vor uns herging und nicht schnell ausweichen konnte, so daß ich kaum das Pferd zurückzuhalten vermochte. Balzig aber rief ärgerlich laut genug: „Na, die alte Schachtel sollte nicht auf Fahrwegen gehen!“ die Jungfrau wandte ihr rundes Angesicht und hatte scheints Alles gehört. Nun that mir's gleich ungeheuer leid, und genirt mich wirklich, zu ihr zu gehen; kann sie ja nicht wissen, von welchem von uns jener ungalante Ausruf kam.“ „O, da muß ich freilich erst zu ihr und ihr sagen, wie unschuldig du bist!“ rief Lucie und eilte zu Lieschen, um ihr so schonend als möglich beizubringen, warum Robert sich scheute, sie zu besuchen. „Und das ist Alles?“ fragte Lieschen lachend, daß sein Freund mich eine alte Schachtel geheißen? Und wenn er's selbst gethan hätte, meinst du, ich habe das zum Erstenmal gehört? Ich will dir sagen, Kind, eine Schachtel ist gar nichts so schlimmes, zumal eine alte. Siehst du je einen Boten mit einer Schachtel, ohne daß sie dich so recht lockend und verheißungsvoll ansieht? eine Erinnerung an Traubenschachteln, Weihnachtsschachteln und an allerlei gute Dinge? Hast du je etwas Unangenehmes in einer Schachtel erhalten? und die vielerlei Reste von Siegeln auf alten, vielgewanderten Schachteln, erzählen sie nicht ganze Geschichten von ihren weiten Reisen, von Freuden, die sie gemacht, von fröhlichen Ueberraschungen und milden Spenden?

Wollte Gott, ich wäre so eine alte Schachtel, die schon recht viel Vergnügen in der Welt herumgetragen! Das Schlimmste, was man einer Schachtel nachsagen kann, ist, daß sie leer sei; davor muß ich mich denn eben schön hüten. Nein, Kind, komm du nur mit deinem Liebsten, wenn er die alte Schachtel nicht fürchtet.“ Robert kam, und kam wieder, er fand sich ganz behaglich bei der alten Jungfer, bei ihrem friedlichen Lächeln und guten Humor. Auch Lieschen gewann ihn lieb und hatte gern ihren Spaß mit ihm, doch betrachtete sie oft nachdenklich das junge Pärchen, und wenn Lucie ihr glückliches Herz bei ihr ausschüttete, sagte sie freundlich nickend: „Ja, es ist ein guter Kern in ihm, Gott helfe dir, daß du ihn zu Tage bringst!“

Heute also ging die Brautzeit zu Ende und während wir sie durchflogen, hat die Braut die Grüße und Glückwünsche all der Gäste empfangen und tritt an der Hand der tiefbewegten Mutter dem Bräutigam entgegen, mit ahnungsvollem Schauer, mit dem stolzen Gefühl, das in diesem Augenblick auch die demüthigste Seele überschleichen kann, dem Gefühl, daß sie ihm eine königliche Gabe gibt: all ihr Sein und Fühlen und Wollen, ein volles, reines Mädchenherz.

Und wenn sie in diesem Augenblick dem Mann, ihrem künftigen Herrn, mit jungfräulichem Stolze nahte, so beugte sie sich um so tiefer in kindlicher Demuth vor den Eltern, im leisen, reuevollen Gefühl versäumter Pflichten; zumal vor dem Vater, bei dessen tiefer Rührung ihr jetzt erst klar wurde, wie es an ihr gewesen wäre, seine Liebe zu suchen, ihr zuvorzukommen, statt daß sie bei seiner trocknen Außenseite sich gewöhnt hatte, trocken neben ihm herzugehen; sie meinte, ihm all ihre Liebe nun auf einmal zeigen zu müssen.

Der Zug setzte sich in Bewegung; Emilie, des bezaubernden Eindrucks gewiß, den sie machen mußte, Granatblüthen in den schwarzen Locken, die den blendend weißen, blühenden Teint, ein Meisterstück der Kunst der Natur, hervorhoben, nahm den Arm des ersten Brautführers, ein schüch-

ternes, blondes Bäschen des Bräutigams folgte mit ihrem Kavalier, Schwester Luischen als heranblühendes Fräulein zum Erstenmal in ihrem Leben mit Rosen im Haar, durfte die Braut begleiten, dann kamen die Brüder, in schwarzen Sammtjacken und neuen Mützen möglichst kultivirt, die Mutter und Julie im Blondenhäubchen und der ganze Zug der andern theilnehmenden Freunde.

Luciens ganze Seele war versenkt in die heilige Handlung, sie wagte nicht, die Augen zu erheben zu dem, der ihr zur Seite stand, jetzt ihres Lebens Hort und Halt, mit demüthiger Seele nahm sie alle Ermahnungen des Geistlichen in ihr Herz auf und fühlte sich fast verlegen, wenn sie dieser auch an Robert richtete, und doch ist die Hochzeitrede fast die einzige Gelegenheit, wo auch den Ehemännern, in ihrer Eigenschaft als solche, gepredigt wird. Den guten Frauen predigt man das ganze Leben durch, als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe; wir haben eine ganze Literatur von Ermahnungen an Frauen, und während man ihnen aufs Dringendste empfiehlt, in tiefster Demuth zu verharren, legt man das ganze Gewicht der Verantwortung für das Wohlsein des Hauses, das Gedeihen der Kinder, für das zeitliche und ewige Glück des Gatten auf ihre schwachen Schultern. Das alles ist recht schön und gut, auch wahr; und die Frauen dürfen sich's gerne gesagt sein lassen; die Wenigsten unter uns haben auch nur die Hälfte davon erfüllt. Aber ich wünschte doch, daß auch Jemand sich die Mühe nähme, den Männern zu predigen, ihnen zu sagen, daß da nicht nur ihre Frau ist, die sie zu ernähren und anständig zu behandeln haben, sondern eine unsterbliche Seele, die in ihre Hand gelegt ist, der sie zum Licht und Führer oder zum Verderben werden können; eine Blume, die nicht nur ein anständiges Plätzchen im Garten braucht, wo man sie unbehindert stehen läßt, sondern auch milde Luft und Sonnenschein, wenn sie dem Hause blühen und duften soll.

Glücklich die Frau, die aufsehen darf mit voller Liebe und unbeschränktem Vertrauen zu dem Herrn und Haupt ihres Hauses, der ihr mehr gibt als den frommen Wunsch: so ihr aber Nahrung und Kleider habt, so laßt euch genügen.

Glücklich das ganze Frauengeschlecht, wenn die Männer zeigen, daß sie der Ermahnung nicht bedürfen, daß sie aus freiem Triebe die Frau in Liebe reich machen wollen aus der Fülle eines stärkeren Geistes, um, was sie hingeben, nur reicher und schöner von ihr zurückzuerhalten.

Die Handlung war vorüber. Lucie konnte all die theilnehmenden Glückwünsche nur mit einem stillen Händedruck erwiedern; es verlangte sie nach der Hand dessen, dem sie nun eigen war; ihr war, als sei ihr jede Brücke weggezogen und sie stehe mit ihm auf einer Insel allein, ganz allein über der Welt; er verweilte noch bei seinen Freunden, jetzt wendete er sich zu ihr, ihr Auge erhob sich in tiefer Liebe zu ihm. „Nicht wahr, ich darf den Frack jetzt ausziehen?" waren die ersten Worte, die sie von seinen Lippen vernahm, seit er ihr angetraut worden für das Leben. Ein kalter Stich fuhr durch ihr Herz, aber er sah sie mit seinem alten gewinnenden Lächeln an und wischte ihr die Thränen ab und sagte auf ihren fragenden Blick halblaut: „Weißt, Schatz, das Beste behält man für sich!" daß schnell wieder der Glaube an den tiefen Werth seines Innern wuchs, den die leichte Außenseite nur verhüllte und bald war sie die heitere Königin des fröhlichen Hochzeittisches, nur still, viel stiller als sonst, das war ja natürlich.

Lucie war eine junge Frau. Gewiß auch ein fröhlicher Zeitpunkt im Leben des Weibes. Das erste Gefühl der Selbstständigkeit, das Schalten und Walten in dem neuen, hübsch eingerichteten Besitzthum, das Gefühl, der Mittelpunkt viel freundlicher Aufmerksamkeit zu sein, — die Welt ist nicht halb so böswillig und klatschsüchtig, wie man ihr nachsagt, — eine junge Frau an einem neuen Ort wird meist mit wohlwollenden freundlichen Augen angesehen, junge Mädchen fühlen sich geehrt durch ihr Zuvorkommen, ältere Frauen protegiren sie gern und geben ihr häusliche Rathschläge. — Und die eigene Heimath! das trauliche Beisammensitzen an dem kleinen Tischchen, der zärtliche Abschied am Morgen, die fröhliche Begrüßung am Mittag, einsame Streifzüge und Ent-

deckungsreisen in der Gegend, die ersten lieben Gäste, die man selbst bewirthet, — kein Wunder, daß junge Frauen selten viel arbeiten, — das Glück ist ihr Beruf. Auch Lucie genoß all dieß Glück und war jung und lebensfroh genug, um sich der goldnen Tage zu freuen, auch war sie nicht mehr so vernünftig wie damals, als sie Juliens Thorheit beseufzt hatte. Sie räumte ihre Zimmer ein und aus wie ein Puppenhaus, errichtete heute den Salon, wo gestern das Schlafzimmer gewesen war, sie ließ sich in Kaffeevisiten einladen, um mit „schrecklichem Heimweh" zu ihrem Liebsten zurückzukehren, sie kochte eigenhändig seine Leibgerichte und erzählte ihm von den wundersamen Ersparnissen, die sie machte. Allmählig hörten die einsamen Spaziergänge auf, die Abende waren warm und schön, man ging in einen Gesellschaftsgarten, und machte Sonntags einen Ausflug an benachbarte Orte. „Schätzchen, nur nicht sentimental!" bat Robert, so oft sie der schönen stillen Gänge der ersten Wochen gedachte, sie lachte und ging willig mit ihm in den Biergarten. War das die ‚zweite Zeit?' Es war eine heitere, lustige, abwechslungsreiche, Lucie ließ sie sich gefallen, und doch dünkte sie ihr oft wie ein provisorischer Zustand, das rechte, eigentliche Leben, meinte sie, müsse erst kommen.

Lucie hatte vor der Hochzeit die schönsten Plane für Lektüre und Studien gemacht, sie wollten zusammen Französisch treiben, Englisch und Italienisch lernen; das Leben dünkte ihr viel zu kurz, um nur zur Hälfte mit diesen Planen fertig zu werden.

„Was lesen wir zuerst?" war die große Frage. „Nun, was wir haben," meinte Robert phlegmatisch, „par exemple den Schiller, der nebst dem Corpus Juris und einem alten Kommersbuch derzeit meine Bibliothek bildet." „Gern!" rief Lucie, „wenn ich ihn auch auswendig weiß, zusammen haben wir ihn noch nicht gelesen." „Aber Vorlesen ist nicht meine Passion, ich muß genug schreien in der Amtsstube, lies du, Schätzchen." „Herzlich gern." „Die warme Luft macht müde," sagte der Zuhörer und arrangirte sich in der Sophaecke. Lucie begann, die Braut von Messina, wie lange waren ihre ge-

liebten Dichter, die Freunde und Gefährten ihrer goldenen Jugend vergessen gelegen, sie las sich ins Feuer, all diese schönen Klänge waren ja ganz ihr eigen, ihre eigene junge Seele hatte sie darin niedergelegt, sie fand wieder all ihre ersten rosigen Träume, selbst nach ihrem Robert sah sie lange nicht, bis sie endlich bei den Worten: „das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl," nach ihm hinüber blickte, „hier gilt kein Widerstand und keine Wahl!" Ein lautes Schnarchen vom Sopha her tönte, Lucie war still und las für sich, — es war alles nicht mehr so herrlich, doch las sie weiter, bis sie tief in der Nacht sich erhob und Robert weckte. „Ja, siehst Du, Schätzchen, drum war ich gar müde, schade, daß ich es versäumt, du hast gewiß prächtig gelesen!"

Am nächsten Abend wurde wieder der Versuch gemacht vorzulesen, wieder mit demselben Resultat, bis Robert endlich vorschlug: „weißt was, Schätzchen, das gar zu solide Leben bin ich nicht gewöhnt, wie wär's, wenn ich zur Abwechslung wieder einmal einen Abend in's Adlerkränzchen ginge? Du könntest sonst in Gefahr kommen, für eine kleine Haustyrannin zu gelten."

Lucie gab es lächelnd zu und fand zu ihrem Erstaunen, daß ihr der einsame Abend zu Haus auch behaglich war. Aus dem einen Ausgangsabend wurden allmählig sechs, am Sonntag blieb Robert zu Hause und — schlief. „Sonntag ist ja der Ruhetag." Lucie las für sich Schiller und Göthe, sie las und las, was sie habhaft werden konnte, sie abonnirte sich auf eine Leihbibliothek und erhielt da langes und kurzes Futter für ihren Lesehunger, die langen Abende wurden ihr oft sehr kurz. „Kommst du schon?" fragte sie meist, wenn Robert, der ziemlich regelmäßige Stunden hielt, gegen elf Uhr nach Hause kam. „Schon?" ein scharmantes Weibchen! Das werde ich den Neidern sagen, die dich für eine Haustyrannin gehalten; es ist eigentlich nicht mehr ‚schon' Schätzchen, es ist ‚erst,' schließ eiligst dein Buch und laß uns zur Ruhe gehen. Lucie gehorchte. Auf ihrem Nachttisch lag die Bibel und das Gebetbuch, aus denen sie in den Mädchenzeiten jeden Abend unverbrüchlich ihre Andacht gehalten hatte. „Noch lesen,

Theuerste?“ protestirte der Gatte, „unmöglich, du hast gelesen genug, jetzt muß das Licht alsobald gelöscht werden, das ist meine Bedingung.“

„Nur noch,“ entschuldigte sich Lucie, halb verlegen, „ein Kapitel in meiner Bibel, ich war das immer so gewöhnt.“ „Habe gar nichts dagegen, Schatz, du hättest lang Zeit gehabt zum Bibellesen, jetzt aber bitt' ich dich, lösche das Licht, kannst ja heute Abend aus dem Herzen beten.“ Gewiß konnte sie das, auch lagen ihr ja schöne Bibelstellen genug im Gedächtniß, an denen sie sich erbauen konnte, ‚das blose Lesen thut's nicht,‘ sagte sie sich, das wäre eine Art Aberglauben, „es ist die Herzensstimmung, die die Andacht macht.“

Diese kleine Scene wiederholte sich fast jeden Abend. Lucie nahm, wenn Robert ausgegangen war, Bibel und Gebetbuch mit ins Wohnzimmer, um vorher ihre Andacht zu halten, aber, — der Roman war so gar spannend, sie wollte nicht ohne Noth vorher aufhören, nach der Bibel konnte sie doch nicht mehr Romane lesen, und — eh sie sich's versah, kam Robert nach Hause, das Licht mußte gelöscht werden und sie versuchte aus dem Herzen zu beten. Aus einem immer zerstreutern und unruhigern Herzen kam dies Gebet, immer fremder wurde ihr ihre Bibel, sie schlug sich hie und da noch einzelne Stellen darin auf, aber sonst wußte sie nicht viel mehr damit anzufangen. „Bibellesen macht noch nicht fromm,“ „Kirchgehen allein macht nicht fromm.“ Ach, freilich, es gibt noch eine Menge solcher, anscheinend äußerlicher Dinge, die alle machen es nicht. Ein Schritt vom Weg ab führt dich noch nicht irre, auch nicht zwei, auch nicht zehn, du hast den rechten Weg ja immer noch im Auge, du kannst darauf zurückkehren, sobald du nur willst; aber, — ein Schritt um den andern führt dich allmählig ab, weiter, weiter, unversehens kommt eine Wendung und der rechte Weg ist deinen Augen entschwunden. Möge dir möglich sein, ihn wieder zu suchen und zu finden!

Es gibt eine Freiheit, die zum Zwang führen muß, es gibt auch einen Zwang, der zur Freiheit führt.

Freier Gehorsam, freie Liebe ist freilich erst das Rechte

und Wahre, aber wir dürfen auch im Gebiete des geistigen und geistlichen Lebens nicht immer auf die freien Regungen warten, wir müssen unser Herz dazu erziehen. Es ist gewiß die schönste Freude der Mutter, wenn das Kind in ihre Arme eilt mit dem Ruf: „ich will bei dir bleiben, weil mir da am wohlsten ist,“ aber auch ehe es so weit kommt, ist es schön, wenn das Kind die verlangenden Augen abwendet von dem lustigen Treiben der Gespielen und sich zur Mutter wendet: ich will bei dir bleiben, weil du es willst.

„Aber Glauben und Liebe ist ja Gnade, und nicht unser eigen Thun,“ wirft man ein. Gewiß! Gnade ist es, unaussprechliche Gnade, wenn sich den harrenden Jungfrauen die Thüre öffnet, aus der das wunderbare Licht der Herrlichkeit strahlt, aber doch sind sie angewiesen, ihre Lampen brennend zu erhalten, doch schließt sich die Thüre vor denen, die sie, nicht einmal in bedachter Schuld und Sünde, nur in sorglosem Leichtsinn erlöschen ließen.

Die himmlische, wie die irdische Liebe bedarf der Pflege; Lucie versäumte sie bei beiden.

Sie hatte sich das alles freilich einst anders geträumt in ihren Mädchentagen: einen starken, ernsten, treuen Führer, ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Höhe. Und auch als dies Ideal sich aufgelöst hatte in ein harmloses fröhliches Menschenkind, hatte sie sich's wieder schön gedacht, gemeinsam nach Einem Ziel zu ringen und zu streben, gemeinsam die Eine köstliche Perle zu suchen. Sie hatte Beides nicht gefunden, sie fand auch keinen Unglauben, keine Feindschaft gegen ihren Glauben, o bewahre, Robert fand das alles recht schön und gut, er hatte gar nichts gegen eine religiöse Frau, er war nur gegen Alles, was er pietistisches Kopfhängen und Eifern nannte, er wollte, wie der große König Friedrich, jeden nach seiner Façon selig werden lassen.

Und mehr und mehr gewöhnte sich Lucie an diese gemächliche Straße, sie gingen friedlich, ohne Streit darauf zusammen, es ließ sich gut leben mit Robert, aber wohl, recht innerlich von Herzen wohl, ward ihr nicht dabei.

Drei Jahre waren vorübergegangen und wieder einmal war der Abend von Luciens Geburtstag, sie war allein; — sehr allein fühlte sie sich, und es ist ein andres um die Einsamkeit einer Frau und um die eines Mädchens, wenn nicht das Alleinsein nothwendig in den Verhältnissen bedingt ist. Die Mädcheneinsamkeit ist eine selbstgewählte, eine reiche, lebensvolle, die der Frau hat ein Gefühl des Verlassenseins in sich, wenn sie nicht mehr traurig ist, so ist sie öde oder gefährlich.

Luciens Vater war gestorben, schnell und unerwartet, das Opfer einer Seuche, die er Jahre lang schon ungefährdet behandelt hatte, ihr ältester Bruder war Landwirth und die rüstige, thätige Mutter war mit Louischen zu ihm gezogen auf einen entlegenen Hof, so war ihr die Jugendheimath, auf die sie sich so sehr gefreut hatte, schon jetzt verschlossen.

Lucie war durchaus keine unglückliche Frau, auch die heutige Einsamkeit war eine zufällige, der Postmeister, der die Jagd gepachtet, hatte einen fetten Rehbock geschossen, mit dem er diesen Abend die Herrn des Städtchens regaliren wollte, Robert würde vielleicht zu Hause geblieben sein, wenn sie ihn darum gebeten hätte; warum aber hätte sie ihn bitten sollen?

Lucie hatte kein Kind, und viel von der unbefriedigten Sehnsucht ihres Herzens schob sie auf Rechnung dieses unerfüllten Wunsches, sie glaubte sich berechtigt, zu stundenlangem Hinbrüten über dies versagte Glück und mußte bei jeder Veranlassung denken: ach, alles wäre eben anders und alles schöner, wenn wir Kinder hätten!

Sie war lange ihres Weges gegangen, ohne einen Haltpunkt zu machen, und sie wäre vielleicht auch heute nicht dazu gekommen, wenn nicht eben ihr Lesevorrath erschöpft gewesen wäre; sie war selten ganz allein mit ihren Gedanken, diesmal aber rief ihr die Stille, die sie umgab, einmal wieder die vergangenen Tage zurück; jenen Geburtstag mit der Schlittenfahrt, den Ball mit der bittern Herzenstäuschung, ihr langes, stilles Lieben und Hoffen, den Tag, der ihre leisen Wünsche gekrönt, — aber sie mochte sich nicht gerne in diesen Bildern ergehen, was sie sich früher so schön gedacht; es lag etwas

Unklares dazwischen, sie hatte sich nie mit Robert recht verständigt über den innern Gang ihrer beiderseitigen Herzensgeschichte, sie hatte eine geheime Scheu, es zu thun und jetzt kam gar nie mehr eine Zeit, wo eine innere Verständigung möglich gewesen wäre, ohne daß eine Schuld, ein Streit, sie getrennt hätte; ihre Wege liefen nicht auseinander, aber sie liefen getrennt nebeneinander her, Ein Weg war es nicht mehr.

Ihre Schuld war es nicht, daß es so gekommen, das sagte sich Lucie immer wieder, so oft das Bild der Ehe, wie sie es sich einst gedacht, und der, wie sie jetzt war, vor ihre Seele trat; sie hätte es ja nicht besser verlangt, als sich immer tiefer, immer inniger mit ihrem Gatten einzuleben, sie wußte nicht, wie es gekommen, aber es war so, und sie befand sich im Ganzen nicht schlimm dabei. Robert war eine ganz verträgliche, bequeme Natur, er hatte wenig Eigenheiten, machte nicht viel Ansprüche und gewöhnte sich anscheinend leicht auch an das, was ihm nicht lieb war.

Luciens Leselust war ihm Anfangs bequem, sie war so wohl versorgt, wenn sie dasaß in ihr Buch vertieft, und er war so frei, die Garçonspartieen mitzumachen, bei denen er sich denn doch am behaglichsten fühlte; er fühlte sich auch erleichtert, wenn sie eingeladen war: so hatte sie ihren Antheil an Vergnügen und er konnte ohne Gewissensbisse das seinige suchen. Als ihre Leseleidenschaft um sich griff, als sie mit einer neugewonnenen Freundin romantische Spaziergänge machte mit Büchern in der Tasche und im Mondenlicht zurückkehrte, als es Nachmittags zu den Seltenheiten gehörte, wenn er seine Frau daheim traf, — da wurde ihm das allerdings oft unbequem und er konnte hie und da darüber brummen, was Lucie mit der duldenden Sanftmuth einer großen Seele ertrug, ohne weitere Notiz davon zu nehmen.

In Lucien aber wachten in dieser gänzlichen Freiheit, die sie sich nahm, in dem reichen, fast überreichen Verkehr mit allen dichterischen Erzeugnissen, die immer in das abgelegene Städtchen drangen, die eingeschlafenen Accorde aus jungen Tagen wieder auf. Lieder über ‚das welke Antlitz, das aus des Lebens buntem Schleier blickt,‘ Variationen nach dem

Grundton der großartigen Dissonanzen, die George Sand angeschlagen, wurden zu Papiere gebracht; sie hatte ihre ersten Versuche Robert vorgelesen. „Schätzchen, wirst doch kein solches Kameel sein und Verse machen?“ hatte der gefragt, „das ist etwas für sehnsüchtige Jungferlein, jetzt, wo du das Glück hast, einen Mann zu haben, kannst du das aufstecken.“ Tief verletzt zog sich Lucie zurück; die Korrespondenz mit Julien war lange eingeschlafen, wenn nicht ein jeweiliger Gevatterbrief des Doktors mit der Zusicherung, daß dies nun sicher der jüngste und letzte Sproß ihrer Ehe sei, die Stille unterbrach; aber mit Frau von Sommer, einer jungen, schwärmerischen Offizierswittwe, hatte sie Freundschaft geschlossen und fand bei ihr so reiche Bewunderung für ihr Talent, daß sie wohl ein ganzes Publikum aufwiegen konnte.

Vielleicht daß an diesem Abend stiller Einkehr doch auch die Frage an Luciens Herz klopfte: ‚hast denn du gethan, was du konntest, um das Glück zu erhalten, das du verloren, du weißt nicht wie?‘ Lucie aber war nicht mehr gewöhnt, ihrem eigenen Herzen stille zu halten, darum schob sie auch jetzt all diese Gedanken bei Seite und blätterte in ihren Poesien, „dem königlichen Trauergewand um gestorbenes Glück,“ wie es eine englische Dichterin nennt.

Sie hatten ihr im Augenblick des Entstehens nie ganz genügt diese Dichtungen, aber jetzt, wo die gehobene Stimmung, die sie hervorgerufen, erblaßt war, erfreute sie sich doch daran, sie sich selbst vorzulesen:

Eine Sonne glühet still verborgen
Die der sel'gen Heimath ist entflammt.

Begann sie eben wieder, als Robert eintrat und aus dem Stegreif deklamirte:

Was, eine Dichterin wohnt hier in Stockheims Mauern?
Wie, sollt es möglich sein? ja geh, du darfst nur lauern
Wie sie bei Tag und Nacht Gedichte deklamirt
Und sie zum Zeitvertreib auf ein Papierblatt schmiert.

„Aber, Robert, du kommst heute spät,“ sagte Lucie, in-

dem sie ihr himmelblaues Heft schloß, lächelnd über die Improvisation, „ich habe schon so lang gewacht.“

„Dein Schutzgeist werde ich hernieder seh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höh'n“

citirte Robert etwas ungeschickt, doppelt ungeschickt, denn Luciens Seele durchzuckte dies Citat wie ein scharfes Schwert; „wo hast du das her?“ frug sie auffahrend mit glühendem Gesicht. „Nu, nu, Schätzchen, ja nicht so hitzig,“ bat Robert lachend in etwas gehobener Weinlaune, „freut dich's nicht, wenn ich auch einmal poetisch werde? daß ich diese schöne Poesie auswendig behalten, hätt' ich selbst nicht geglaubt:

So höre mich denn, schön und frei von Sorgen,
Erblühte mir dereinst des Lebens Morgen“

hub er wieder an zu deklamiren. „Ich bitte dich, woher hast du das,“ rief Lucie wieder; das war ja aus ihrem Schwanengesang, sie hatte als Mädchen noch das Manuscript vermißt, und war nie dazu gekommen, ihn wieder niederzuschreiben; nie, nie hatte sie Robert davon gesagt, weil es ja nie zur Verständigung über frühere Zeiten gekommen war, wie konnte er davon wissen? Ergötzt von ihrem Eifer und ihrer Indignation begann er:

„So trat ich sorglos in das Weltgedränge,
Da — sah ich dich im weiten Kreis der Menge,
Zu tief schaut ich in deinen klaren Blick,
In ihm versank die Ruh und all mein Glück.“

„Das heißt man, glaub' ich, falsche Reime, Kind, aber wir Schwaben nehmen das nicht so genau.“ „Nein, ich bitte dich,“ rief Lucie weinend in Aerger und Scham, als er fortfahren wollte, „wie kamst du dazu, ich wollte das in's Grab nehmen! wer hat mir das entwendet?“

„Von entwenden ist keine Rede,“ sagte Robert etwas abgekühlt, „wenn du es ins Grab nehmen wolltest, hättest du jedenfalls vorsichtiger damit sein sollen, mir wurde dies Gedicht vor Zeiten zugesandt, mit den Anfangsbuchstaben deines

Namens darunter, ob mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung, weiß ich freilich nicht . . ."

„Ist's möglich? Kann das sein?" rief mit immer heißer ausbrechenden Thränen Lucie; „wer konnte mich so verrathen?" „Aber sei doch nur ruhig," bat Robert, dessen Gutmüthigkeit dieser Jammer selbst leid that, „ist's ja doch dein eigener, eheleiblicher Mann, an den diese schönen Worte gerichtet sind; ich war freilich selbst verwundert genug über diese sentimentale Poesie, die meiner Wenigkeit gelten sollte, wie wenige beigelegte Zeilen von einer unbekannten Damenhand andeuteten. Unter uns, ich glaube diese Zeilen waren von deiner Herzensfreundin Julie, die Ueberschrift aber war offenbar von Emilien; so haben die Beiden scheint's ein Freundschaftsstückchen thun wollen und ich meine, das Resultat brauchest du nicht gar so bitterlich zu beweinen . . . ."

„Und das war der Grund, warum du kamst? . . . ." fragte halblaut Lucie, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt, in einem Gefühl tiefer, bitterer Demüthigung. „Na, wie man's nimmt," gestand offenherzig Robert, „zuerst frappirte mich das Ding mehr als mich's freute; weißt, gewöhnlich ist das doch nicht, und ich wußte nicht gleich, daß du gar nichts von der Sache weißt, und hatte, aufrichtig gestanden, nicht so viel an dich gedacht, obgleich wir uns ja immer gut unterhalten haben." „Aber der Ball nach jener ersten Schlittenfahrt, dein so ganz verändertes Benehmen?" fragte Lucie, deren Thränen für den Augenblick getrocknet waren, in einiger Spannung. „Welcher Ball, Kind? ich kann unmöglich alle Bälle auswendig behalten." „Ach, den Ball, wo wir uns zum erstenmal wieder sahen, wo du gar nicht mit mir getanzt . . . ." „Ja so," citirte Robert wieder aus dem unglücklichen Schwanengesang:

Ich sah dich wieder, — anders als ich glaubte,
Die lang und heißersehnte Stunde raubte
Mit Einemmale mein erträumtes Glück,
Und nur der Rose Dorn blieb mir zurück.

„Na, siehst du, Kind, bei der Schlittenfahrt hattest du mir ganz wohl gefallen, ich war auch ein wenig weinwarm und fürchtete fast aus den späteren Neckereien meiner Tante, ich sei zu weit gegangen, was für einen Studenten doch der baare Unsinn gewesen wäre. In der Zeit bis zum Ball hatte ich in Wahrheit viel anderes dazwischen gedacht, ich bemerkte dich auch nicht gleich und dann, — tanzen ist meine starke Seite nicht, und ich bemerkte, wenn du mir's nicht übel nimmst, daß du auch keine splendide Tänzerin seiest; da hielt ich's für gerathener, mich an gewandte Damen zu halten und kam nicht einmal mehr dazu, mich mit dir zu unterhalten . . ." Zehn Jahre waren für einen Augenblick von Lucien vergessen, sie fühlte noch einmal das tiefe, bittere Weh ihres jungen Herzens über jene Zurücksetzung, und Er, — war nur nicht dazu gekommen. „Nun," fuhr Robert in seiner Erklärung fort, „frappirte mich, wie gesagt, die Zusendung so aus blauem Himmel, und wenn mir's auch schmeichelte, der Gegenstand so zarter und hoher Gefühle zu sein, so war mir's wieder etwas bang vor einer so feurigen Dichternatur. Du weißt, die Sentimentalität ist just nicht meine Sache. Wie ich mir aber alles näher überlegte, fand ich doch, daß du daneben ein ganz gutes, lustiges und natürliches Kind gewesen seiest und ich sah mehr und mehr keinen Grund, warum ich so kostbar thun und die Perle nicht aufheben sollte, die mir so zugeworfen wurde. Siehst Du, so kam es, daß wir zusammengekommen sind," schloß er mit gutmüthigem Humor, ich hab's gern gethan und ist jetzt weiter nichts zu machen, ich denke, du hast's nicht zu bereuen, und wenn du vielleicht ein klein wenig weniger Romane lesen wolltest und ein bischen lieber daheim bleiben, so können wir in allewege zufrieden mit einander sein." „Ja, es ist so und nicht mehr zu ändern," sagte Lucie, indem sie aufstand und das Licht nahm, „wir wollen Alles Geschehene ruhen lassen, das aber kann ich vor Gott betheuern, daß ich keine Ahnung von dem Gebrauch hatte, den die Beiden von diesem Gedicht gemacht." „Nu, aber das Unglück ist doch nicht so groß," fragte Robert, etwas verblüfft durch Luciens tragische Haltung. „Ge-

wiß nicht," sagte diese, ohne heitere, oder traurige Bewegung zu zeigen, „gute Nacht."

Lucie brauchte Stille und Ruhe, um den unendlich peinlichen Eindruck dieser Entdeckung zu verwinden, sie fühlte tief die Wahrheit jener Dichterworte:

Auch unverschuldetes Weh ist ein Raub
An zarter Sittsamkeit Ruhme,
Nicht fehlen darf der geringste Staub
Der duftig ätherischen Blume.

Es war eine Demüthigung, wenn auch eine unverschuldete; aber es wäre auch die Stunde zur klaren Verständigung gewesen, die ihr so lange gefehlt hatte, die Stunde, wo sie in der vollen, freien, demüthigen Hingebung der Gattin die Höhe hätte wieder gewinnen können, von der man ohne ihr Wissen die Jungfrau gezogen: sie ließ diese Stunde unbenützt verstreichen und was die Herzen hätte erst recht in Wahrheit und Liebe vereinen können, führte sie zum erstenmal wirklich auseinander.

Lucie konnte nicht verschmerzen, daß ihr innerstes Heiligthum so profanirt worden war, es war ein schneidender Mißlaut durch die Vergangenheit, und sie glaubte durch ein kühles, etwas hochfahrendes Wesen jetzt noch ihre beleidigte Mädchenwürde rächen zu müssen; sie bedachte nicht, daß Roberts bisheriges Schweigen bei seinem sonst sorglosen, unbedachten Wesen immerhin ein Beweis von Delikatesse war, sie konnte nicht verwinden, daß es den Anschein gehabt, als sei der erste Schritt von ihr ausgegangen; es kam ihr all ihre Vergangenheit wie ein wesenloses Schattenbild vor, ihre Ehe ein Haus auf Sand gebaut, — und es war so. Welch' andern, festen, ewigen Grund für ihr Glück hatte sie denn gesucht, als die Wünsche und Träume ihres kindischen Herzens? Sie hatte Gottes Segen erbeten für ihre Ehe als eine angenehme Zugabe, aber sie hatte diesen Segen nie gesucht als die einzige Bedingung ihres Glücks.

Robert war anfangs verlegen, dann verdrießlich über die unerwarteten Folgen seiner unbedachten Eröffnung, er beobachtete mehr als zuvor die einfache Politik des Gehenlassens.

Gelegen und ungelegen kam eben zu dieser Zeit Emilie, die in der Regel alle Jahre einmal einen ziemlich dauerhaften Besuch bei Lucien machte. Emilie kam wie immer, „ewig jung und ewig grün," wie Robert sie mit etwas zweideutiger Artigkeit versicherte; sie brauchte noch länger wie sonst zu ihrer Toilette, hielt auch ihr Zimmer während des Aukleidens sorgfältig verschlossen, es schien, daß da allerlei künstliche Anstalten getroffen wurden, um die „ewige Jugend" zu erhalten, die durch bedenkliche Fältchen in den Mundwinkeln etwas in Zweifel gestellt wurde.

Emilie war munter, geschäftig und nützlich, wie sie stets gewesen; Robert hatte gern einen Spaß mit ihr, sie besserte seine Handschuhe aus und verfertigte ihm neue Cravatten aus alten Slips, sie modernisirte Luciens Chemisetten und Kleider, wußte überall das Allerneueste und zuglich Nützlichste, was mit den wenigsten Kosten am meisten vorstellte; sie brachte allerlei angenehme, kleine Vergnügungspartieen in Anregung, wußte in geschickter Weise die Geselligkeit des Hauses mehr zu beleben, was im jetzigen Augenblick bei der tiefen, innern Verstimmung beider Eheleute wohlthätig war; aber es ist ein trauriges Zeichen, wenn in einer Ehe ein fremdes Element erwünscht ist.

Und Emilie war kein versöhnendes, wohlthuendes Element: dazu besaß sie nicht Zartheit, nicht Liebe und Selbstlosigkeit genug, um ein Mißverständniß lösen zu helfen. Es war gewiß nicht ihre Absicht, Unfrieden zu stiften, aber sie hatte nichts dagegen, dem Mann den bedauernden Gedanken zu erregen: ‚nein, was hätte die Emilie eine gute Frau für mich gegeben!'

Auch in den Zeiten des ersten Glücks war Lucie mehr eine zärtliche, als eine aufmerksame Frau für ihren Mann gewesen, Zärtlichkeit ist leichter als immer wache Liebe; mit der abnehmenden Zärtlichkeit hatte die Aufmerksamkeit nicht zugenommen, zumal jetzt, wo sie die, für eine liebende Frau so seltsame fixe Idee hatte, sich ihrem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben. Emilie übernahm all' die kleinen Dienste für ihren Mann, die eine Frau sich nie sollte ab-

nehmen lassen. „Geh' du immerhin in dein Kränzchen zu Frau von Sommer," ermuthigte sie sie, „mir liegt daran nichts, ich will schon für deinen Mann sorgen." Und sie arrangirte auf's Appetitlichste das kleine Gouté, wie er es liebte, und unterhielt ihn ganz charmant, und sprach so verständig, zwar in liebevoll entschuldigendem Tone, über Luciens unbegreifliche Leseleidenschaft, daß Robert bei Luciens Heimkunft verstimmter, und diese kühler und würdevoller war als je zuvor.

Lucie konnte nicht lange zurückhalten mit dem schweren Vorwurf gegen Emilie, der ihr auf der Seele lag. Emilie gestand ein, daß sie und Julie ihren „Schwanengesang anonym an Robert geschickt hatten." „Aber ich bitte dich, Emilie, wie konntet ihr mir, wie konntet ihr unsrem ganzen Geschlecht das zu Leide thun!"

„Was machst du jetzt für ein Aufheben von der alten Geschichte?" sagte Emilie gleichgültig. „Julie und ich haben es gut mit dir gemeint; es war nur zum Spaß, aber wir dachten, es sei auch kein Unglück, wenn es zum Ernst führe. Das glaubst du doch auch nicht?"

„Nein, o nein!" betheuerte Lucie erröthend, „aber mein halbes Leben gäbe ich, wenn es nicht auf diese Weise so gekommen wäre."

Emilie gelobte tiefes Stillschweigen, es war nie mehr zwischen den Freundinnen davon die Rede, aber Lucie selbst konnte es nicht mehr vergessen, und — seltsam, das leise Gefühl, als ob sie sich etwas vergeben, verkühlte, erbitterte sie fast gegen den Gatten, der doch daran wahrhaftig unschuldig war.

In die farblose Zeit eines innern Ueberdrusses, wo ihr die Erfüllung ihrer Pflichten werthlos schien, das Leben langweilig und wo sie nicht einmal gern zu ihren geliebten Büchern und Dichtern zurückkehrte, weil ihr der Kontrast mit der schalen Wirklichkeit zu grell erschien, kam als plötzlicher Lichtpunkt, der mythische Onkel aus Berlin. Der Tod hatte die geliebte, angegriffene Louise endlich ernstlich angegriffen, und dem trostlosen Gatten entführt, der jetzt, um sich von ihrem Tod und

von ihrem Leben zu erholen, sein Vaterland wieder besuchen und eine Rundreise zu Verwandten machen wollte.

Luciens Mutter war überglücklich, daß die so lang gehegte Hoffnung doch endlich in Erfüllung gehen solle; „wenn's nur der Papa selig auch noch erlebt hätte!“ seufzte sie wiederholt, nicht bedenkend, daß der Papa selig nie mit großem Enthusiasmus vom Onkel aus Berlin gesprochen hatte.

Da der Onkel zuerst in Pfaffenhofen, Heinrich's Gut, erwartet wurde, so ließ sie hier anhaltend und energisch scheuern und putzen, anstreichen und verschönern, durch alle Gemächer, Kammern, Speicher und sonstige Lokale, von denen kaum wahrscheinlich war, daß er sie je betreten würde, und reiste nachher noch zu Lucien, um auch dieser bei dem großen Werk der Hausreinigung beizustehen. Wie man vor Zeiten einmal in Frankreich dem durchreisenden König zu Ehren einem Wegweiser einen weißen Handschuh angezogen und den Gehenkten am Galgen rasirt hatte, so wurde zu Ehren Onkel Wilhelms die Wassertonne vor dem Haus mit neuen Reifen versehen und der Hühnerstall grün angestrichen.

So ganz fand sich freilich die zärtliche Schwester bei dem Wiedersehen nicht befriedigt. Onkel Wilhelm war ein schmaler, dünner eleganter, ältlicher Herr; in seiner leichten, gewandten, sehr wortreichen Unterhaltung schien das schwäbische Element so ziemlich ganz verschwunden zu sein. Er fand alles so gar fremd und sonderbar; als er auf Heinrich's Wiesen spazieren ging, wo die Mähder eben ihre Sensen dengelten, hielt er dies für eine ländliche Freudenmusik zu seinen Ehren und winkte gnädig mit der Hand: „schon gut, lieben Leute, schon gut, ich danke euch.“

Sein feines weltgewandtes Wesen, eine gewisse chevalereske Aufmerksamkeit, durch welche die schwäbischen Frauen in der Regel nicht verwöhnt sind, that ihr sehr wohl, und sie freute sich sehr, bis sie den Onkel Lucien zuführen könne. Heinrich war weniger erbaut von dem Onkel und seinem herablassenden Ton; er sprach so oft zu ihm von dem bescheidenen Kreis, den ihm das Schicksal angewiesen, er beleidigte seinen Herzensfreund, den Revierförster, tödtlich, indem er ihn „lieber Mann“ an-

redete, kurz, Heinrich war nicht untröstlich, daß der Onkel, nachdem er süße Sahne und frische Butter in reichlichem Maß genossen, sich zur Weiterreise anschickte.

Wechsel war dem Onkel Wilhelm Bedürfniß, Einsamkeit durchaus nicht sein Geschmack, und Lucie war ihm immer als das Genie der Familie geschildert worden, und er freute sich, eine Seele zu finden, die seine Geistreichheit zu würdigen wußte.

Natürlich begleitete ihn die Mutter, wie hätte sie Lucien allein lassen können bei einem Gast mit Umständen, wo mindestens dreimal mehr gekocht und gebacken werden mußte, als ein normaler Mensch mit dem besten Willen zu sich nehmen konnte.

Lucie fühlte sich mit der Ankunft des Onkels neu belebt, hingerissen von seinem feinen Benehmen, bestochen von der Leichtigkeit, mit der er verstand, alles, und noch mehr zu sagen als er wußte, überschätzte sie seinen Geist weit, und hielt für lauter eignes Licht, was er nur gelegentlich eingesogen hatte, um es in Bälde wieder ausstrahlen zu können.

Robert war etwas geärgert durch den ungeheuren Umstand, der mit dem Onkel gemacht wurde. „Nicht wahr, lieber Robert, ihr räumt dem Onkel euer Schlafzimmer?“ fragte die Mutter, und „du wirst dein Fauteuil nicht vermissen? — und etwas bessern Wein müßt ihr doch holen lassen, dem Onkel sagt der Landwein nicht zu...“ „Na,“ meinte er, „man wird dem Großmogul zulieb ein neues Haus miethen müssen!“ Doch war er gastlicher Natur und nahm den so vielbesprochenen Onkel mit der alten jovialen Heiterkeit auf, die man in letzter Zeit selten mehr an ihm bemerkte; er schenkte ihm von dem theuren rothen Wein ein, bis er auf's Tischtuch überfloß, er machte Ausflüge mit ihm in die Gegend, er nahm ihn mit sich in den Abendklubb auf die Post und in den Adler.

Onkel Wilhelm aber langweilte sich auf der Post und im Adler, er war nicht mehr an ausschließliche Männergesellschaft gewöhnt; Lucie arrangirte literarische Thee's, denen Frau von Sommer und hie und da der Redakteur des städtischen Wochenblatts, ein verunglücktes Genie, beigezogen wurde.

Robert versuchte einigemal, diese ästhetische Häuslichkeit zu theilen; er hatte über Gelesenes hie und da ein gutes treffendes Urtheil, ohne eben in die Tiefe zu gehen, aber er gefiel sich in derben Witzen und etwas rohen Formen: das wurde dann vom Onkel mit einem vornehm abwehrenden Lächeln aufgenommen. Ueberhaupt nahm dieser einen Ton mitleidiger Protektion gegen ihn an, der Robert, bei dem sich das Selbstgefühl des Beamten einer Provinzialstadt reichlich ausgebildet hatte, mit innerer Wuth erfüllte, um so größer, als es nicht möglich war, sie irgend wie auszulassen.

„Heute haben wir nicht das Vergnügen der Gesellschaft des Herrn Assessors!“ bemerkte eines Abends Frau von Sommer. „Er wird den Adlerflug genommen haben,“ bemerkte spöttisch lächelnd der Onkel; „eine ökonomische Gesellschaft dort, Ein Gedanke reicht für mindestens eine Woche aus.“ Lucie wußte nicht, wie viel sich eine Frau vergibt, in deren Gegenwart man spöttische Bemerkungen über ihren Mann wagen darf.

Die Mutter fühlte manchmal mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der ihr unerklärliche Riß zwischen den Ehegatten tiefer wurde durch des Onkels Anwesenheit, aber der Bruder war ihr ein solcher Gegenstand des Kultus, daß sie jede Kälte gegen ihn als Majestätsverbrechen ansah, hatte er doch dem Robert ein chemisches Feuerzeug verehrt und der Lucie ein seidenes Kleid, und war ein so charmanter Mann, der jedem Haus als Gast zur Ehre gereichte!

Der Onkel war stolz auf das poetische Talent seiner Nichte; „welche Schätze müssen hier noch schlummern,“ meinte er, wenn unter aller Ungunst der Verhältnisse ihre Gabe sich so schön entwickeln konnte.“ „O gewiß, sie ist eine zweite Sappho!“ seufzte Frau von Sommer; „wenn dieß Gemüth eine gleichgestimmte Seele gefunden hätte, oder wenn sie frei wäre von diesen kleinlichen, drückenden Umgebungen, — hier würde man Wunder sehen!“ Und der Onkel beschloß, dieß Wunder zu vollbringen.

„Ich werde nun bald an die Heimreise denken müssen, Herr Neveu,“ begann der Onkel eines Morgens. ‚Glück auf

den Weg!‘ dachte Robert erleichtert, ‚so hört’s doch mit dem ästhetischen Unfug auf,‘ sagte aber artig: „so bald schon? ich dachte, Sie würden sich ganz in dem alten Vaterland ansiedeln.“ „Das geht nicht, mein Lieber,“ sagte herablassend der Onkel; „die Jugenderinnerungen haben ihre gewissen Rechte, allerdings, aber Berlin ist meine geistige Geburtsstätte, und so hat es mehr Recht an mich, ich muß dahin zurück, wie, — wie . . . . .“

„Wie Schillers Denkmal auf den alten Schloßplatz in Stuttgart,“ ergänzte Robert trocken.

„Gewiß, ja, in manchem Betracht,“ sagte der Onkel, etwas verwirrt; „auch habe ich in Berlin noch meine eigene hübsche Wohnung; öde freilich wird es sein, sehr öde, wo sonst meine geliebte Louise waltete.“

„Müssen sich eben nach einem Ersatz umsehen,“ meinte Robert ziemlich kühl.

„Ersatz! ja mein lieber Herr Neveu, Sie mit Ihrer glücklichen Nonchalance der Gefühle können sich freilich nicht vorstellen, was ein tiefer besaitetes Gemüth empfindet; auch werde ich als Uebergang von der alten zur neuen Heimath noch eine Tour durch die Schweiz machen, einsam, sehr einsam. Wie wär’s, Lucie, mein Kind, wenn du mich begleiten würdest?“ wandte er sich plötzlich an diese. Eine helle Freudenröthe flog über Luciens Wangen, Reisen! hinaus aus all diesen kleinlichen Verhältnissen in die weite, freie Welt! Das war’s, was sie schon lange geträumt; Roberts gedehntes Gesicht, mit dem er den Vorschlag aufnahm, kühlte sie etwas ab. „Das müßte denn doch noch besprochen werden,“ meinte dieser, „ich habe Lucien lange schon versprochen, sie einmal nach Berlin zu führen, wenn ich Urlaub bekommen kann.“ „Um so schöner, dann können Sie später die Gemahlin abholen, aber dieser Reise dürfen Sie sich nicht widersetzen, es wäre ein Seelenmord an Luciens Genius; Sie wissen nicht, was sich unter glücklichen Umständen noch aus ihrer seltenen Begabung entwickeln kann.“ „Habe diesen Genius immer für eine Art von Luxusgegenstand gehalten,“ sagte Robert aufstehend, „wir können ja immer noch davon sprechen.“

„Du mußt mit!“ sagte der Onkel, als Robert das Zimmer verlassen hatte, „du bist zu Besserem berufen als hier zu verkümmern.“ „Du mußt mit, er kann dich wohl mit lassen,“ sagte die Mutter, tief gerührt über ihres Wilhelms Güte und über die Freude, die ihrer Lucie zugedacht war, „wir wollen ihm schon für eine passende Person sorgen.“ „Ich muß mit,“ sagte sich Lucie selbst, berauscht von der Aussicht auf ein freies, glänzendes, wechselvolles Reiseleben, alle leisen Bedenken niederkämpfend; „Robert wird mich nicht einmal viel vermissen!“

Lucie war auf Reisen. Sie fühlte das ganze frische, fröhliche, bezaubernde Gefühl, hinauszuziehen in die Welt, sie zu genießen, ohne Fuß auf ihr zu fassen, das Gefühl, das in gewissem Sinn den Traum vom Fliegen verwirklicht. Los und frei von allen kleinlichen Alltagssorgen; keine Magd mit der peinlichen Frage: „was kocht man heute, Frau Assessor?“ oder „der Salat schießt, man sollte das Beet leeren,“ — nichts von all dem; Reisesorgen hatte sie keine; der Onkel, der mit der angegriffenen Louise früher alljährlich ein neues Bad besucht hatte, war ein vortrefflicher Reisemarschall: er gefiel sich in der ihm neuen Rolle eines Protektors und zeigte der bewundernden Nichte die Schönheiten des Schweizerlandes mit so viel Selbstgefühl, als ob er sie persönlich verfertigt hätte. So neu war Lucien das Reisen, daß ihr schon die bloße Existenz in einem Gasthof, das Bedientwerden, das Sichgehenlassen, ein Genuß war. Die feinen Anstandsregeln des Reisens, die der Onkel ihr empfahl, eignete sie sich bald an, obwohl es ihr schwer fiel, so fremd und stumm neben Mitreisenden hinzugehen, wo der Onkel nicht eine Annäherung für passend hielt.

Der Onkel, dessen großes Ziel war, seine Nichte zur berühmten Frau zu bilden, ermunterte sie eifrig, ein Reisetagebuch zu führen; sie that es anfangs pünktlich und mit Lust, allmählig kam die Trägheit über sie, die fast Jeden beschleicht in einem Leben, das keine bestimmten Pflichten mit sich bringt;

nur auserwählte Geister sind es, die kein muß brauchen, um ihr Leben harmonisch auszufüllen; die Alltagspflicht ist der Resonanzboden, auf dem erst die Saiten höherer Genüsse, poesiereichen Schaffens recht ertönen können.

Zu geistiger Arbeit kam nun Lucie zunächst nicht, aber es kehrten ihr Augenblicke fast ungetrübten vollen Genusses wieder, wie sie sie seit Jahren nicht gekannt, Augenblicke voll unbestimmten Dichtens und Trachtens, wie in der goldenen Mädchenzeit, unter dem wunderbar klaren Himmel, auf den tiefblauen Seen und inmitten der geheimnißvollen, mährchenhaften Berge; sie träumte sich wieder als Mädchen, sie sah wieder hinaus in eine dämmernde Zukunft voll wundersamen Glücks, — da fuhr es wie eine kalte Hand dazwischen; die Wirklichkeit, kühl, unschön, leer und bedeutungslos stand vor ihr, all ihr Lieben und Leben und Träumen kam ihr ein verlornes vor. Sie riß sich los von diesem Brüten, sie suchte Bekanntschaften anzuknüpfen mit der bunten Reisegesellschaft, sie liebte Bergtouren zu machen und sich als kühne Reiterin bewundern zu lassen, sich zu bewegen in den schimmernden Sälen besuchter Bäder, mit Einem Wort, sich zu „zerstreuen“ in der ganzen Bedeutung dieses unsäglich traurigen Wortes, das meist so gedankenlos in heitrem Sinne gebraucht wird. Wohl hat nach dem Prediger Salomo alles Ding seine Zeit, auch Sammeln und Zerstreuen; aber wer kennt die Grenze des Zerstreuens und weiß, ob noch etwas zu sammeln darnach übrig bleiben wird?

Lucie hatte sich nicht im Unfrieden von ihrem Mann getrennt, obgleich sie sich nicht verbergen konnte, daß er in tiefer Verstimmung sich die Einwilligung zu ihrer Reise hatte abdringen lassen, — sie schrieb ihm anfangs fleißig, seine Antworten aber waren selten, kurz und trocken; es ging ihm ganz gut, versicherte er sie, er speiste im Gasthof, Jungfer Base Knapp, welche Luciens Mutter zur Oberaufsicht seines kleinen Haushalts bestellt, versorge ihn gehörig mit reiner Wasch und gutem Kaffee und genire ihn im Uebrigen in keiner Weise. Lucie übersah, oder wollte übersehen, daß sich ein Gefühl von Verlassenheit, von Kränkung zwischen diesen

Zeilen lesen ließ, sie fühlte sich wenig angeregt zu neuen Briefen, die Korrespondenz erlahmte allmählig.

Aber inmitten aller Reiseherrlichkeit überschlich sie mitunter ein Gefühl von Heimweh, ein Ueberdruß an all diesem Gehen ohne Abschied, diesem Ankommen ohne Gruß; ein Heimweh? — nach was? nach ihrem Gatten? ach, das wußte sie kaum! keine Erinnerung aus der letzten Zeit lockte sie zurück. Verlangte sie nach den engen Gassen, nach den geistlosen Gesellschaften der kleinen Stadt, nach den Abenden, wo Robert Vergnügen und Unterhaltung außer dem Hause suchte oder wo er gelangweilt und langweilend an ihrer Seite saß, wo er die Spässe und Witze längst erschöpft hatte, mit denen er draußen die Gesellschaft amüsirte; verlangte sie nach ihrem Hauswesen, dessen kleine Sorgen ihr nur lästig waren? — Ach, sie wußte nicht, nach was sie sich sehnte, aber reisemüde war sie am Ende, recht von Herzen reisemüde. Der Onkel war es im Stillen längst gewesen, als bloße Unterhaltung ist man des Reisens bald satt, Strapatzen waren nicht seine Leidenschaft. „Reisen ist nicht das Wahre für dich, mein Kind," versicherte er Lucien, „du mußt mit mir nach Berlin, von den Bergen haben wir jetzt schon einen Begriff, und in meinem Salon hängt ein Alpenglühen, das ruft dir die schönsten Schweizerabende zurück."

An einen Aufenthalt in Berlin hatte Lucie noch nicht gedacht, obwohl keine Sehnsucht sie nach Haus und zu ihrem Manne zurücktrieb. Der Onkel aber hatte sich fest in den Kopf gesetzt, nicht ohne sie abzureisen, er mochte nicht allein bleiben, er konnte sich daheim keinen Abend ohne Theetisch, keinen Theetisch ohne eine präsidirende Dame denken.

Wieder heirathen, ein Unternehmen, das fast in jedem Alter noch gewagt wird, war ihm zu umständlich, wenn er an all die Schritte dachte, die zwischen dem Entschluß und seiner vollendeten Ausführung liegen; eine Haushälterin war ihm auch unbequem und er hielt viel auf seinen unbefleckten Ruf; die Nichte aber, die hübsche, junge, begabte Frau, das machte sich so natürlich, was ihr an geselliger Tournüre abging, das ersetzte ihr poetisches Talent. Ein etwaiger Wider=

spruch ihres Mannes beirrte ihn nicht, er sah Luciens Verbindung für eine geistige Messalliance an; selbst wenn es zur Trennung dieser Ehe käme, — eine solche Trennung hatte in Berlins Glanzzeiten zum guten Ton in geistvollen Kreisen gehört, er wollte sie nicht herbeiführen, aber er hätte sie auch für kein Unglück gehalten.

So wandten sie sich denn dem Rückwege zu. Lucie nahm Abschied von der schönen Schweiz, einst dem Ziel ihrer Sehnsucht; sie hatte alles so schön und schöner gefunden als sie sich gedacht: Berge und tiefblaue Seen, leuchtende Gletscher und smaragdgrüne Thäler mit den raschen, wilden, silberhellen Gießbächen, und doch schied sie mit einem leisen Gefühl der Täuschung, der Heimathlosigkeit.

Lucie und der Onkel saßen in dem eleganten Zimmer eines Hotels in Straßburg, das bei aller Eleganz den unwohnlichen Charakter trug, der von einem Gasthofzimmer fast untrennbar ist. Der Onkel lag auf dem Divan, Lucie saß mit einem Journal am Fenster; sie gähnten, zu Zeiten eine unvermeidliche Sache, zumal für berufslose Leute; Lucie war lebhaft, liebenswürdig, talentvoll, der Onkel gebildet, sogar geistreich zu Zeiten, aber man kann unmöglich in Einem Zug fort geistreich sein, und den Onkel plagte die peinliche Angst, der Geist seiner Nichte, den er gern wohl konservirt, schwäbisch=originell nach Berlin gebracht hätte, könnte vorher auf der Reise noch sich abstumpfen.

„Du bestehst darauf, mein Kind, den Münsterthurm zu besteigen?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht derangiren, Onkel, ich kann wohl allein gehen, aber ich gestehe, ich möchte gern steigen, steigen, so hoch es nur geht!“

„Ein löblicher Wunsch, aber ich versichere dich, für poetische Anregung gewinnst du nichts dabei; ich hörte oft von Dichtern, eine ausgebreitete Fernsicht sei weit nicht so begeisternd als zum Beispiel irgend ein romantisches Thal,

ein See, — das Münster selbst als Gebäude hat seine Poesie, Neues jedoch läßt sich darüber kaum mehr sagen ...“

„Aber, Onkel, wir reisen ja zu unsrem Genuß, nicht eine poetische Handwerksreise!“

Ein Kellner trat ein und präsentirte eine Karte. „Doktor Weker!“ rief der Onkel, erfreut aufspringend, „welcher gute Stern führt Den her! Nun gib Acht, Lucie, das ist ein geistvoller Mann, der steigt auch mit dir auf den Münsterthurm!“

Der Onkel eilte, Doktor Weker zu holen, sein vertrauter Hausfreund von Berlin, den ein günstiger Zufall auf der Rückreise von Paris gerade in diesen Gasthof geführt, wo er Springers Namen im Frembdenbuch gelesen. Doktor Weker war Literat, in verschiedenen Branchen daheim; er schrieb Reiseskizzen, Korrespondenzartikel, vor allem Recensionen; er wußte so treffend zu tadeln, so vortrefflich zu charakterisiren, kleine Blößen und Mängel aufzudecken, so total in mitleidig schonendem Ton ein junges Werk auf seinem ersten Ausflug todtzuschlagen, daß man unwillkürlich denken mußte, wenn er sich einmal herbeiließe, selbst Romane oder Poesien zu schreiben, was das für Meisterwerke sein müßten! Vor der Hand aber begnügte er sich, seine Größe nur ahnen zu lassen.

Doktor Weker war ziemlich jünger als der Onkel, ein hübscher Mann, äußerst wohlerhalten und sorgfältig gekleidet, lebhaft und mittheilend. Er begegnete Lucien mit feinster Artigkeit und wußte eine Menge hübscher, pikanter Dinge von Paris zu erzählen; er begleitete sie auf den Münsterthurm, verwickelte sie in anziehende Gespräche über Heine und Lenau, noch ehe sie den ersten Kaffee getrunken hatte, kurz, die Reise bekam frisches Leben und Interesse, seit sich der neuerbeutete Freund ihr anschloß.

Der Onkel war in beständigem Entzücken über diesen Glücksfall, er war so lange gewöhnt, seinen Geist von außen ernähren zu lassen; er hatte ihn in der letzten Zeit Lucien zu lieb ungewöhnlich angestrengt, nun konnte er ihn eine Weile ausruhen und verlüften lassen. Weker las Abends seine neuen Reiseskizzen vor, die sehr witzig und ergötzlich

waren; Lucie wurde mit Einemmal eifrig, die ihrigen, die sie unterwegs bald vernachlässigt hatte, auszuführen, um sie an den nächsten Abenden vorlesen zu können; es entstand eine Art von geistvollem Wettstreit, der den Onkel höchlich amüsirte. Der Doktor kritisirte Luciens Gedichte, die der Onkel und ihre Freundin Sommer nur bewundert hatten; eben seine kritische, scharfe Natur wirkte angenehm aufregend auf sie; er erst verstand, ihr das geistig bewegte Leben einer Weltstadt anziehend zu schildern und charakterisirte dagegen die lächerlichen Bestrebungen einer halbgroßen Provinzialstadt so komisch, daß Lucie nicht ohne Grauen an ihre Rückkehr in diese Verhältnisse denken konnte.

Nun der Zeitpunkt zu Luciens Heimkehr dagewesen wäre, sprach der Onkel ganz entschieden den Wunsch aus, daß Lucie noch einige Zeit in Berlin bei ihm bleibe, um den einsamen Herd ihres alten Onkels zu verschönen, — er nannte sich sehr selten alt. — „Aber es wird nicht angehen, Onkel, und mein Mann ist auch einsam,“ warf Lucie ein, obwohl sie in der geistigen Aufregung der letzten Tage viel weniger an ihren Mann gedacht hatte als zuvor.

„Glaubst du, daß er seine Einsamkeit so bitter empfindet?“ fragte spöttisch der Onkel; „werden nicht Adler und Post, Schwan und Bär, Museumsgarten und Trompeterallee, oder wie die anziehenden Reunionsplätze alle heißen, ihm die einsamen Abende versüßen? Und die sonntäglichen Ausflüge nach Steinach und Berrach und andere interessante Achs? Lucie, nicht in meinem Interesse, im Interesse deines Geistes, für den du auch heilige Pflichten hast, bitte ich dich, laß dein Pfund nicht verkommen in einer elenden, geistlosen Umgebung. Doktor, habe ich nicht Recht? Ist es nicht Pflicht, sie in einen geistig belebendern Boden zu versetzen?“

„Gewiß, gewiß! eine Pflicht der höchsten und heiligsten Art,“ fiel dieser ein; „eine Pflicht, wenn Sie mir erlauben wollen, ganz offen zu reden, für Ihr eheliches Verhältniß selbst, Madame Volkmann.“ Der Onkel hatte Doktor Weker längst von seinem Gesichtspunkt aus über Luciens häusliche Verhältnisse unterrichtet. „An der Seite eines Gatten, der

Sie nicht verstehen kann — verzeihen Sie meine Offenheit — mit einer strebsamen, dürstenden Seele, der ewig die Schwingen gebunden sind, die immer wieder in den Staub des Alltagslebens herabgezogen wird, muß ihr beiderseitiges Verhältniß ein unklares, unbestimmtes bleiben. Nun aber weilen Sie eine Zeit lang bei uns, wo sie geistige Ressourcen die Fülle finden, Sie erwerben sich eine klare, bestimmte Lebensansicht, innere Freiheit und Selbstständigkeit, Ihr Talent findet Raum zur Entfaltung und Anerkennung; wenn Sie so wieder zu Ihrem Gatten zurückkehren wollen, so werden Sie frei und sicher Ihren Platz an seiner Seite einnehmen, ihm geben aus Ihrem Reichthum, was er bedarf und im Uebrigen ein freies, volles Dasein leben, sogar in der selbstgewählten Beschränkung einer kleinlichen Umgebung; so wie es jetzt ist, können Ihre Seelen nicht zusammenstimmen: retten Sie sich die Harmonie der Ihrigen!"

Lucie hatte kein Recht mehr, empfindlich zu sein über die Einmischung eines Fremden in das zarteste, innigste Verhältniß des Lebens, das, ob freudenhell oder trübe, als geschlossenes Heiligthum nach außen dastehen sollte, zu dem dem Herrn allein der Zutritt geöffnet ist. Sie selbst hatte unbedacht, in gesteigerter Laune, oft Schwächen ihres Mannes humoristisch dargestellt, hatte durchblicken lassen, wie sie sich einst getäuscht und ihre Feuerseele an einen Erdenkloß gebunden; auch fühlte sie nur dunkel, wie viel sie sich vergeben und war überzeugt, hingerissen von Wekers Worten.

Sie schrieb ihrem Manne, ausführlicher, herzlicher als seit lange, sie stellte ihm den dringenden Wunsch des Onkels vor, sie einige Zeit bei sich in Berlin zu haben, allen geistigen Genuß und Gewinn, den sie sich von der Hauptstadt verspreche, sie hoffte, daß er vor der Hand gut versorgt sei, daß auch die Mutter sich gewiß seines einsamen Haushalts daheim annehmen werde; „noch immer hoffe ich, daß Du mich später in Berlin abholen wirst. Gewiß, es ist mir selbst leid, Dich so lange allein zu lassen, aber, Du siehst gewiß ein, daß wir dem Onkel, der es so gut meint, seine Bitte nicht abschlagen können" ꝛc. Im Ganzen theilte sie

Robert den Entschluß schon als fertig mit, doch bestand sie darauf, nicht weiter zu reisen, bis seine Antwort eingelaufen sei, was der Onkel für höchst überflüssig hielt.

Sie wünschte Roberts Zusage, weil ihr heimlich graute vor dem Rücktritt in all' die alten kleinlichen Verhältnisse und weil das Leben in Berlin in neuem Glanz vor ihren Augen stand, und doch regte sich auch wieder die Sehnsucht nach daheim, — wenn nur Robert so recht verlangend, recht liebevoll und sehnsüchtig schreiben wollte, — sie ließe am Ende Geist und Freiheit im Stich und wollte versuchen, die erstorbenen Blüthen ihres häuslichen Glücks wieder zu beleben.

Roberts Brief kam, als sie mit den beiden Herren am Frühstückstisch saß; zum Erstenmal auf der Reise machte ein Brief ihres Mannes sie blaß und roth und verursachte ihr Herzklopfen.

Doktor Weker beobachtete sie aufmerksam, die erglühte Wange wurde blaß, ihre Züge kälter und schärfer, während sie für sich las:

„Dein Brief, liebe Lucie, hat mich äußerst befremdet; ich glaube in der That, daß das höchste Maß von Geduld eines Ehemannes erschöpft ist, wenn die Frau vier Wochen in der Schweiz herumzieht. Deine Verpflichtungen für den Onkel gehen keinesfalls den Verpflichtungen eines Weibes vor; wenn es ihm in Berlin nicht gefällt, so soll er hier im Lande bleiben; wenn er sich zu einsam fühlt, so soll er ein Weib nehmen, Du gehörst nun einmal hieher. Was den Kultus Deines Geistes betrifft, so denke ich, wenn Du für mich geistvoll genug bist, so bist Du's für Jedermann. Kurz, ich erwarte Dich auf dem nächsten Wege, mit oder ohne Onkel.

„Dein treuer Mann

Robert V."

Lucie ließ den Brief sinken; sie gestattete, daß ihn der Onkel aus ihrer Hand nahm, daß er und Weker ihn zusammen lasen mit allen Zeichen und Ausrufungen tiefen Abscheus. „Nein, solche Roheit! Ist das denn nur möglich? Wenn das nicht ein Scheidungsbrief ist!"

Lucie brach endlich in Thränen aus. Ein Wort der Liebe und Güte, Eine Berufung auf ihr Gefühl, Eine Klage über seine Einsamkeit und Verlassenheit hätte genügt, sie zu ihm zurückzuführen. Dieser Brief aber schloß ihr das Herz zu. Bleich, verweint, stumm, im vollsten Gefühl, das beklagenswertheste Schlachtopfer zu sein, erhob sie sich.

„Wohin willst du, meine arme Lucie?" fragte der Onkel. „Einpacken, nach Hause reisen," erwiderte Lucie trostlos; „was bleibt mir sonst übrig?"

„Nimmermehr!" rief der Onkel, der entschiedenen Auftretens ungewohnt, sich sehr gefiel in der Rolle eines ritterlichen Schirmherrn; „glaubst du, diese Kälte, Härte und Roheit, dieß Pochen auf die materielle Macht des Besitzes genüge, um ein edles, zartfühlendes Wesen in seine Gewalt zurückzuführen?" „Verehrte Frau, Lucie," bat Weker, „vergessen Sie nicht, was Sie sich selbst schuldig sind!"

„Laß mich ihm schreiben!" bat der Onkel; „ich, dein ältester Verwandter, stehe hier an Vaters Stelle und habe ein Recht, mich Deiner anzunehmen."

„Wohl, aber ich bitte, Onkel, sagen Sie nichts, was den Riß größer machen könnte," bat Lucie. „Sei ruhig, Kind, ich verspreche dir, daß ich alles thun werde, um ihm ein vernünftiges Einlenken auf die rechte Bahn zu erleichtern."

Roberts Antwort auf des Onkels Brief war noch kürzer als seine erste: „In drei Tagen, von heute an, kann meine Frau, Lucie Volkmann, bequem hieher reisen, so lange steht ihr mein Haus offen; kommt sie bis dahin nicht, so bleibt sie draußen."

Lucie war von innerem Kampf während der letzten Tage ganz aufgerieben; ihre Mutter, an die sich der Onkel gewendet, schrieb: „Dein Mann ist sehr aufgebracht, liebe Lucie, er nimmt gar keine Vernunft an, unbegreiflich, daß er die große Güte des Onkels gegen Dich nicht mehr erkennt, daß er nicht einsieht, wie wir auch um der Zukunft willen Rücksicht auf den Onkel nehmen müssen. Komm einstweilen zu mir, mein armes, liebes Kind, wir wollen dich trösten und

deinen Mann zu beruhigen suchen, so wird sich nach und nach alles machen."

Der Onkel gab nicht zu, daß Lucie diesen Vorschlag annahm. Nach dieser rohen, rücksichtslosen Behandlung darfst du nicht Einen Schritt entgegen thun," entschied er; „du gehst mit mir und bleibst unter meinem Schutz, bis er sein Unrecht einsieht."

Lucie ließ sich überstimmen, die Abreise wurde auf den andern Morgen festgesetzt; vorüber an der Heimath ihrer Jugend, vorüber an dem Mutterhause, vorüber an dem Hause des Gatten, — sie legte, wie träumend, die Hand an die Stirn und fragte sich, wie denn alles so gekommen? Aber zurück wollte sie nicht, sich demüthigen vor ihm, sie, die längst gelernt hatte, sich als ein Wesen höherer Ordnung zu betrachten! Nein, sie wollte einmal vielleicht zurückkehren, milde, verzeihend, wie eine Göttin zu dem irrenden Sterblichen, aber nicht jetzt.

Sie war wirklich angegriffen, aufrichtig betrübt und bekümmert, und doch gefiel sie sich unbewußt in dieser Niedergeschlagenheit, besonders vor dem Doktor, der auf die feinste Weise ihr seine stille Bewunderung, seine tiefe Theilnahme zu erkennen gab; sie lebte sich ganz in die Rolle eines duldenden Engels hinein.

Lucie war in Berlin in der eleganten Wohnung des Onkels als Dame des Hauses installirt. Herr Springer hatte von jeher viel auf einen geachteten Namen gehalten, seine Nichte fand volle Geltung in den angesehenen Kreisen, wo er sie präsentirte. Doktor Weker trug dazu bei, die hübsche Frau mit einem anziehenden Nimbus zu umgeben; einzelne ihrer Gedichte erschienen in Tagblättern; die Geschichte einer unglücklichen Ehe, einer verfehlten Liebesheirath machte sie noch interessanter; ihr Mann erschien in allen Schilderungen als ein wahrer Oger und Blaubart, der all' die zarten geistigen Eigenschaften seiner begabten Frau in roher Weise unterdrückt hatte. Zuerst schüchtern mit beben-

der Stimme, allmählig muthiger, las sie ihre Gedichte bei strahlendem Lampenlicht vor einer gewählten Gesellschaft, der berauschende Zauber literarischen Erfolgs kam über sie und steigerte sie zu neuen Leistungen; junge Künstler baten sie um Texte für Kompositionen, die schüchternen Träume ihres Mädchenherzens hörte sie in langgetragenen Tönen durch die Salons erklingen, hochgestellte Damen warben um ihre Beiträge für Albums; die Schüchternheit und Unbeholfenheit einer beschränkten Erziehung verlor sich allmählig, das volle stolze Gefühl der königlichen Berechtigung des Genius kam über sie.

Die Brücke zur Heimath war abgebrochen, sie erfuhr aus der Zeitung und aus der Mutter Briefen, daß Robert zum Landrichter befördert sei, — von ihm selbst hörte sie nichts. Die Mutter fühlte mit peinlicher Reue, daß sie, so viel wenigstens an ihr gewesen, die Tochter auf andere Bahn hätte leiten sollen; aber sie fand nicht den Muth, dem Bruder entschieden entgegen zu treten, der ihr so entzückt die Erfolge ihrer Tochter rühmte und ihr verkündete, wie nun bald Lucie durch eine größere Dichtung ihren Ruhm in weitern Kreisen begründen werde, und wie dann auch der rechte Zeitpunkt sei, den Rest eines unpassenden Bandes zu lösen, um so mehr, als fast alle berühmten Frauen geschiedene Ehefrauen gewesen seien. Von dieser Berühmtheit wollte die bekümmerte Mutter aber nichts wissen.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug. Wer hätte Lucien einst gesagt, als sie daheim verstohlene Romane las, mit Julien Gedichte austauschte und für Dichter schwärmte, als sie sich einen Dichter kaum als einen lebendigen Menschen vorstellen konnte, daß sie selbst noch zu dieser glorreichen Schaar gezählt werden würde? Was damals ein mühsam erhaschtes Dessert gewesen, das war jetzt Alltagskost; ihre eleganten Tischchen waren bedeckt mit dem Neuesten der schönen Literatur, geistvolle Gespräche, witzige Scherze, schalkhafte Correspondenzen würzten ihre Stunden und doch — wenn die Aufregung des Augenblicks vorüber war, wenn sie allein war in ihrem Zimmer, so kam

ein Gefühl von Oede und Leere über sie, daß sie sich manchmal zur Ruhe legte mit dem Gedanken, es sei nicht der Mühe werth, wieder zu erwachen.

Der Quell der Poesie floß ihr nicht mehr ungesucht und mühelos wie in jungen Tagen, wo sie an der Ecke eines alten Tischchens in ihrem Mädchenstübchen verstohlen mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen ihre ersten Dichtungen niedergeschrieben; — jetzt hatte sie das eleganteste Kabinet, das der Onkel selbst mit vielem Geschmack zu einem Musentempel eingerichtet hatte; auf dem sanft blauen Grund der Wände hoben sich die anmuthigen Formen feiner Gypsabgüsse, eine auserwählte, kleine Bibliothek stand auf feingearbeiteten Büchergestellen, der eleganteste Schreibtisch mit perlmutternem Schreibzeug und bemalten Federn, mit einer Mappe in goldgepreßtem Leder, mit allem denkbaren, zierlichen Schreibgeräth stand bereit, ihre geistigen Ergüsse aufzunehmen; aber, — sie saß oft verdrießlich an der Feder kauend in dem weichen Fauteuil von blauem Sammt, — durch immer neue Aufregung mußte sie sich zu neuer Begeisterung steigern. Sie fühlte wohl, daß ihre Geltung in diesen Kreisen, daß die theilweise Unabhängigkeit neben dem Onkel, auf die sie Werth legte, von ihren Erfolgen abhing, und die gespannte Aengstlichkeit, mit der sie nach neuen Gedanken, nach poetischer Einkleidung der alten haschte, dünkte ihr jetzt oft eine peinlichere Sklaverei, als wenn sie früher die Mutter von einem lieben Buch weg in die Küche, oder auf den Trockenboden gerufen hatte. Dort waren ihre Gedanken lustig in heller, goldener Freiheit hinausgeflogen in alle Lande, jetzt kamen ihr all ihre Ideen und Phantasieen wie verdingte Knechte vor, die um Lohn arbeiten, aber — zurück konnte und wollte sie nicht, die Brücke war abgebrochen; ihr Mann rief sie nicht mit einem Worte zurück, sollte sie als demüthig Bittende zurückkehren, gewärtig, daß er sie verstoße? nimmermehr!

An einem Abend wo der Onkel nicht empfing, sondern sich, von Gichtschmerzen geplagt, früh zurückgezogen hatte, saß Lucie mit Dokter Weker bei dem hellen Licht der Kugellampe am Theetisch, der belegt war mit einer Masse zierlich und elegant gebundener Bücher; beschäftigt mit einer heitern Arbeit, wie sie sie schon manchmal gemeinsam vorgenommen hatten: Doktor Weker hatte Lucien lange schon zur Mitarbeiterin bei einem Literaturblatt geworben. Jedes von Beiden las die zum Gericht vorliegenden Werke zuvor flüchtig durch, dann wurden die Urtheilssprüche in gemeinsamer Sitzung abwechselnd oder gemeinsam verfaßt und sogleich niedergeschrieben. Seit Lucie die erste Aengstlichkeit überwunden hatte, fand sie sehr ergötzlich, so hoch herab günstige, ermunternde, absprechende oder gänzlich vernichtende Urtheile zu fällen, abweichende Ansichten gegen ihren Mitarbeiter zu verfechten und im Nothfall mit Stellen aus den Werken zu belegen.

Sie kamen an einen Band Gedichte, den der Doktor als „Philisterweisheit“ kurz abfertigen wollte, Lucie meinte manches Schöne darin gefunden zu haben, sie schlug auf Gerabewohl auf und las:

Es ist ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir spricht:
Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.
Das halte fest dein Wille
Wie gleicher Pendelschlag,
Der nur, wenn er hält stille
Dein Wohlsein stören mag.

„Das scheint mir eher ein Beleg als eine Widerlegung meiner Ansicht,“ meinte der Doktor, Lucie aber hörte ihn kaum, sie las trotz seiner sichtlichen Ungeduld das Gedicht durch mit leisem, fast traurigem Ton, bis zum Ende:

O halte sie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin,
Sie bringt noch im Entbehren
Dir köstlichen Gewinn,

Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieser Welt,
Was über's Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Der Doktor durfte ganz allein den Urtheilsspruch abfassen; Lucie war in tiefe Gedanken versunken und hörte nicht einmal seine spitzen Bemerkungen, es war als ob ihr die einfachen Worte der Dichtung mit Einemmale die rechte Lösung des Lebensräthsels gebracht, wo sie sich mit einer falschen gequält.

„Schöne Frau," begann endlich Weker, die Bücher zurückschiebend, „ich habe Ihnen heute, wo wir glücklicherweise ungestört sind, einen Vorschlag zur Güte zu machen." Erstaunt und gespannt erhob Lucie den gesenkten Blick zu ihm. „Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ihr Herr Onkel nächsten Monat genöthigt ist, für längere Zeit nach Liverpool zu reisen, um den Prozeß mit den Erben seiner verstorbenen Frau zu betreiben; wenn Sie ihn dahin begleiten, so sehen Sie jedenfalls einen höchst langweiligen Aufenthalt voraus, da Ihr Onkel viel in Anspruch genommen und muthmaßlich oft verstimmt sein wird, hier bleiben werden Sie doch auch nicht wollen; nun schlage ich Ihnen vor, mich zu einem Sommeraufenthalt nach Rügen zu begleiten, Sie sind hier durch den Onkel immer noch an viel zu viele Rücksichten und Konvenienzen gebunden, Sie werden sehen, wie in voller Freiheit erst die reichsten, üppigsten Blüthen der Poesie sprossen; ich habe göttliche Plane zu gemeinsamen Arbeiten, bitte, entschließen Sie sich rasch, ich muß die Bestellungen bald treffen . . . ."

Erstaunt, betroffen von diesem seltsamen Vorschlag blickte Lucie ihn an, „ich, — wirklich . . . . davon kann ja wohl keine Rede sein," sagte sie. „Nun warum nicht?" fragte Weker verwundert, etwas gereizt, „sehen Sie nicht selbst, daß Sie aus der Sklaverei Ihres Mannes nur in eine Sklaverei anderer Art gekommen sind? Ihr Mann war ein roher Vandale, der alle Blüthen Ihres Geistes in plumper Prosa zertrat, Ihr Onkel ist, verzeihen Sie, ein Kind, das

in kindischer Ungeduld die Blumenblätter auseinander legt, statt ihr Erblühen abzuwarten; er will Sie mit Gewalt als berühmte Frau sehen, ängstlich hascht er nach jedem Funken esprit, der etwa von Ihren Lippen fällt, um ihn sogleich in Gesellschaft zu produziren; er hält den Tag für verloren, an dem Sie kein Gedicht geschrieben, ich sehe, daß dies Treiben, dies ungeduldige Warten Sie peinigt, Ihre geistige Thätigkeit hemmt. Geben Sie Ihren Geist in meine Pflege, in dem Gasthofleben zu Liverpool wird der Onkel Sie nicht vermissen; ich weiß das rechte Maß von Ruhe, von stillem Einsaugen, von harmlosem Genießen, von flüchtigem Nippen, das der Seele Noth thut, und das seiner Zeit goldene Früchte trägt. „Der Seele," das Wort fiel seltsam in Luciens Ohr, sie hatte sonst einen andern Begriff damit verbunden, hatte sie seit lange auch ihrer Seele gedacht? Aber Weker wartete auf Antwort: „In der That... es geht gewiß nicht an . . ." sagte sie in peinlicher Verlegenheit. „Und warum nicht?" wiederholte der Doktor lachend, „Sie lassen sich doch nicht von kleinlichen Schicklichkeitsrücksichten halten? Da kann ich Ihnen genug Beispiele geistvoller Frauen anführen, die höher standen als die Zungen der Frau Basen und sich um das, was die Leute wohlanständig nennen, nicht viel bekümmert haben. Ich dächte," fuhr er fort, mehr gereizt durch ihr stummes Kopfschütteln, „eine Frau, die ohne besondern Grund Jahre lang getrennt von ihrem Manne lebt, im Hause eines unverheiratheten Onkels, der im Nothfall auch einen Verehrer vorstellen kann, hätte hinlänglich bewiesen, daß sie nicht an sittlichen Vorurtheilen hängt . . ."

Todtenbleich erhob sich Lucie; Weker, der sich im Aerger vergessen hatte, fuhr zusammen über den Ausdruck ihres Gesichts. „Sie haben Recht," sagte sie mit tonloser Stimme, ergriff ein Licht vom Seitentischchen und verließ das Zimmer. „Aber, beste Madame Volkmann, Lucie, Sie mißverstehen mich!" rief der Doktor und wollte ihr nacheilen. „Madame Volkmann sind nicht ganz wohl, Sie lassen sich entschuldigen," sagte das Dienstmädchen, die ihm aus ihrem Zimmer entgegenkam. Etwas verblüfft entfernte sich der Doktor, der

wohl fühlte, daß er dießmal zu weit gegangen und murmelte zu seinem Trost etwas von: „Frauengunst, Aprilenwetter“ vor sich hin. Es war ihm in Wahrheit nicht in den Sinn gekommen, ein Verhältniß tieferer Art mit der jungen Frau zu suchen, er interessirte sich für ihre geistige Entwicklung, er dachte sich das Zusammenleben im Bade mit ihr pikant und angenehm, und eben weil ihm seine Absichten so ganz harmlos schienen, hatte es ihn aufgebracht, daß sie die Sache so ernst nahm.

Lucie lag in der Ecke ihres Sophas, das Gesicht in die Hände begraben, zu tief gedemüthigt, um nur weinen zu können, — das war der Lohn der Welt! mit welchen Augen mußten sie Fremde ansehen, wenn der, den sie für ihren Freund gehalten, der ihre innersten Beweggründe durchschaut hatte, glauben konnte, daß ihr Ruf ihr so gleichgültig, oder daß er in den Augen der Welt schon verloren sei! Wer konnte ihr den guten Namen wieder geben, der gewisser bleibt denn große Schätze Goldes? Jetzt, mit Einemmale, erschien ihr die gesicherte, friedliche Heimath in kleinem Kreise an der Seite ihres Gatten, die sie so oft gering geschätzt hatte, wie ein verlorenes Paradies, — freilich, wenn sie wahr sein wollte, es war kein Paradies gewesen und eben die Sehnsucht nach einer harmonischen Gestaltung des Lebens hatte sie ja fortgetrieben vom eigenen Herd.

Müde von trüben Gedanken, erhob sie endlich das Haupt beim Eintreten des Dienstmädchens. „Entschuldigen Sie, Madame Volkmann, da ist ein Brief, der schon vor ein paar Stunden gekommen ist, ich wollte nicht stören, so lange der Herr Doktor da waren.“ Das etwas pfiffige Lächeln des Mädchens bei diesen Worten schnitt Lucien auf's Neue in's Herz, sie nahm den Brief, froh mit irgend etwas sich ihren Gedanken entziehen zu können; diese breiten, deutlichen, etwas altmodischen Schriftzüge schienen ihr bekannt, sie hatten so gar keine Aehnlichkeit mit ihren neuern Korrespondenten. „Lieschen!“ rief sie, als sie den Brief öffnete und mit einemmale das gute, runde Gesicht mit den klaren Augen, die gebrechliche Gestalt ihrer alten Freundin vor ihrer Seele stand.

Lieschen hatte ihr nie geschrieben, auch gehörte sie zu den Leuten, nach denen man nie fragt, weil sie und ihr Schicksal einem so ganz fertig vorkommen, daß da nie mehr etwas anders werden könne, — was konnte sie wollen?

„Meine liebe Lucie," lautete der Brief, „ich weiß zwar nicht, ob ich Dich noch so anreden darf, aber vor meiner Seele sehe ich Dich niemals anders, als wie Du als ein fröhliches Mädchen so freundlich und gern in das alte Jungfernstübchen gekommen bist. Ich habe eine solche Liebe zu Dir bewahrt, wie Du es wohl nicht weißt, muthe Dir's auch nicht zu: weißt Du, bei mir ereignet sich nicht viel, da habe ich keine Zeit zum Vergessen, und ein so freundliches Gesicht wie das Deine hat unser Stübchen lange nicht mehr aufgehellt. Mit mir aber, meine liebe Lucie, hat es der Herr über all mein Erwarten schön und gut gefügt, was ich Dir doch zuerst erzählen muß, damit Du siehst, wie wir zu keiner Zeit unser Vertrauen wegwerfen sollen und wie wunderbar der Herr die Seinen führt.

„Daß meine arme, liebe Mathilde gestorben ist, hat Dir wohl Deine liebe Mutter geschrieben, ich konnte nicht wagen, sie zurückzuhalten, nicht einmal mit meinen Thränen, sie hatte so wenig Freude vom Leben.

„So wohl ich ihr aber die Ruhe gönnte, ich war doch so sehr allein und mußte gar viel weinen, so daß meine Augen den Dienst nicht mehr thun wollten. Das sah nun sehr trostlos aus, Du weißt wohl, daß ich sonst mit nichts mein Brod verdienen könnte, und meine arme Mathilde hatte alle häuslichen Dienste gethan, die ich nicht versehen konnte.

„Da fragte mich unsere Frau Stadtpfarrer, die es immer gut mit mir gemeint, ob ich mich nicht entschließen könnte, zu einem Pfarrer zu ziehen, einem älteren Mann, der seine Frau verloren und seine einzige Tochter weit weg verheirathet habe. Alle Hausgeschäfte werden da von einer braven Magd besorgt, nur wünsche er eine stille, fromme Person, die um ihn sei, daß er sich nicht gar einsam fühle. Das war nun freilich für mich wie gemacht, aber ich konnte nicht glauben, daß man mich gebrechliche, einfältige Person zu etwas brauchen könne.

„Und doch war es so, und da bin ich jetzt in einem netten, stillen Pfarrhaus und führe im Frieden den Haushalt mit einer braven Christine. Meine Augen reichen noch, daß ich meinem geistlichen Herrn das Weißzeug hübsch in Ordnung halten kann, zu sticken brauche ich nicht mehr. Auch den Leuten vom Dorf kann ich hübsch Red' und Antwort geben, was meinem Herrn gar geschickt ist. Und alle Abende liest er mir vor, und hat so schöne Predigtbücher; er ist gar ernsthaft und oft traurig, aber alles im Frieden des Herrn. O, liebes Kind, ich muß immer und immer wiederholen: Herr, ich bin nicht werth der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan! Und weißt Du, wer mein Herr Pfarrer ist? Es ist jener Raymund; aber lächeln mußt Du nicht; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn liebe und verehre, wie ich ihn als einen seligen Engel lieben und verehren dürfte.

„Aber eigentlich habe ich Dir auch nicht deswegen schreiben wollen, mein liebes Kind; weiß ich doch gar nicht, ob Du nur noch an das arme, lahme Lieschen denkst; Du seiest ja so geistreich worden und berühmt? wer hätte das vor Zeiten gedacht!

„Aber von Deinem Mann wollte ich Dir schreiben, liebe Lucie; denn Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Pfarrer Raymund in Eibelfingen ist, nur eine kleine halbe Stunde von dem Ort, wo Herr Volkmann jetzt angestellt ist.

„Ich kann ja nicht recht wissen, was Dich so lange, lange forthält, liebe gute Lucie; was die Leute alles sagen, glaube ich nicht, und was deine Mutter mir sagte, verstehe ich nicht so recht, ich kann nicht glauben, daß einem Onkel, oder ihrem Geist, oder ihrer Berühmtheit zulieb eine Frau ihren Gatten verlassen könnte und ihr Haus; so etwas würde man ja einem Manne übel nehmen, wo es erst noch ein anderes wäre. Ich will aber darein nicht reden, ich wollte nur sagen: daß ich meine, Du solltest zu Deinem Mann kommen, es mag nun stehen zwischen Euch wie es will. Er kommt manchmal zu meinem Herrn Pfarrer hieher in die Kirche, Du mußt wissen, es kommen Leute aus der ganzen Gegend, und spricht auch oft im Pfarrhaus ein (denk, er hat mich wieder ge-

kannt), da sehe ich wohl, daß er nicht gesund ist, sie sagen er leidet an der Leber, und er ist so gar allein.

„So habe ich mir denn ein Herz gefaßt und bitte Dich, liebe Lucie, komm, wenn Du kannst; was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, ich will sonst nicht viel sagen. Man erkennt sein altes, heiteres Wesen nicht mehr, aber es wird nicht zu Deinem und seinem Schaden sein. Es ist eine gar stille Sache, wenn der Herr einzieht in eine Menschenseele, und lassen sich nicht viel Worte darüber machen.

„Weißt Du noch, wie mich Dein Robert einmal eine alte Schachtel geheißen hat? es fällt mir oft noch ein; wenn so eine alte Schachtel genug in der Welt herumgerumpelt ist und wird bresthaft, so stellt man sie am Ende an ein ruhiges Eckchen und bewahrt etwa noch etwas darin auf; so bin ich jetzt auch eine zur Ruh gesetzte alte Schachtel, werde, will's Gott, keine neue Adresse mehr bekommen, als meine letzte.

„So, nun behüte Dich Gott. Sagst natürlich nichts, daß ich Dir geschrieben, das könnte ihn geniren, nämlich Deinen Mann.

In der stillen Hoffnung Dich bald zu sehen

Dein altes Lieschen."

Gott sei Dank! war Luciens Seufzer aus tiefster Seele, es war keine Freudenbotschaft, aber sie sah einen Weg vor sich, einen klaren Weg, aus aller Unruhe, allem Treiben und Grübeln der letzten Zeit, standen mit Einemmale wie ein klarer Stern vor ihr die Worte:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Nun sie sich Robert müde, leidend, trostbedürftig dachte, — denn warum hätte er sonst den fremden Pfarrer gesucht? — sank all die Zeit dazwischen, all ihr Ungenügen, ihre lange, tiefe Verstimmung wie ein Nebel zusammen, ihre Stelle war bei ihm, sie wollte heim; heim, in dem Worte lag mit Einemmal ein eigenthümlicher Zauberklang für sie, heim! Sie legte sich kaum mehr zur Ruhe in dieser Nacht,

sie packte und räumte und ordnete, um den Onkel am Morgen schon mit einem fertigen Entschluß überraschen zu können.

In dem Lehnstuhl eines hübschen, geräumigen Zimmers saß Landrichter Volkmann; vor sich, auf dem Tisch, lag unberührt die Zeitung, Cigarren, ein Bierglas, der ganze Apparat eines Junggesellengoutés. Die Kanzlei war geschlossen, es war die Abendstunde, die ihn sonst in seine Gesellschaft rief, aber er schien keine Lust dazu zu haben, obwohl das staubige Zimmer wenig wohnlichen Reiz bot. Wer hätte in diesem düstern, verdrießlichen Gesicht den allezeit aufgelegten, heitern Robert erkannt, den fröhlichen Gesellschafter, der mit seinen trockenen Späßen die ganze Wirthstafel in Lust und Lachen erhalten hatte. Er war noch jung, und doch lag ein tiefer Ueberdruß, eine Lebenssattheit in den gezogenen Falten am Mund, in dem matten Blick der Augen.

Volkmann war krank, das war unverkennbar, aber es war nicht die Körperkrankheit allein: eine tiefe, innerliche Bitterkeit nagte an seinem Herzen, die nur in seinen besten Stunden einer wirklichen Trauer, einer ernsten Einkehr in sich selbst Platz machte.

Er war zu stolz gewesen zuzugeben, daß ihm die freiwillige Trennung seiner Frau, ihre gänzliche Nichtachtung seines Willens, ins innerste Herz getroffen. Erbittert und aufgebracht hätte er vielleicht Schritte zur wirklichen Scheidung gethan, aber sein natürliches Phlegma und die Scheu, in seiner Stellung als Beamter Aergerniß zu geben, hatten ihn abgehalten. So lebte er äußerlich ein ganz angenehmes Junggesellenleben, hielt sich ein Reitpferd, machte Ausflüge, kleine Badereisen und war das pünktlichste und heiterste Mitglied aller Klubbs, fast ängstlich bemüht, daß Niemand ahnen solle, welch' tiefe Bitterkeit ihm am Herzen nagte, wie öde ihm sein Haus erschien, wenn niemand als die alte Base ihn darin empfing.

Lucie hatte sich nicht ganz getäuscht, wenn sie einst im En=

thusiasmus eines liebenden Mädchenherzens verborgene Goldkörner unter den leichten Wellen von Roberts jugendlichem Uebermuth geahnt; er war von Natur gut und glücklich begabt, aber natürliche Bequemlichkeit, eine schlaffe Erziehung hatte ihn von jeder ernsten Anstrengung seiner Fähigkeiten fern gehalten, er hatte sein geistiges Pfund brach liegen lassen. Als fidele Haut mit einem guten Theilchen Mutterwitz hatte er Geltung in der Gesellschaft gewonnen und sich von allem Streben nach tieferer Bildung dispensirt, mit ein paar guten oder schlechten Witzen zog er sich aus der Schlinge jedes wissenschaftlichen Gesprächs. Als ihm später das Gefühl der Nothwendigkeit, ein gewisser praktischer Takt zu ernstlicherem Fachstudium trieb, blieb um so mehr jeder Zweig allgemeiner Bildung unkultivirt; er machte Glück in der Welt, er fühlte keine Leere, — warum sollt' er sich mit den Geschichten plagen? Das eine bedeutendste, mächtigste Seelenorgan, das Glaubensbedürfniß, von dessen gesunder Ausbildung Wärme und Lebenskraft durch alle Adern des Geistes strömt, blieb bei ihm wie bei so Vielen unausgebildet liegen, früh verwaist, hatte er keine häusliche Pflege dafür gefunden und die Seele kann so leicht ihres tiefsten, innerlichsten Durstes vergessen, wenn ihm nie Stillung geboten wird, vergessen, bis er wieder aufwacht, um ewig ungestillt an der Seele zu zehren.

Daß er einer Frau nicht genügen könne, war ihm nicht im Traum als Möglichkeit erschienen, um so weniger, als Lucien gegenüber Er sich als der Beglückende erschien, der großmüthig das schüchtern liebende Kind zu sich heranzog. Als er später fühlte, daß dem doch so war, daß sie innerlich darbte an seiner Seite, daß sie begann, ein Leben für sich zu leben, an dem er keinen Theil hatte, da hatte ihn dies nur erbittert, er suchte sich gleichgültig zu zeigen gegen alles, was für sie Werth hatte, mehr als er es wirklich war, er suchte sie zu demüthigen, wo er fühlte, daß er die natürliche Stellung des Mannes verlor. So waren sie auseinander gewachsen, so war es zu der Trennung gekommen, die er zu Anfang schon viel bitterer empfand, als er je sehen ließ.

Vielleicht hätte er sich verhärtet gegen das Gefühl der Herzenseinsamkeit, und wäre vollends verflacht in einer flachen Umgebung, wenn nicht Krankheit, eine ernste Lehrerin, seinem bessern Genius zu Hülfe gekommen wäre. Sein Uebelbefinden war von jener unbestimmten quälenden Art, dessen eigenlicher Sitz schwer zu finden ist. Es entleidete ihm die Gesellschaft, es entleideten ihm die Genüsse der Tafel, die nie überwiegenden Werth für ihn gehabt, es führte ihn in die Stille und in sein eigen Herz.

Der Arzt hatte ihm Ruhe, Fernhalten jeder Aufregung, Bewegung im Freien verordnet; ein Spaziergang in der Sonntagfrüh führte ihn in das Dörfchen, wo Pfarrer Raymund seit einiger Zeit als sehr beliebter Prediger wohnte; der Merkwürdigkeit halber konnte er schon einmal in die Dorfkirche gehen, die Stadtkirche besuchte er regelmäßig am Neujahr und am Geburtstag des Königs, — was er da hörte, fesselte seine Seele in ernsterer und tieferer Weise. „Thue Rechnung von deinem Haushalten," tönte ihm hier, nicht wie aus Menschenmund, entgegen und er konnte den Stachel, der hier in seine Seele gedrungen war, nicht wieder los werden. Falsche Scham hielt ihn freilich noch zurück, sich vor einem Menschen als eine müde, heilsbedürftige Seele zu bekennen, doch suchte er die Bekanntschaft des Predigers, und Raymund gehörte zu den glücklichen, harmonischen Naturen, bei welchen das religiöse Leben so ganz zur lebendigen Wahrheit geworden, daß man nicht mit gewisser Verlegenheit den Uebergang vom Menschen zum Geistlichen suchen muß.

Und wie Robert nun so da saß, einsam, freundlos und freudlos, da stieg die vergangene Zeit vor seinem Blicke herauf. Er sah Lucien wieder, nicht die unbefriedigte, zerstreute Gattin, nicht die Pflichtvergessene, die ihn verlassen hatte, — er sah sie, ein blühendes, harmloses Mädchen, die ihm ein volles, warmes Herz voll bewundernder Liebe zugebracht. Wie hatte er dies Herz gehütet, das sich ihm so innig, so vertrauens-

voll zu eigen gegeben? Was hatte er gethan, um ihren Glauben an ihn zu rechtfertigen, seine edelsten Keime zu pflegen, damit sie ihm zur Freude und zum Segen aufgeblüht wären? Er hatte in gedankenlosem Scherz den Ernst des Lebens abgeschüttelt, sie um die Tiefe ihrer frommen Gefühle betrogen. Wie schal und elend erschien ihm in diesem Augenblick alles, was er indeß Freude genannt, gegen den Segen einer glücklichen Häuslichkeit; — wie hätte er das Leben neu beginnen mögen, aber es war zu spät, — zu spät. Er konnte sie mit Gewalt zurückfordern, aber konnte er todte Liebe neu beleben?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da öffnete sich leise, leise die Thür; eine Frau stand auf der Schwelle, es war Lucie. Sie hatte auf der Reise lange mit sich gekämpft, wie sie eine Annäherung an ihren Gatten einleiten wolle, ohne sich einer Demüthigung auszusetzen. — Die Stimme der Pflicht, die Stimme des Herzens hatte sie geradezu hieher geführt, sie wollte über sich nehmen, sie wollte tragen in Geduld, was da kommen könne. — Wie sie ihn nun wieder sah, müde, krank, frühgealtert, da waren Plane und Ueberlegungen vergessen. „Robert, lieber Robert, verzeih mir! da bin ich wieder," rief sie weinend, sank zu seinen Füßen nieder und legte ihr Haupt auf seine Knie.

Robert sah sie still an mit seinen müden Augen, „du kommst wieder, du kommst selbst?" sagte er endlich mit innigem Ton und zog sie an sein Herz; zum erstenmal weinten die Gatten zusammen, lange, lange.

Es gibt Augenblicke, wo das Herz mit Einemmal in seine Rechte tritt, sie sind fliegende Brücken, die raschen Zugs über eine tiefe Kluft führen; aber ausgefüllt muß die Kluft dennoch werden, denn solche erhabene Augenblicke sind selten; und dieses Ausfüllen ist ein ernstes Stück Arbeit. Werft gute Vorsätze hinein, so viel ihr wollt, sie thun's nicht; es geht allein mit Gott und einem demüthigen Herzen.

Eine mächtige, wenn auch traurige Gehilfin für die

Beiden war Roberts Krankheit, die, vielleicht durch die Erschütterung des Wiedersehens, zu heftigem Ausbruch kam. Es muß keine weibliche Ader in der Frau sein, in der nicht alle Liebeskraft erwacht, wo sie zu helfen, zu pflegen, zu trösten hat, und Robert war so rührend glücklich in Luciens Pflege nach der langen Einsamkeit, und sie so froh, so befriedigt im Gefühl eines Berufs. Die Krankheit schied die Gatten von aller Neugier und Zudringlichkeit der Außenwelt, nur der liebe, wohlthuende Besuch Pfarrer Raymunds, nur Lieschens glückseliges, gutes Gesicht belebten das stille Krankenzimmer. Es kamen bessere Tage, ruhige Stunden für gemeinsame Lektüre, Tage tiefer Ruhe, wo für den Genesenden das bloße Dasein Genuß ist, die köstliche Zeit wiedererwachenden Lebens, wo das Herz so weich und offen ist für jeden guten Eindruck, wo es nicht schwer scheint, ein neues Leben neu zu beginnen.

Selbst die Welt, die man überhaupt für ungerechter hält als sie ist, erzeigte sich nicht so schlimm. Was man auch in der Stadt zuvor von der abwesenden Gemahlin des neuen Landrichters gesagt und geflüstert hatte; — nun man zuerst von ihr hörte, als der treuen, aufopfernden Pflegerin ihres Gatten, sie allmälig kennen lernte, freundlich, natürlich und anspruchslos, da fand sie lobende Anerkennung, und hätte bereitwillige Aufnahme in alle Kreise gefunden, mehr als in ihrem neuen Lebensplane lag.

Was Gott zusammengefügt, das hatte er wieder zusammengeführt.

Robert saß in dem Lehnstuhl, in dem Lucie ihn zuerst wiedergesehen; nicht mehr trübe und grämlich, ein befriedigtes, heiteres Lächeln spielte um sein noch bleiches Gesicht; durch die offenen Fenster wehte die köstliche Herbstluft den feinen Duft der Reseda vom Gärtchen, sein Auge aber sah nicht nach Bäumen und Blumen, es ruhte auf Lucien, seinem Weibe, die auf einem niedrigen Tabouret neben ihm saß und ihm vorlas; sie fürchtete nicht mehr, der Hoheit des Weibes etwas zu vergeben, sie hatte in freiwilliger Demuth diese Hoheit erst recht gefunden.

Sie las ihm aus dem Leben eines berühmten Mannes, eines ächten Mannes vor, wie sie, Gott sei Dank, jede Zeit noch bringt; und wie man sagt, die Luft unter Bäumen stärke die Gesundheit, so wirkte auch hier der geistige Lebensodem eines in Gott starken und reichen Geistes kräftigend und belebend auf Roberts Seele.

Noch eine Zuhörerin war die dritte in dem kleinen Kreis, die aber, als noch viel glücklichere Zuschauerin, mit leuchtenden Augen das wiedererstandene Glück ihrer Kinder betrachtete. Es war die Mutter, die lange bei ihren andern Kindern zurückgehalten, endlich zu ihrer Lucie hatte eilen können, die selbst in der ersten Zeit lieber allein mit Robert sein wollte.

Roberts freundliche Augen begegneten denen der Mutter. „Ach Gott Lob und Dank, Kinder, daß ihr wieder glücklich beisammen seid," sagte sie endlich freudeweinend; „aber," fügte sie etwas naiv in plötzlicher Besorgniß hinzu: „Kinder, hält's denn auch?"

Robert mußte lachen, trotz aller Bewegung; einmal wieder sein altes Lachen, ja, „hält's auch?" hatte er sich freilich schon manchmal in der Stille gefragt, wenn er mit wahrer Scheu wieder an die Rückkehr in's Alltagsleben gedacht hatte; „hält's auch?" Das war wohl auch Luciens leise Besorgniß, wenn sie an ihr eigen trotzig und verzagtes Herz, an die tausend Störungen gedacht, die das Erstemal ihr Glück untergraben; aber sie baute nicht mehr auf dieß eigne Herz und auf ihre jungen Träume von Glück, und wenn sie sich als Wahlspruch die Worte nahm:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht,

so wußte sie wohl, wessen Hilfe sie bedurfte, um nach diesem Wahlspruch leben zu können. Darum, als Robert ihr lächelnd die Hand entgegenstreckte mit der Frage: „hält's auch?" schlug sie freudig ein und sagte zuversichtlich: „es hält!"

Und es hat gehalten. Nicht in einem Zustande ungetrübter Seligkeit und idyllischen Glückes, aber in dem treuen, ernsten, gesunden Streben von zwei Herzen, die den rechten Urgrund alles Glückes erkannt haben. Der unendliche Reichthum der ewigen Liebe zeigt sich am schönsten im Vergeben; sollte irdische Liebe glauben, daß eine Zeit für sie kommt, wo nichts mehr zu vergeben wäre? Aber zwei Herzen, die jeden Abend das innige Bedürfniß fühlen, ihren Frieden mit Gott zu erneuern, können sich von einander auch nie zu weit entfernen.

Lucie hatte in der letzten Zeit den Geist, so zu sagen, so mit Löffeln gegessen, daß sie ihrem Mann leicht verzeihen konnte, daß er nicht geistvoll war; schwer aber wäre ihr geworden in dem, den sie jetzt von Herzen gern als ihren Herrn lieben und verehren wollte, die alte Flachheit und Leere wieder zu finden. Aber auch Robert hatte die Träber eines geist- und gemüthlosen Alltagstreibens satt bekommen, sein eigenes Bedürfniß und sein männliches Selbstgefühl trieb ihn, seiner Frau etwas von dem daheim bieten zu können, was sie in der Fremde gesucht. Und zu seinem Erstaunen fand er, daß es mit dem Wissen einer Frau selten so gefährlich steht als es aussieht, daß Lucie immerhin noch von ihm lernen könne; diese Erfahrung half viel, sehr viel dazu, die Beiden vollends in's rechte Verhältniß zu einander zu bringen.

Luciens etwas künstlich gesteigerter Erfolg in der Welt war nun freilich von kurzer Blüthe und ging bald zu Grabe, das aber kümmerte sie beide nicht schwer.

Wie Robert sich entschlossen hatte, trotz seiner angebornen Bequemlichkeit aufwärts zu steigen, über das Gebiet des Alltagsverkehrs, so hatte Lucie sich gern entschlossen, herabzugehen, und siehe, — die Arbeiten und Sorgen des Alltagslebens, die anspruchslosen Werke der Küche und Nadel, die sie in resignirtem Pflichtgefühl wieder auf sich nahm, gaben ihr eine niegeahnte Frische und Befriedigung, ein wahres Gefühl der Erlösung von der schweren Verpflichtung, den

ganzen Tag geistreich zu sein. Wenn sie so am Nähtisch saß, da kamen ihr erst wieder junge, frische Mädchengedanken und Poesie, wenn sie auch nicht in Maß und Form gegossen war; und wenn sie nach der schöpferischen Thätigkeit der Küche mit erglühten Wangen in's Zimmer kam und den Mann mit einer Leibspeise überrascht hatte, so saß sie mit einem Behagen an seiner Seite, das sie seit lange nicht empfunden, und schaute mit wahrem Genuß, fast mit einer Art von Dankbarkeit seinem sehr prosaischen Appetit zu. Die Abende, die je nach Belieben Lektüre, oder zwanglosem Geplauder oder gemeinsamen Studien gewidmet waren, hatten nun erst einen besondern Reiz.

Freilich erlitten Studien und Spaziergänge einige Unterbrechung, und Luciens Poesie nahm einen neuen Aufschwung, als ihr noch das unverhoffte Glück ward, einem unmüßigen kleinen Buben Wiegenliedchen singen zu dürfen, welche Wiegenliedchen ihren Gatten nun erst ganz und vollständig versöhnten mit ihrer Poesie.

Die Mutter erlebte noch den großen Trost einer Aussöhnung mit Onkel Wilhelm. Er kam einmal zu Besuch, und läßt sich heute noch nicht nehmen, daß er eigentlich das eheliche Verhältniß seiner Nichte hergestellt habe. „Ich allein habe sie gelehrt, ihre Stellung besser zu behaupten und ihrem Mann gehörig zu imponiren.“

Doktor Weker war noch so glücklich, eine Begleiterin nach Rügen zu finden; sie haben sich für literarische Berichte in die Gäste und Bewohner getheilt und schreiben ziemlich bissige Skizzen von da.

Emilie, das Waislein, lebt trotz ihrer eignen und der Mutter Bemühungen, noch in jungfräulicher Einsamkeit und entflieht eilig, wenn sie die alte Magd besucht, die immer mit dem Gruß eintritt: „Guten Tag, Fräulein Emilie, — immer noch ledig?“

Dank den Fortschritten der zahnärztlichen und Friseur-Kunst in unsern vorgeschrittenen Zeiten hat sich ihr äußerer Mensch bewundernswerth erhalten, und der Onkel fürchtete

fast, sie sei zu jung, als er sich auf Luciens Empfehlung entschloß, sie zur Haushälterin zu nehmen. Emiliens schmiegsames Wesen und ihre allseitige Brauchbarkeit sagen ihm übrigens vortrefflich zu. Auch ist Emilie, in der stillen Hoffnung, dereinst noch Frau Hofräthin zu werden, die aufmerksamste aller Haushälterinnen, und wird ganz sentimental, wenn sie davon spricht, wie schön es sei, einem würdigen Manne seinen Lebensabend zu erheitern. Wir wollen ihr diese Hoffnung nicht zerstören; wer weiß, was noch geschieht.

Das gute Lieschen ruht im Frieden. Im Tode noch hätte es ihr wohlgethan, die schöne Leichenrede zu hören, die Pfarrer Raymund seiner treuen Freundin hielt über den Text: „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Daheim.

Die Schwarzwälder Uhr schlug eben zehn; sie erhob dabei einen schrecklichen Lärm und konnte sich lange nicht zufrieden geben. Die Ursula, gemeinhin Urschele genannt, hinter dem Ofen, deren junge Augen trotz aller Anstrengung immer wieder zufielen, während die alten der Frau Verwalterin noch hell und wach waren, erhob sich bei dem Schlag, holte das schwarz gebundene Abendsegenbuch und legte es auf den Tisch vor ihre Herrin; die kurze Brille, Nasenklemmer genannt, bezeichnete den Tag, an dem man heute war. Die alte Frau aber schaute durch den einzigen halben Laden, der an dem wohlverwahrten Stübchen offen geblieben war, hinüber nach den noch hellen Fenstern eines Nachbarhauses. „Wir können noch nicht beten, Ursula," sagte sie; „zünd' dein Laternchen an und warte bei Frau Hofräthin, bis Martha kommt." — „Es wird nicht nöthig sein," stellte die schlaftrunkene Ursula vor, die gar nicht mehr verlangend war, die schöne Sternennacht zu genießen; „die Frau Hofräthin haben neulich gesagt, das Fräulein finde schon Begleitung auf dem kurzen Weg." — „Thu' was ich sag'," sagte die alte Frau; „du kannst noch schlafen genug, die Nacht ist lang; schwatz drüben mit der Line, dann vergeht dir der Schlaf. Und hörst du!" rief sie der verdrießlich Abtrollenden nach: „du brauchst nicht zu treiben, du wartest nur, bis die Andern auch gehen und Martha von selbst kommt."

Die alte Frau setzte sich wieder an's Nädchen und murmelte in halblautem Selbstgespräch, das sie sich in den vielen

einsamen Stunden ihres langen Wittwenstandes angewöhnt hatte: „Brauch keine galante Heimbegleitung für sie! — Einfältiges Kind, da fliegt sie jetzt herum und verbrennt sich die Flügel! Kann's nicht aufhalten, wird nicht daran sterben!" Und emsig schnurrte das Rädchen fort.

Ein steter, kräftiger Schritt ließ sich auf der Treppe hören, und unangeklopft nach alter Sitte, weil es Nacht war, trat ein Mann mittlerer Größe ein, in einen Biberüberrock eingeknöpft. — „Sie sind's, Herr Doktor? Woher so spät?" — „Von Thorwarts, ihr Kind liegt an der Brustentzündung," sagte der Doktor nach freundlichem Gruß; „will mein Licht anzünden, wenn Sie gütigst erlauben." Seit Herr Doktor Enchelmaier vor zehn Jahren als junger Unteramtsarzt hier im Hause eingezogen war, hatte er jeden Abend sein Licht bei der Frau Verwalterin angezündet, da die edle Erfindung der Zündhölzer noch nicht in's Leben getreten war, und jeder Abend hatte ein neues Siegel auf ihre Freundschaft gedrückt und ihren Respekt vor einander befestigt, mochte nun der Doktor nur flüchtig gute Nacht sagen, oder einen Stuhl nehmen und noch ein Viertelstündchen mit der alten heitern Frau verplaudern.

„Sie sind allein, Frau Verwalterin?" fragte er, indem er sich im Zimmer umsah; „die Jugend schon zur Ruh?" — „Ach nein, meine Kleine ist noch drüben bei der Hofräthin. Dort sind sie ja gegenwärtig wie von der Kette mit Plaisir, seit der fremde Mensch hier ist. Ursula ist hinüber, sie zu holen. Brauchen Sie nichts für das kranke Kind? etwas Saft?" — „Vielleicht bitt' ich morgen darum, diese Nacht wird's ruhig bleiben. Gute Nacht, Frau Verwalterin." — „Gute Nacht, Herr Doktor."

„Ein charmanter Mann der Doktor, immer auf dem Platz!" Das war das einzige Selbstgespräch der alten Frau, während das Rädchen einförmig weiter schnurrte. Endlich hörte sie drüben die Hausthüre klinken und vernahm durch die stille Nacht die heiter plaudernde Stimme der Kleinen. Sollte sie mit Ursula so eifrig reden? Unten ging die Hausthür, und während Ursula noch am Schloß drehte, flog

schon Martha die Treppe herauf, warf den warmen Shawl und das wollene Häubchen ab, und mit einem muntern: „Grüß Gott, Großmutter! Gelt, ich komm' spät?" bot sie der alten Frau die blühenden Wangen zum Kuß, die, köstlich angehaucht von der frischen Winterluft, wie Sammtrosen glühten.

„Nun, nun, nicht so rasch!" meinte die alte Frau mit geheimem Wohlgefallen an dem frischen Kinde, „fein sachte! Hast mit deinem Tuch Urscheles Kunkel umgeworfen. Spät genug ist's. Nur ordentlich ruhig! Wir wollen zu Nacht beten."

Ursula hatte sich auch eingefunden, und in andächtiger Stille lauschten die Mädchen dem Abendsegen, den die alte Frau las. Ob Marthas Gedanken so ganz dabei waren, das ließ sich nicht so leicht entscheiden.

Das Buch war geschlossen, Ursula hatte, mit der Wärmflasche bewaffnet, sehnsüchtig ihr Kämmerlein aufgesucht, die Augen der Kleinen aber waren noch gar hell; die alte Frau konnte nicht so grausam sein, sie zu Bett zu schicken, ehe sie noch einen Bericht von ihr gehört. „Nun, ist's schön gewesen?" — „Großmutter, ich kann dir gar nicht sagen, wie schön. Wir haben gesungen und gespielt, auch ein wenig getanzt; es war gar zu schön!" — „So? wer war denn da?" — „Nun, viel junge Leute, die Mädchen vom Haus natürlich, Schettler und der Aktuar und Müller —" — „Sonst niemand?" — „Ach ja, der Felsen, weißt du, der junge Mann mit dem Proceß, ein Norddeutscher; ich hätt' ihn fast vergessen."

Der, den ein Mädchen nach einem gewissen Zögern zuletzt nennt, der ist allzeit der Gefährliche, darauf könnt ihr zählen. — Martha hatte eine Menge dürrer Blättchen an der Großmutter Geraniumstock abzuzupfen. — „So, und wer hat dich heimgeführt?" — „Mich? Niemand, das heißt, Herr Felsen ging zufällig auch heim und hat den kleinen Umweg mitgemacht; der Weg sei so schlüpfrig, meinte er." — „So, so, und da bist du nicht ausgeglitten?" sagte die alte Frau in komisch trockenem Ton. — „Nein, wir sind ge-

schliffen," sagte Martha lachend; „es ging so geschwind." — „Nun gut, zünd' nur dein Lichtchen an; gute Nacht!" — „Gute Nacht, Großmutter, aber du bist doch nicht böse, daß ich so spät gekommen? Es wäre doch sehr unschicklich gewesen, wenn ich zuerst aufgebrochen wäre." — „Höchst unschicklich," sagte die Großmutter in demselben ernsthaften Ton, der Martha doch ein klein wenig verwirrte. — „Und bei dir ist gewiß der Herr Doktor gewesen, daß du nicht allein warst," sagte Martha beruhigend. — „Nicht lang, er kam von einem kranken Kind." — „Das ist ja ganz schön," meinte Martha zerstreut. „Gute Nacht, Großmutter!" Und sie küßte und drückte die alte Großmutter so heftig, daß diese sich los machen mußte und kopfschüttelnd vor sich hin murmelte: „Gilt's mir, oder gilt es dir?" als die Kleine trällernd den Gang in ihr Stübchen hinüber ging.

Das war ein wunderbares Stübchen; Martha wenigstens meinte, ein solches sei noch nie dagewesen. Tapeten hatte es nicht, aber die weiße Wand stach recht hübsch ab von der dunkelbraunen, seltsam geschnitzten Zimmerthür. Es hatte einen großen alterthümlichen Kachelofen, der niemals geheizt wurde, da das eine furchtbare Holzverschwendung gewesen wäre; um so besser konnte ihn Martha zu einer Art von Etagère benützen und auf seinem breiten Kranz alle Raritäten aufstellen, die sie von frühen Kinderjahren her gesammelt hatte: den schlanken Blumentopf von Marienglas mit einem Vergißmeinnichtkranz, unter dem zu besserer Verdeutlichung die Inschrift stand: „Vergiehß mein nicht!" eine kunstvolle Urne von geschnitztem Elfenbein, die Nadelbüchse, Stecknadelkissen, Nähkissen und Fingerhutbehälter in Einer Person vorstellte und zu einem so unbrauchbar war wie zum andern; ein hübsches Lesepult mit aufgeklebten Bildern, und noch eine Menge niedlicher Kleinigkeiten, die sich auf dem schwarzem Grund des Ofens nicht viel schlimmer ausnahmen als auf einem Spiegeltisch. Einen Toilettentisch hatte sie sich mit einem alten gestickten Mousselinrock der Großmutter garnirt, und solchen kecker Weise mit dem Rosaseidentuch gefüttert, unter dem ihr Papa und der Onkel Philipp selig

zur Taufe getragen worden waren, aus lauter Pietät, wie sie der scheltenden Großmutter versicherte, um so das werthe Andenken immer vor Augen zu haben.

Mit Blumenkultur konnte sie sich hier nicht viel befassen, die Pflanzen wären im Winter erfroren; dafür hatte ihr die Großmutter einen Blumentopf mit Astern und ein Pomeranzenbäumchen, beide von farbiger Wolle, geschenkt, die sie von einem reisenden Schauspieler gegen ein Reisegeld zum Präsent erhalten hatte. Ferner schmückte ihr Boudoir ein altes Tischchen mit Bocksfüßen, auf dem sich ein kunstvoller Schreibzeug mit einem porzellanenen Tiroler befand, so wie schön bemaltes Briefpapier und allerlei zierliche Körbchen zu keinerlei Gebrauch. Die Schieblade des Bocksfüßigen schloß mit einer Feder und verwahrte Marthas Tagebuch, ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß für jedermann. Die weißen Wände schmückte ein ehrwürdiges Familiengemälde, das Marthas verstorbene Eltern in einer Gartenlaube vorstellte, und Martha als Kind, stand in rührender Unschuld, mit einem hölzernen Hemdlein bekleidet und mit einem steifen Röslein in der Hand, mitten darin. Sie hatte auch andere verschollene Familienbilder wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und zu Ehren gebracht; aber die alten Urähnen schauten entsetzlich langweilig herab auf ihr blühendes Enkelkind. Weitere herzbewegliche Bilder hatte ihr die Großmutter gestiftet, als sie dem ungestümen Kind auf sein Drängen ein eigenes Zimmer verwilligte: Altäre mit Thränenkrügen, von Trauerweiden beschattet, darüber hingebeugt Jungfrauen mit aufgelösten Haaren, und eine haarsträubende Darstellung von Bürgers Leonore. Als Toilettenspiegel benützte Martha eine besondere Rarität, die sie bei der Großmutter aufgefunden, einen Spiegel, darauf ein Todtenkopf gemalt war und daneben eine entblätterte Rose. Man fürchtet selten den Gedanken des Todes, wenn man jung ist und gesund, und Marthas rosiges Gesicht nahm sich gar nicht übel aus neben dem grinsenden Schädel.

Sie hatte sich mit Hülfe ihrer allerbesten Freundin

grüne Gewinde von künstlichem Epheu gemacht und diese an Fenstern und Wänden leicht herumgezogen. Das gab den alten Herrlichkeiten ein frisches junges Ansehen, und es war, als ob die süßen, traulichen Mädchengedanken, die kindlichen Gebete und die frommen Vorsätze, die alle in diesem stillen Raum erwachten, einen heimlichen, anmuthigen Hauch über das alte Gemach gegossen hätten.

Auch heute wieder überströmte der ganze wunderbare Reiz der Einsamkeit Marthas junge Seele, als sie die Thüre schloß und ihre Lampe auf den Tisch stellte. Er hatte sie heimbegleitet! zum erstenmal! Hatte er es wohl nicht übel genommen, daß sie seinen Arm nicht angenommen? Gewiß nicht, er hatte mit so weicher, tiefer Stimme gesagt: „Gute Nacht, Fräulein, süße Träume!“ Wer hatte ihr je so schön gute Nacht gesagt? Für die süßen Träume durfte er freilich nicht sorgen, die kamen von selbst. Martha freute sich jede Nacht auf ihre Träume; sie waren so bunt, so mannigfaltig, sie mußte sich oft am Morgen besinnen, was Traum und was Wahrheit gewesen. Heute aber konnte ihr Traum unmöglich so schön sein, wie das Wachen gewesen.

Die Großmutter drüben in ihrer alten Himmelbettlade mit gestreiften Vorhängen lag noch lange wach; sie hatte nicht mehr den festen Schlaf der Jugend, aber die einsamen Nächte wurden ihr doch nicht lang. Sie dachte recht mit Wehmuth an das glückselige Gesicht mit den strahlenden Augen, das eben von ihr geschieden. „Werden auch noch trüb brennen, die hellen Lichter!“ seufzte sie leise, aber sie faßte sich, indem sie Lust und Leid der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ, und sie schloß ihre Betrachtungen mit der stillen Bitte:

„Mein Vater, führ' uns immerdar
Nur selig, wenn auch wunderbar!“

Was war das für ein wundersames, begebenheitsreiches Leben, das Martha diesen Winter führte! Der nächste Tag war nur ein ganz ordinärer Wochentag, und doch erlebte sie

wieder so viel! Am frühen Morgen rüstete sie draußen den Kaffee und die Ahne mußte lachen, als sie sie singen hörte:

„Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht."

Nun, kalt war's wenigstens und Licht brannte auch noch, da war der Anachronismus schon zu entschuldigen. Es wäre Martha auch gar nicht darauf angekommen, ein Frühlingslied anzustimmen, obgleich's mitten im eiskalten Januar war; aber sie sang vor der Hand nur:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimlich stille Liebe, die niemand nicht weiß."

und schwieg beschämt, als Ursula, die in der Küche Schuhe putzte, trocken bemerkte: „Das singen gerade die ledigen Bursche auch."

Der Kaffee war indessen unter lauter Gesang ganz gut gerathen; und als Martha am alten geschnitzten Tisch saß mit der Großmama, fragte sie: „Großmutter, hast du auch solche Tage, wo du meinst, es müsse etwas ganz Besonderes geschehen?" Die Großmutter sah lachend in die strahlenden blauen Kinderaugen und meinte: „Das just nicht, ich bin recht froh, wenn nichts Besonderes geschieht; es ist einem am wohlsten, wenn alles beim Alten bleibt." — „Ja, ich meine nichts Betrübtes, etwas Gutes und Schönes." — „Natürlich!" sagte lächelnd die Großmutter, ich glaube, dir kommt's jetzt alle Tage so vor; nur will ich dir sagen: etwas Besonderes geschieht immer nur, wenn man am wenigsten daran denkt."

Ehe sich Martha an die Arbeit setzte, mußte sie doch hinüberschauen nach Hofraths Haus. Richtig, an Annas Fenster flatterte ein rothes Tuch; dies war das Zeichen, daß es heute einen Spaziergang auf's Eis gab. Welch' gloriose Aussicht! Nun mußte die Arbeit flink von statten gehen. Etwas lang war freilich der Vormittag, beim Kochen aber verging die Zeit rascher als am Nähtisch, und wenn sie der Schwarzwälderuhr in das breite, gutmüthige Antlitz

schaute, so wurde sie manchmal mit einer späteren Viertelstunde überrascht, als sie gehofft.

Der Doktor kam, bevor er ausging, und bat um etwas Himbeersaft für das kranke Kind. Allzeit bereit, und froh jeder Unterbrechung, die den Vormittag kürzen half, hüpfte Martha hinaus. Der Doktor schaute wie mit stiller Frage in das fröhliche Gesicht und ging mit freundlichem Dank. Die Großmutter beklagte die arme Thorwartin, wenn sie das einzige Kind verlieren sollte. „Ach ja," seufzte Martha nach, aber es war ein etwas heuchlerischer Seufzer, auch war ihr wirklich kaum zuzumuthen, daß ihr glückliches junges Herz Raum haben sollte für das Kreuz der Thorwartin.

Endlich schlug doch die Uhr zwölf. Es kam Martha als eine rechte Zumuthung vor, heute zu Mittag essen zu müssen; sie war so gar nicht hungrig. Ehe sie auftrug, hörte sie an der Treppe leise ihren Namen rufen. Der Doktor stand unten und winkte sie herab. Was konnte der so im Geheimniß wollen? „Liebe Martha," sagte er athemlos, „Sie haben mir Mostliqueur statt Himbeersaft gegeben; man hätte fast das Kind damit umgebracht, wenn ich's nicht bemerkt hätte. Tauschen Sie mir's doch geschwind aus, die Großmutter könnte böse werden." — „Freilich, freilich," flüsterte Martha, die wohl wußte, daß die sonst so nachsichtige Großmutter in solchen Dingen keinen Spaß verstand. „O, sie würde so ärgerlich, daß ich nimmer den Muth hätte, sie um Erlaubniß zum Spaziergang zu bitten, und ich ginge doch so gern!" Und sie eilte, den Mißgriff gut zu machen. Die Großmutter aber hörte doch, daß draußen etwas vorging; sie kam heraus und sah den harrenden Doktor unten an der Treppe stehen, während die schlaue Martha schleunig das fatale Fläschchen in ihre tiefe Kleidertasche schob. „Was thun denn Sie da unten, Herr Doktor?" rief die alte Frau. — „Ach, verzeihen Sie," sagte der gesetzte Mann, dunkelroth und verlegen, wie ein Schulknabe, „ich hatte eine Bitte an Martha; das arme, kleine, kranke Mädchen hat gar kein Spielzeug, da wollt' ich Martha um eine alte Puppe für sie bitten."

Für eine erste Lüge war sie dem Doktor gar nicht übel gelungen; er erschrack selbst über dieses gefährliche Talent, das er heute zum erstenmal an sich entdeckte. Martha aber in ihres Herzens Dankbarkeit und in kindischer Lust an Schelmenstreichen holte in Eile aus ihrem Schatz ihre schöne Amalie, der sie vor einem halben Jahr noch eigenhändig einen neuen Hut verfertigt und die sie bis jetzt sehr hoch gehalten hatte, und prakticirte mit ihr glücklich und unbemerkt das Fläschchen in des Doktors Tasche.

„Ei, das hätte jetzt auch nicht so pressirt," brummte die alte Frau bei der erkalteten Suppe. „Wenn das Mädchen so krank ist, braucht sie keine Puppe; zu meiner Zeit hat's auch gute Leute gegeben, habe aber nie gehört, daß die Doktoren den Kranken noch Spielzeug mitbringen."

Die Tafel war abgedeckt und listig begann Martha: „Machst du heut einen Spaziergang, Großmutter?" — „Ich möchte schon einmal wieder an die Luft," meinte diese, „aber es wird sehr glatt sein." — „Ja, es scheint äußerst schlüpfrig," bemerkte Martha sachkundig, indem sie auf die Straße hinunter sah; „die Milchfrau ist heute früh gefallen." — „Nun, da wollen wir lieber hübsch daheim bleiben." — „Wenn mich," begann Martha zögernd, „die Hofrathsmädchen zum Spaziergang abholen wollten, erlaubst du es?" — „Hab' nichts dagegen; meine Mutter zwar hätte mich schön angelassen, wenn ich am hellen Werktag hätte spazieren gehen wollen, aber ich weiß wohl, die Mode ist jetzt anders. Geh immerhin; zieh dich warm an."

Noch einmal hatte die Großmutter zu brummen über den blauen Seidenhut, den das hoffärtige Kind auch am hellen Werktag aufgesetzt. Nun kamen aber die drei Hofrathstöchter, um Martha abzuholen, mit solchem Geräusch und solchem Gekicher und solchem Geplauder, daß der alten Frau angst und bange wurde, und sie froh war, als die alte Ruhe wieder in ihrem Stübchen hergestellt war. Wohlgefällig hörte sie Ursula's Bemerkung: „die Unser' ist doch die Schönst'," und sah dem jungen Blut nach, wie sie fröhlich trippelnd die beschneite Straße hinauszogen.

Auf's Eis! Das war in diesem Winter ein Zauberwort für die Jugend der kleinen Stadt. Der Fluß, der den Reiz und den Stolz derselben ausmachte, war so fest gefroren wie noch nie. Wie ein riesiger Spiegel lag schimmernd im Sonnenschein die leicht beschneite Eisfläche. In Mäntel und Boas eingehüllt, in rosenrothen Hüten und himmelblauen Hüten, mit grünen Schleiern, und blauen Schleiern, und weißen Schleiern, sammelte sich allmälig die junge Damenwelt am Ufer, oder probirte die schüchternen Füßchen auf dem Eis; junge Herren mit Schlittschuhen tummelten sich bereits auf dem Fluß, schoben kleine Stuhlschlitten an's Ufer und luden die erkorene Dame ein, Platz zu nehmen. Die Spannung, wer wohl aufgefordert werde, war hier noch größer als auf einem Ball. Etwas schüchtern unter den Fittigen der Hofrathstöchter nahte auch Martha dem Eise. Und siehe, Felsens schlanke Gestalt, in einen kleidsamen Pelzrock gehüllt, schob ihr, ihr vor Allen, den elegantesten Schlitten entgegen, den er erbeutet. Erröthend setzte sie sich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geschoben, schneller als ein Gedanke, durch die frische, klare Winterluft im kalten, hellen Sonnenschein hinaus, hinaus, als ging's weit in alle blaue Ferne hinein. Das war eine Herrlichkeit! Bedeutsame Worte waren es eben nicht, die sie mit ihrem Ritter wechselte, leichte Fragen, rasche Antworten zurückgeworfen; aber es war eben alles Lust und Freude, ein angenehmes Grauen beim Gedanken an die gefährliche Tiefe, über die sie hinglitten, ein frisches, schwellendes Vollgefühl der Jugend und des Lebens. „Aber wir sind zu weit!“ rief Martha ängstlich, „dort rauscht schon das Wehr!“ — „Fürchten Sie sich vor dem Sterben, Fräulein?“ — „Ach nein!“ sagte Martha unschuldig, „aber heut eben kommt mir das Leben so schön vor.“ — Ein Siegerlächeln flog über die feinen Züge des jungen Mannes, der mit rascher Wendung den Schlitten drehte und zu dem allgemeinen Tummelplatz zurück flog.

Auf der Hauptfläche war ein gar fröhliches Treiben und Drängen. Die Federhüte der Hofrathstöchter nahmen sich am glänzendsten aus; Damen, die nicht in Schlitten geführt

wurden, versuchten sich im Schleifen und waren außerordentlich heiter und scherzhaft unter einander, um den leisen Verdruß zu verbergen; dort glitten in den graziösesten Schwingungen die jungen Männer umher und versuchten sogar Namenszüge in's Eis zu ziehen. Solche Herrlichkeit hatte Martha früher nur in ihrem Bilderbuch unter der Rubrik „Winter" gesehen. Felsen war es, das fremde Meteor, der dieses ritterliche Vergnügen eingeführt, der auf eigene Kosten die Stuhlschlitten bestellt und die männliche Jugend der Stadt zu einer Liebenswürdigkeit veranlaßt hatte, über die sie selbst ebenso erstaunt als vergnügt war.

Wer war denn diese leuchtende Erscheinung? Ein junger Mann vom fernen Ausland, das heißt, aus einem wohl zwanzig, dreißig Meilen entlegenen deutschen Ländchen, der einen weitläufigen Erbschaftsprozeß führte und sich hier aufhielt, um genealogische Forschungen über verschollene Vorfahren anzustellen. Da seine Zeit, wie es schien, zu seiner freien Verfügung stand, so hielt er sich in der gastlichen Stadt Pappelburg länger auf als er beabsichtigt, und die Frau Hofräthin, die seit Jahren schon sich abquälte, die Geselligkeit zu heben, war selig froh, in dem gewandten, vornehm aussehenden Sohn einer Jugendfreundin einen solchen Hebel zu finden.

Die Frau Hofräthin, die Sonne von Pappelburg, bewohnte mit drei Töchtern ein eigenes Haus. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß es auch einen Herrn Hofrath gab, mit dem man nach Tisch Domino spielte und der im Garten spazieren ging. Welchen Hof er einst berathen, war nicht zu entdecken: er war von Natur ein Apotheker, und das stattliche Haus, das nun seine Frau beherrschte, war seines Vaters, eines Kaufmanns, Eigenthum gewesen. Noch als Gehülfe hatte er das große Loos gewonnen, hatte an unbekannten Stätten den Hofrathstitel und seine Frau erbeutet und lebte unter ihren Fittigen in geheimnißvollem Nichtsthun seit langen Jahren.

Die Frau Hofräthin war unermüdlich besorgt für das Vergnügen junger Leute. Martha war die beste Herzens-

freundin ihrer jüngsten Tochter Anna, und da sie großes Mitleid hatte mit dem armen Kind, das, wie sie meinte, bei der alten Frau verkümmerte, so ließ sie sie so viel wie möglich Theil nehmen an allen Vergnügungen, die ihre Töchter genossen. Sie zeigte darin große Gutmüthigkeit, denn Martha war zwar minder elegant und gebildet, aber viel hübscher als ihre Töchter. Sie war überhaupt der Liebling des Hauses, sogar der Papa hatte einmal mit ihr gesprochen, und selbst Charlotte, die Aelteste, die ein wenig aussah wie ein Zeug, der schon gewendet ist, streichelte ihr oft wohlwollend die rothen Wangen.

Noch war die fröhliche Gesellschaft in vollster Lust, als der Doktor, den sein Weg am Fluß hin führte, in eifrigem Geschäftsschritt vorbeiging. „Wohin so schnell, Herr Doktor?" rief die gesprächige Hofräthin. — „Zu Patienten," war die kurze Antwort. Er warf einen Blick auf die blanke, bunt besäete Eisfläche und ging seines Weges weiter. Martha hatte ihn flüchtig gegrüßt; warum ihm ein Ausbruch lauten Gelächters nachfolgte, wußte sie nicht, bis Anna rief: „Aber um Gotteswillen, Martha, das ist ja deine Amalie!" Wahrhaftig, aus der Tasche des Biberrocks hatte sich der Kopf der gefangenen Puppe heraufgeschoben, und bei jedem Schritt nickte ihr schönes, einfältiges Gesicht im Rosahut den Beschauern zu. „Was ist das für ein verdächtiges Liebespfand, Fräulein Martha?" fragte Felsen, königlich amüsirt, Martha aber riß sich los und flog eilenden Fußes dem Doktor nach, der sich erstaunt umsah, als er ihre Hand in seiner Tasche fühlte. „Die Puppe, Herr Doktor, die Puppe!" rief sie mit ihrem letzten Athem. — „Ja so," sagte er lächelnd und etwas verlegen, „ich wußte nicht mehr, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft veranlaßt hatte," und schob die naseweise Kreatur tief in die Tasche zurück. „Die Freude wird die Kleine halb gesund machen; viel Vergnügen, Martha; erkälten Sie sich nicht, Sie sind echauffirt." Martha mußte viel leiden von den Herren, die die geheimnißvolle Geschichte von der geraubten Schönen wissen wollten; aber sie hatte doch nicht zugeben können, daß der gute Freund ihrer Großmutter zum Gelächter wurde.

Den fröhlichen Tagen folgten stille Abende, wo die Großmutter, Martha und Ursula im Trio spannen. Es kam Martha viel romantischer und mittelalterlicher vor, an der Spindel zu spinnen als am Rädchen, und sie nahm sich auch wirklich ganz hübsch aus an der zierlichen Kunkel mit dem himmelblauen Band, ihrer Lieblingsfarbe, und dem schön bemalten Netzschüsselchen, das ihr der Doktor einst zum Jahrmarkt gekauft hatte. Die Rädchen schnurrten, die Spindel surrte, sonst war alles still.

Martha begann mit Ursula ein Volslied zu singen:

„Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein Kleid. —
Ja, meine liebe Mutter, das ist mir nicht leid —"

und so fort, bis sie den Schlußreim

„Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein' Mann. —
Ja, ja, meine liebe Mutter, der 's Tanzen recht kann.'

mit hellem Lachen schloß.

„Ja, ja, so Einer wär' dir der beste!" sagte die Großmutter auch lachend. — „Großmutter," begann Martha nach einer Pause, „das war doch hübsch, wie du mir früher zum Spinnen so schöne Geschichten erzählt hast; du erzählst mir gar nichts mehr." — „Du einfältiges Kind! Wer wird so einem großen alten Ding noch Geschichten erzählen!" — „Ei, das kann man wohl, nur wieder ein bischen andere, als die von Hänsel und Grethel. Hör', Großmutter, wie hast du denn eigentlich den Großvater kennen gelernt?"

Die Großmutter lachte und sprach: „Nun, das ging einfach zu. Mein Vater selig war gar beliebt beim Karl Herzog, und wie dieser einmal bei ihm war, fragte er ihn: „Hat Er keinen Sohn, der zu Seinem Amtsnachfolger zu brauchen wäre?" — „Nein, Ew. Durchlaucht," sagte der Papa, „ich habe nur vier Töchter." — „Nun, so will ich Ihm ein taugliches Subjekt schicken, das sich zuvor schriftlich verpflichten soll, Seine älteste Tochter zu heirathen, damit Er ihn noch bei Seinen Lebzeiten zustutzen kann." — „Mich bei Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bedanken," sagte mein

Vater. Nachher erzählte er der Mutter, was der Herzog gesagt, wir Mädchen durften's nicht hören; unsere Kleine aber, die Gustel, ein gar naseweises Ding, horchte im Alkoven und erzählte uns wieder, daß der Herzog einen Mann für mich schicken wolle, denn ich war die Aelteste. Da fing ich aber an zu weinen, denn mir gefiel unser Substitut, der Herr Grundler, und ich wollte keinen Mann vom Herzog, aber der Grundler konnte als Substitut nicht heirathen. Meine zweite Schwester, die Heinerike, sagte gleich, sie wolle das Opfer werden und den Herzoglichen nehmen. Sie war gar hoffärtig und bildete sich, glaub' ich, einen Junker ein mit Band und Stern.

„Da faßte ich mir ein Herz und sagte es der Mama, und die Mama sagte es dem Papa und fragte ihn, ob denn nicht der Grundler auch ein taugliches Subjekt wäre. Der Papa hatte ihn lieb und schrieb an den Herzog, und dem Herzog war's auch recht, und so kamen wir glücklich zusammen. Die Heinerike aber hat lange mit mir getrutzt, daß sie wegen meiner keinen Herzoglichen kriegte, aber sie kriegte später den Pfarrer Schnepf und war besser daran." — „Und die andern Großtanten?" — „Die Ludovike nahm der Doktor Schnurrer und die kleine Gustel wurde Frau Oberamtmännin. Ja, ja, wir gingen weg, wie die neugebackenen Wecken; das war eine andere Zeit."

Martha lachte hell auf und fing an zu singen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm," und ihre Schelmenaugen glänzten hell hinüber zur Großmutter.

Am nächsten Abend hatte sich der Doktor früher eingefunden und behaglich bei der Großmutter niedergelassen. Martha mußte lachen, so oft sie ihn ansah, weil ihr allemal die Amalie einfiel, die sich so anmuthig aus seiner Tasche heraus verneigt hatte. „Was hast du denn immer zu lachen?" fragte endlich die Großmutter. — „Ei, Großmama, die schöne Geschichte ist mir wieder eingefallen vom tauglichen Subjekt, das du geheirathet hast." — „Du leichtfertiges Kind, sprich nicht so despektirlich von deinem eigenen, leiblichen Großvater!" — „Aber nicht wahr, Großmutter," begann Martha wieder ganz

gesetzt und ernsthaft, „das Verlieben war doch eigentlich noch nicht Mode zu deiner Zeit?“ — „So, meinst du?“ sagte die alte Frau, die das auf Ambition nahm, „nur gar zu sehr. Bedenkst du denn nicht, daß der Goethe, von dem sie großes Wesen machen, und der Schiller und der Bürger gerade in meiner Jugendzeit gelebt haben? Die haben auch ihre tauglichen Subjekte gehabt, mehr als nöthig! Und auch die andern ordinären Leute — o, ich könnte dir allerlei erzählen; ich kann dir nur sagen, es ist dazumal mehr bei der Verliebniß heraus gekommen als in unsern Tagen.“ — „Bitte, Großmutter, erzähle einmal etwas davon.“ — „Ja, ja, Frau Verwalterin,“ stimmte der schweigsame Doktor bei; „ich zünde dann mit Ihrer Erlaubniß meine Pfeife dazu an.“

„Nun, wenn's so gemeint ist,“ sagte die Großmutter, „muß ich mich erst noch recht besinnen. — Nun ja, als ich noch daheim war, wohnte nicht weit von uns ein adeliger Oberst, der hatte sechs Töchter, nicht eben schön, aber feine Fräulein, besonders Elma, die Jüngste. Hinter der Kaserne, wo der Oberst sein Quartier hatte, war ein Garten, an den der des Kaufmann Ringhard stieß. Das waren vermögliche Leute, aber gar still, so ein Bischen altbacken. Der Sohn war weit herum gekommen, in England und Hamburg und Bremen, war jetzt aber wieder daheim und wog Zucker und Kaffee aus in des Vaters Laden. Die schlanken Fräulein, wie sie so im Garten spazierten, oder stickten, oder Guitarre spielten, gefielen ihm gar wohl, die Elma aber am besten. Einmal faßte er sich ein Herz, ihr ein Bouquet über den Zaun hinüber anzubieten; auch erfuhr sie, daß er Englisch verstand, was sie so gern gelernt hätte. Kurz und gut, sie sprachen manchmal mit einander und immer lieber. Ihm aber kam das Fräulein so hoch vor, als ob sie am Himmel hinge, und er wagte kein Sterbenswort von seinem Attachement zu ihr; waren auch beide noch gar jung.

„Der Oberst kam in eine andere Garnison und wurde General; der alte Ringhard starb bald, nicht lange darauf seine Frau, und der junge Mann verkaufte den Laden. Es war ihm nicht mehr wohl im einsamen Haus und Garten,

und er hätte gern mehr von der Welt gesehen. So kam er weit herum und ließ sich's sauer werden, aber Gottes Segen war mit ihm, weil er seinem Vater so viel zu Liebe gethan. Nach zehn Jahren etwa war er Theilhaber an einem prächtigen Bankgeschäft in Hamburg, dessen Chef sein Vetter war. Fräulein Elma hatte er nicht vergessen, er schrieb an einen Freund in der Heimath und fragte, was aus der Familie geworden? Der antwortete ihm, der General sei gestorben, Vermögen habe er nicht hinterlassen, wohl aber Söhne mit Schulden. Eines der Fräulein sei an einen Offizier verheirathet, die andern hätten's mit dem Adel nicht mehr genau genommen; die Aelteste habe einen Doktor, die andere einen Pfarrer, von den drei jüngeren wisse er nichts zu sagen.

„Nun ging der Ringhard her, und schrieb an den Doktor, dessen Namen er wußte, und fragte ihn nach seiner Schwägerin Elma, ob sie noch lebe und wo sie sei. Der Doktor aber — ich habe ihn wohl gekannt — das war der allerzerstreuteste und vergeßlichste Mensch auf Gottes Erdboden. Seine erste Braut hatte ihn aufgegeben, weil er in Gedanken einmal ihren kleinen Finger genommen, um seine Pfeife damit zu stopfen. Man sagt ihm nach, er habe einmal Abends beim Auskleiden seinen Rock in's Bett gelegt und sich an den Nagel hängen wollen. Die Namen seiner Schwägerinnen konnte er nie behalten, und das war kein Wunder, denn da hieß eine Alma und eine Selma und eine Meta und eine Linda; weiß Gott, wo die Obristin den Unsinn zusammen gefunden. Wie ihn nun ein fremder Mensch auf einmal nach der Elma fragt, so meint er, es sei die Selma, und schreibt in der Eil' — er war immer in der Eil' —" — „Wie der Herr Doktor da!" warf Martha ein. — „Schreibt in der Eil', die sei schon seit drei Jahren verheirathet an den Pfarrer so und so, und vergißt nachher auch nur seiner Frau, die, glaub' ich, Minna hieß, etwas von der Anfrage zu sagen. So erfuhr die Elma kein Sterbenswörtchen von dieser Frage und lebte still für sich hin, hülfreich bei den Schwestern, wo man sie brauchte; sie war sanften und heitern Gemüths und sie blieb ein feines Fräulein, wenn auch kein junges mehr.

Bertha mit dem Kindlein noch an der Mutter Bett führte. „Das wird gut sein,“ meinte die Mutter mit wehmüthigem Lächeln, indem sie auf den großen Mädchenzug blickte, „ein anderer Reichthum wird ihr doch nicht zu Theil!“

„Einen andern braucht sie nicht,“ sagte der Vater freudig, küßte die verzagende Mutter, ehe er mit dem weißgeschmückten Heerdlein zur Kirche schritt, und legte ihr die Bibel auf's Bett. War es nun Zufall, war es Absicht des Vaters, sie schlug eben die schönen Worte der Bergpredigt auf: Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken 2c. Die Worte drangen ihr bis in's innerste Herz, es war, als ob sie sie heute zum erstenmal läse; auch ihre Seele wurde friedereich, lächelnd sah sie den zwei Kleinsten zu, die noch nicht zur Kirche gelassen werden konnten und am Boden spielten; und als ihre acht weißen Täubchen, die blühende Alwina an der Spitze, mit der kleinen Friederike aus der Kirche zurück kamen, da küßte sie das Kindlein viel inniger als zuvor, reichte ihrem Manne getrost die Hand und sagte leise: „Der Herr wird's versehen!“

Das Tauffest der kleinen Friederike blieb nun aber das letzte, ein zwölftes Täubchen kam nimmer auf den Pfarrhof geflogen, der Familienjammer verstummte allmählig und man ließ Pfarrers selbst zusehen, wie sie mit ihren elf Mädchen zurechtkommen werden; hie und da fiel es auch einer freigebigen Frau Pathin ein, ein abgelegtes Kleid in's Pfarrhaus zu schicken, namentlich galt das mädchenreiche Haus für einen vortrefflichen Ableiter für alte Hüte, woran es der guten Mama fast zu viel werden wollte.

Nun müßt ihr aber nicht glauben, der Pfarrer und seine Frau haben ihre Kinder geradezu für Lilien auf dem Felde angesehen, die da nicht arbeiten und nicht spinnen, und der himmlische Vater ernähret sie doch. Sie wußten wohl,

daß gerade darin die Menschenkinder reicher als die Blumen vom himmlischen Vater begabt worden sind, daß er ihnen zwei Arme und zwei Füße gab, mit denen sie sich ordentlich regen und rühren können um ihr täglich Brod. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für ein lebendiges Wesen und Treiben und Gewimmel in dem Pfarrhause war. Der Mädchensegen des Pfarrers war weit und breit bekannt worden; sein Landesherr selbst hatte ein Einsehen gehabt und ihm eine einträgliche Pfarre mit einem recht geräumigen Hause gegeben, so daß die elf Täublein doch Brod und Dach und Fach darin fanden.

Ich denke, wenn ihr sie alle ein wenig kennen lernen wollt, so ist's am Besten, ihr bringt einmal einen ganzen Tag mit mir im Pfarrhause zu, und sehet selbst, wie die elf Pfarrtöchter erzogen wurden.

* * *

Es ist eben ein schöner, sonnenklarer Septembermorgen; um halb 6 Uhr läutet der Vater das Morgenglöcklein zum erstenmal, um 6 Uhr erscheinen fix und fertig in reinlichem Morgenanzug Amalie und Anna. Die Erste ist für diese Woche Kuchimuz, die Zweite Aschenbrödel, — so heißen bei den Schwestern allemal die Zwei, die für Küche und Hausreinigung zu sorgen haben.

Während nun Amalie Feuer macht und das einfache Frühstück bereitet und Anna das große Zimmer lüftet und reinigt, geht's oben in den Stüblein der Mädchen schon recht lebendig her. In jedem der vier Zimmerchen, die die zehn Aeltern zusammen bewohnen, ist — die Kleinste schläft noch in der Eltern Zimmer — immer der Großen eine Kleine beigegeben, die sie zu besorgen und anzukleiden hat. Alwina, der Mutter geheime Räthin, jetzt neunzehn Jahr alt, hat sich

schon zu dieser begeben, um Haushaltungsangelegenheiten mit ihr zu besprechen, denn die gute Mutter ist nun, wie's die Mädchen nennen, pensionirt, sie selbst darf sich nimmer mit mühsamer Arbeit anstrengen, was ihre zarte Gesundheit auch nicht ertrüge; sie hat aber genug zu thun, bis sie denkt und sorgt für Alle. Die kleine sanfte Beate, die in aller Stille zuerst aufgestanden ist, hat sich schon zu Angelika geschlichen, die wegen ihres besonders zarten und feinen Aussehens und ihres etwas vornehmen Wesens die Prinzessin im Hause genannt wurde. Angelika war keine Freundin vom Frühaufstehen, und wenn Alwina, ihre Schlafgenossin, sie zweimal geweckt hatte, so legte sie erst noch zum drittenmal das Köpfchen hin. So kam sie oft zu spät, was ihr vom Vater, der wollte, daß die älteren Schwestern mit gutem Beispiel vorangehen sollten, schon manchen Verweis zugezogen hatte. Drum schlüpfte die freundliche Beate, wenn sie konnte, in ihr Zimmer, half ihr beim Anzug und Aufräumen, daß sie doch noch mit den andern zum Frühstück kam. Dafür war aber auch Beate der schönen, begabten Angelika besonders lieb, und erhielt manch liebliches Bildchen von ihrer kunstfertigen Hand, denn Angelika war eine geschickte Zeichnerin.

Um halb sieben tönte des Vaters Glocke zum zweitenmal, und nun eilte Groß und Klein die Treppe hinab. Gefehlt aber war's, wenn oben nicht alles in Ordnung verlassen wurde. Kuchimuz und Aschenbrödel hatten auch das Amt, die obern Stüblein zu untersuchen, und waren Betten und Zimmer nicht im Reinen, so traf die Schuldige zwei Tage lang das höchst unbeliebte Geschäft, die Schuhe zu putzen, das sonst nach Tagen abwechselte.

Nun versammelte sich alles in der großen hellen Wohnstube, da saß schon die Mutter mit dem Nesthäkchen Friederike; und es gab einen Jubel und Trubel bis „das Kind,

das Kleinsele, das Goldkäferlein“ und wie alle seine Beinamen hießen, jeder Schwester den Morgengruß und Kuß gegeben hatte.

Jetzt rief der Vater: still! und nahm die Bibel aus Beatens Händen, um daraus eine schöne kraftvolle Stelle zu lesen und mit einem kurzen herzlichen Gebete den Tag zu beginnen. Da war's so still und feierlich im Zimmer, selbst die Kleinste stand mäuschenstill neben der Mutter, die großen Augen unverwandt auf den Vater gerichtet.

Nach geendetem Gebet geht Amalie mit ihrer Gehülfin Anna ab; sie kommen zurück, jede mit einer dampfenden Schüssel Milchsuppe, die mit bestem Appetit von der Gesellschaft verzehrt wird, obgleich Bertha und die Prinzessin Angelika mit einiger Sehnsucht an den Kaffee denken, der an Sonntagen und Geburtsfesten aufgetischt wird. Vater und Mutter essen aber die Milchsuppe zufrieden mit, obgleich sie nicht wie diese von jung auf daran gewöhnt waren, darum findet es Groß und Klein natürlich. Der Vikar, seit drei Jahren der treue Gehülfe des Vaters im Amt und Unterricht der Kinder, der bekam freilich Kaffee, er wurde ihm aber auf's Zimmer gebracht. Während die Gesellschaft frühstückt, wollen wir sie etwas näher in's Auge fassen.

Oben neben der rüstigen kräftigen Gestalt des Vaters sitzt die Mutter, ein wenig bleich, ein wenig müde, aber mit liebevollem Lächeln den blühenden Kreis überschauend, ihr zur Seite das Nesthäkchen, d'rum müssen wir mit diesem anfangen. Das ist eben, wie alle zehn Schwestern versichern, das Kleinste, das Schönste, das Liebste, das Kind, das Allernettste, und es ist wahr, es ist ein herziges Dinglein, und hat sich wunderbarer Weise nicht verwöhnen lassen durch all die viele Liebe, mit der es überströmt wird.

Neben ihr sitzt Alwina, die Aelteste, ein recht blühendes

stattliches Mädchen mit hellen schwarzen Augen; sie ist, wie schon gesagt, der Mutter rechte Hand und steht sehr in Respekt bei den Geschwistern. Sie ist überall gewandt, die Küche aber ist nicht ihre Liebhaberei, darum vertauscht sie gern die Rolle des Kuchimuz mit Amalien, der das Kochen ihr Leben ist, und präsidirt dafür in der Nähstube.

Auch Angelika wird von der Küche häufig dispensirt, seit unter der Leitung des Vikars ihr Zeichentalent sich so ausgebildet, daß ihre Arbeiten von Kennern bewundert werden. Angelika ist wohl die Schönste der Schwestern, obwohl fast etwas zu zart, der Glanz ihrer himmelblauen Augen, das durchleuchtende Roth ihrer Wangen flößen Sorge für ihre Gesundheit ein; sie ist so bewundert und geliebt von den jüngern Schwestern, daß keine eifersüchtig wird, wenn bei Angelika die Mutter oft ein Auge zudrückt und von der strengen Geschäftsordnung etwas nachläßt.

Nun folgt der Kuchimuz Amalie, die Wangen stark geröthet vom Kochfeuer, eine etwas gedrungene Gestalt und ganz und gar keine Schönheit, aber so flink und rührig, daß es eine Freude ist, sie anzusehen. Amalie ist ein Küchengenie ersten Ranges, so jung sie ist, und von der Wassersuppe bis zur Manteltorte geräth alles unter ihrer Hand. Mehr als einmal schon ist des Herrn Doktors Equipage aus der Stadt vorgefahren, in der Amalie im Triumph abfuhr, umringt von Tortenmödeln und Bratpfannen, um bei einer Taufe oder sonstigem Familienfest die Direktion der Küche zu übernehmen. Dabei ist sie entschlossenen Charakters, und obgleich das Studiren nicht ihre Sache ist, führt sie doch eine gute Feder zu Familien- und Geschäftskorrespondenzen.

Auf Amalie folgt Agnes, groß und schlank, mit ziemlich dunklem Teint; von ihr wäre nicht viel zu sagen, da sie selbst nicht viel sagte, wenn sie nicht eine Stimme hätte wie

eine Nachtigall. Niemand würde diesem etwas unbeholfenen Wesen, diesem schüchternen Mund ansehen, welche Fülle herrlicher Töne ihm entquellen können. Die Agnes ist sehr ruhigen Gemüthes, „Zufriedenheit ist mein Vergnügen,“ singt ihr die lustige Alwina zu; sie kommt nur aus der Fassung, wenn Lottchen und Luise Privatstudien auf dem ohnehin geringen Piano treiben, oder wenn Anna, die eine äußerst unverdrossene Sängerin ist, gar zu falsch singt. Ihr höchster Wunsch, ihre liebste Hoffnung geht dahin, daß der Vater ein neues Klavier anschaffe, eine That, die aber noch auf's große Loos ausgesetzt ist. Bis jetzt hat sie ihre Studien nur beim Vater und Dorfschulmeister gemacht, nächsten Frühling aber darf sie zur Tante in die Residenz, um dort Stunden zu nehmen.

Die Anna, gegenwärtig Aschenbrödel, sieht gar nicht wie ein solches aus, sie ist ein äußerst appetitlich kleines Persönchen, ihre Schürze, die sie zu Ehren ihres Amtes trägt, ist wie frisch gefallener Schnee und einen staubigen Fleck auf einer Kommode sieht sie auf vierzig Schritte. Den Schwestern allen ist bang, wenn an Anna die Reihe der Zimmervisitation ist. Daneben ist sie Garteninspektorin, und obgleich jeder der größern Mädchen ihr Theil Arbeit im Garten angewiesen ist, so ist sie es doch vor allen, die lebt und webt unter den Blumen, Stauden und Gemüsen; beim ersten Sonnenblick im Februar zieht sie's schon hinaus in den Garten, ob noch nichts zu machen sei; die junge Anna verkehrt schon fast mit allen Pfarrfrauen der Nachbarschaft und ist in einem beständigen Austausch von Rosenablegern und Nelkenstöckchen begriffen.

Die vierzehnjährige Adelheid, Fräulein Allwissend, auch Büchergeier genannt, verspräche ein nettes Gesichtchen zu werden, wenn sie nicht ihr aufgeworfenes Näschen gar zu

keck in die Welt hinausstreckte. Adelheid hat nur eine Leidenschaft auf der Welt, lesen und immer lesen. Sie liest sitzend, stehend und gehend; in's Bett, zur Arbeit und auf Spaziergänge versucht sie Bücher zu schmuggeln, sie liest Kinderbücher, Romane und Weltgeschichte, Gutes und Schlechtes; nur an einer Abhandlung über das Pfandrecht, die ihr einmal in die Hände gefallen war, ist sie unterlegen. Der Mutter macht diese blinde Lesewuth viel Kummer, der Vater aber und der Vikar, deren talentvollste Schülerin sie ist, hoffen mit Gottes Hülfe diese Lesegier in Lernbegier umzuwandeln, und dann könnte noch etwas Rechtes aus der Adelheid werden.

Die stille unscheinbare Beate wird wohl ganz übersehen im Kreis der Schwestern, und doch vermißt man das Kind überall, wo es nicht ist. Nicht talentvoll, nicht in Geschäften gewandt, wie die Schwestern, ist dieß stille Kind doch der Segen des Hauses; sie hat ihr Herz früh zu der ewigen Heimath wenden lernen, darum ist sie auch ein guter Engel für ihre Heimath auf Erden. Adelheid und Beate sind die Lieblinge der kleinen Geschwister, wohl vor allem weil sie so schön zu erzählen wissen; aber wenn Adelheid alle Wunder der Tausend und einen Nacht vor ihrem staunenden Ohr vorüber geführt hat, so lauschen sie doch noch lieber den schönen, einfachen Bibelgeschichten, die Beate so lieblich, so ansprechend, so lebendig wieder gibt, als ob sie selbst sie mit erlebt hätte.

Die zwölfjährige Bertha ist ein zierliches, gewandtes Mädchen und hat schon eine fleißige und geschickte Hand, nur putzt sie sich gar zu gern und sieht so sehr oft in den Spiegel, daß zu fürchten ist, die leidige Eitelkeit werde ihre sonstigen guten Eigenschaften ersticken.

Lottchen und Luise, neun und acht Jahre alt, „die Un=

müße" genannt, sind ein paar wilde Dinger, etwas träg zum Lernen und zur Arbeit, stets bereit, wo es gilt, einen Unfug anzustellen, so daß die ältern Schwestern genug zu tadeln und zu klagen haben; gutmüthige Kinder übrigens, noch höchlich vergnügt mit den dreimal gewendeten alten Kleidern, die die ganze Tonleiter der Schwestern durchlaufen haben, und die ihnen Alwina noch mit rothen Litzen aufputzt.

Und nun wir die Schwestern kennen, so laßt uns vollends zusehen, wie sie ihr Tagewerk vollbringen. Wenn gefrühstückt ist, geht der Vater mit ein paar freundlich ermunternden Worten in sein Zimmer, Anna nimmt das Frühstückgeräth zum Reinigen fort, Alwina und die Mutter gehen in die Arbeitsstube, wo große Schneiderei begonnen ist, um Arbeit für Alle zuzurüsten, Amalie sorgt für die Küche und hilft Anna später im Garten, für die andern aber beginnen die Lehrstunden beim Vater und Vikar.

Der Vikar, ein sehr geschickter, talentvoller, junger Mann, war der sehr verehrte Lehrer der Mädchen und ein Lob und Tadel vom Herrn Vikar wog noch schwerer als selbst das vom Vater. Die Mädchen durften und sollten alles lernen, was den Kopf aufhellt und was für's Leben tauglich macht, wenn sie irgendwie Lust und Fähigkeit dazu hatten. Den Religionsunterricht, dem die Mutter und alle Mädchen beiwohnten, hatte sich der Vater allein vorbehalten, sonst theilten sich die Lehrstunden je nach den übrigen häuslichen Geschäften der Mädchen.

Die drei ältesten, von den jüngern die heiligen drei Könige genannt (Agnes war der Mohrenkönig), hatten nur noch französisch, englisch und Geschichtsstunde; Anna war stets vergnügt, wenn sie durch Geschäfte an den Lehrstunden

So oft sie in unsere Stadt kam, ging sie wieder in den alten Garten, wo sie in der Laubhütte englisch gelernt hatte. Ob der Ringhard noch lebe oder nicht, wußte sie nicht.

„Dieser aber konnte sie nicht vergessen und kam darüber nicht zum Heirathen. In Hamburg aber hatte er eine Landsmännin, eine verheirathete Frau. Der ging es, wie mir: ein lediger Mann, der heirathen könnte, kam ihr wie eine leere Kutsche vor, die wohin fährt, und wobei einen der gute leere Platz darin dauert. So wollte sie ihn denn zum Heirathen bewegen; er aber vertraute ihr an, wie er nur zu einer einzigen habe ein Herz fassen können, die für ihn verloren sei. Sie hatte die Familie des Generals auch gekannt, und es that ihr Leid um den Ringhard.

„Es war wohl zwei Jahre nach dem Brief des Doktors, da kam selbige Landsmännin zum Besuch in ihre alte Heimath. Sie wurde viel eingeladen und traf auch mit Fräulein Elma zusammen, die ihr in ihrem sanften, verständigen Wesen gar wohl gefiel. Als sie ihre nähere Bekanntschaft gemacht, sagte sie ihr einmal: „Ich kenne in Hamburg einen Landsmann von Ihnen, der ein recht treuer Freund Ihrer jüngsten Schwester ist." — „Ich bin die Jüngste meiner Schwestern," sagte Elma und wurde roth." — „So haben Sie einen Kaufmann Ringhard gekannt? — Elma wurde noch röther und erzählte manches von der Gartennachbarschaft ihrer jungen Jahre, so daß die gescheidte Frau schon merken konnte, was die Glocke geschlagen. Sie war aber mäuschenstill, denn mit solchen Affairen muß man gar delikat umgehen. Wie sie nun wieder in Hamburg war, erzählte sie alles dem Ringhard, wie nur die Alma und die Minna und die Selma und die Meta Männer hätten — die Linda war, glaub' ich, gestorben — die Elma aber sei noch daheim.

„Da ward der Kaufmann vor Freuden wie ein Jüngling; die gescheidte Frau aber sagte: „Sachte! wissen Sie auch, daß das Fräulein derweile zwölf Jahre älter geworden? Und in zwölf Jahren wird ein Mädchen weder jünger noch schöner." — „Und ich habe sie die zwölf Jahre in meinem Herzen getragen," rief der Ringhard, „da ist sie nicht alt geworden!

Wie sie ausgesehen, das schwebt mir noch vor wie ein Traum, aber wie sie ist, so sanft und so heiter und so sittsam und so fromm, das ist noch lebendig in meiner Seele und ich will sie lieb haben und behalten.“

„Bleib's dabei, der Ringhard hat die Elma geholt. Der war's wie ein Traum. Ich sage dir aber, wie sie am Altar stand, so schlank und züchtig, mit ihren stillen, frommen Augen, da war sie noch schön genug, und er muß es auch gedacht haben, so glückselig schaute er sie an. — Es ist ihnen recht gut gegangen; ihren eigenen Mädchen aber haben sie ordentliche Christennamen gegeben, damit es keine solche Verwechslung mehr gebe, denn nicht alle Mannsleute haben so getreue Herzen.

„Nun, Kleine,“ sagte die Großmutter eine Weile nachdem sie geendet hatte, „willst du heute wieder dazu tanzen?“ Martha schüttelte schweigend den Kopf, in ihren Augen standen helle Thränen. — Der Doktor blieb diesmal da, bis der Abendsegen gelesen war, dann sagte er gute Nacht.

Am nächsten Morgen wehte wieder eine rothe Flagge an Annas Fenster. Es mußte etwas Besonderes los sein; Martha hatte höchst nöthig, der Anna ein Stickmuster zu bringen, und sie verschwatzte sich darüber ziemlich lang. Eine Stunde, nachdem sie wieder daheim war, kam Anna herüber und da gab es ein neues Geflüster; auch war der Spaziergang nach Tisch wieder unerläßlich, obgleich das Wetter rauh und trüb war und das Eis nicht mehr sicher. Die Großmutter wurde etwas unmuthig über das viele Zusammenlaufen der Mädchen, doch wußte sie wohl, daß Martha nicht lange ein Geheimniß bei sich behalten konnte. Nach zwei Uhr aber rückte die alte Freundin der Großmama, Jungfer Jakobine, mit ihrer Kunkel an, welches angenehme Ereigniß alle vier Wochen wiederkehrte. Martha mußte einen Extrakaffee machen und den roth gewürfelten Teppich auflegen. Die alten Damen vergaßen gar bald in traulichem Gespräch die Geheimnisse der jungen Welt. Jungfer Jakobine war in den Bruder selig der Großmama verliebt gewesen, und das knüpfte ein unzer-

reißbares Band zwischen ihnen. Jetzt waren freilich die romantischen Ideen längst begraben und tauchten nur selten an besondern Tagen auf; es waren meist reelle Gegenstände, die sie beschäftigten und unterhielten.

Gar leicht wandte sich ihre Unterhaltung auf's Kochen, und so einfach und frugal die zwei alten Damen für sich lebten, mit so vielem Genuß besprachen sie die Leckerbissen, die sie in früheren Tagen bereitet. Wenn Jungfer Jakobine von den Müßlein erzählte, die einst ihrem Bruder, dem Amtmann, so geschmeckt, so beschrieb die Großmutter die Süpplein, mit denen sie ihren Mann, den Verwalter, erquickt hatte. Und immer glänzendere Bilder entfalteten sich: großartige Gastmähler aus den Tagen ihrer Blüthe tauchten auf; neben dem Butter und Honig und dem Zwetschgenmuß, die das bescheidene Tischlein zierten, erhoben sich imaginäre Lerchenpasteten und gefüllte Spanferkel von lange vergangenen Visitations- und Marktschmäusen, Aufsatztorten, Muskazin und Tabaksrollen.

Und Martha — mit welch' glückseligem Uebermuth hörte sie das Gespräch der zwei ehrwürdigen Damen, die sie so bescheidentlich bediente, — wie eine Fee, die aus ihrem Königreich voll Rosenwolken und goldenem Duft sich einmal herabläßt, armen Menschenkindern den Tisch zu decken. Was waren doch die Süppchen des Großpapa selig, und die Saucen und Brätlein, mit denen Jungfer Jakobine ihren Bruder regalirt, und die Puddings, die längst verschollene Amtmänner und Prälaten gespeist hatten, gegen die Herrlichkeiten ihrer Gegengenwart und die goldenen Berge ihrer Zukunft!

Der Abend kam und die Spinnräder schnurrten wieder. Die Großmutter sah mit verstecktem Lächeln nach Martha hinüber, begierig, wann das große Geheimniß zu Tage kommen werde. Martha setzte verschiedene mal an, sie konnte die rechte Form der Mittheilung nicht finden; endlich versuchte sie's gerade aus: „Was thätest du sagen, Großmutter, wenn nächsten Dienstag ein Ball wäre?“ — „Ich? ich thäte sagen, es sei recht unnöthig; ihr habt ja erst im Herbst einen gehabt. Da ist gewiß wieder der fremde Mensch schuldig, der Pelze, oder wie er heißt —“ — „Felsen! Großmutter, ist

das nicht ein interessanter Name? Die norddeutschen Namen sind doch viel hübscher als unsere." — „Nun, das weiß ich gerade nicht, der Name thut nichts zur Sache. Vor Zeiten war ein Strumpfwirker hier, der hieß Falkenhorst, das ist auch ein flotter Name." — „Ein prächtiger, Großmutter, der hätte seine Söhne sollen Soldaten werden lassen." — „Er hatte nur ein Mädchen, die heirathete den Seckler Kazenwadel." — „O pfui!" — „Ei, der Name thut nichts zur Sache, sie lebte vergnügt mit ihm. Und was den Pelze betrifft —" — „Felsen, Großmutter." — „So will mir nicht gefallen, daß der Mensch so müßig herum liegt." — Aber sein Proceß, Großmutter! Weißt du, er ist eigentlich in der Erwartung auf die Erbschaft erzogen worden und hat nur Jus studirt, um selbst Einsicht darein zu bekommen. Wenn er gewinnt, will er ein eigenes Landgut bewirthschaften." — „Gefällt mir nicht," wiederholte die Großmutter kopfschüttelnd, „gefällt mir gar nicht. Wär' ich ein Mann, ich wollte zu stolz sein, um meine Zukunft an einen Proceß zu hängen. Ein Mann soll ein Mann sein, ob er einen Pfennig hat oder nicht. Da sieh den Doktor an, der ist im Waisenhaus erzogen und hat sich selbst mit Gottes Hülfe seinen Weg gebahnt, und ist jetzt respektirt von den Reichen und ein Segen für die Armen; das nenn ich einen Mann." — „Aber, Großmutter, die Naturen sind verschieden; der Doktor ist arm erzogen, für den war es nicht schwer, sich zu behelfen, und arbeiten mußte er, um zu leben. Weißt du, alle Leute können nicht gerade sein wie Doktor Enchelmaier; so bekäme ja keiner eine Frau." — „So, meinst du, der bekäme keine Frau?" sagte die Großmutter fast zornig; „zehn für eine, sage ich dir, aber das leichtfertige Mädchenheer unserer Tage ist ihm nur nicht gut genug." — „Nun, dann soll er sich eine vom Himmel herunterholen," sagte Martha, nun ihrerseits empfindlich. Natürlich! ein Mädchen, ein stolzes, junges Blut, wie sie nicht so selten sind, als siegessichere Männer glauben, theilt in Gedanken wohl hundert Körbe aus; aber daß einer dieser zum Voraus Verschmähten nicht nach ihr verlangen könnte — das ist eine tiefe Kränkung, ganz natürlich!

Aber sie mußte die Großmutter wieder umstimmen des Balles wegen, darum lenkte sie begütigend ein: „Du wirst sehen, Großmutter, der Doktor findet noch einmal eine ganz ordentliche, stille Frau, gerade, wie sie für ihn paßt. Verlieben wird sie sich nicht in ihn, aber darauf wird er auch keine Ansprüche machen; er findet darum doch ein so zahmes, stilles Glück." — „Nun, wolle Gott, wenn dich's einmal auch nach einem zahmen Glück verlangt, daß du dann noch eines findest," murmelte die Großmutter für sich, wehmüthig den Kopf hin und her wiegend.

Nun aber brach Anna ein, und dem vereinten Andringen der jungen Mädchen konnte die Großmutter nicht widerstehen, die Erlaubniß zum Balle wurde ertheilt. Alsbald begann große Revue unter den vorhandenen Blumen und Bändern; starke Zuschüsse zum Taschengeld wollte die Großmutter nicht verwilligen, und Ursula erhielt Befehl, das weiße Kleid einzuseifen, denn die Zeiten und die Sitten der kleinen Stadt waren so harmlos, daß ein gewaschenes weißes Kleid und eine schon getragene Rose noch ballfähig waren.

Martha hatte kaum geglaubt, daß sie den Dienstag wirklich erleben würde. „O brich nicht, Steg, du zitterst sehr, o stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!" war ihr stiller Stoßseufzer gewesen. „Du wirst sehen," sagte sie oft zu Anna, „es geschieht gewiß vorher noch etwas!" Freilich, sie selbst bekam einen heiseren Hals, und ob sie auch ihre Schmerzen beim Schlingen mit dem Muthe eines Scävola verbiß, die Stimme verrieth sie. „Herr Doktor, kuriren Sie mich nur geschwind einstweilen," bat sie den Hausfreund, „nachher habe ich ja wohl Zeit zum Kranksein." Der gute Doktor aber kurirte sie sogar definitiv, nicht nur provisorisch, und ein Husten, der die Großmutter befiel, machte ihr Daheimbleiben nicht eben nöthig. „Gelt, Großmütterchen, dir ist es lieber, wenn es bald ruhig wird und du zu Bette kannst? Und ich komme so leise heim, so leise, daß es kein Mäus-

chen stört." — „Ja, ja," lächelte die Großmutter, „geh' immerhin." Wie schaut die Jugend, die sich auf den goldenen Wellen schaukelt, so triumphirend auf das Alter am Strande, und mit welch behaglicher Herablassung sehen die Alten von der stillen Bucht auf das kindische Treiben des jungen Volkes!

Es wurde Dienstag Morgen, und gewiß und wahrhaftig, es wurde auch Dienstag Abend. — Ursula hatte Bewegung genug den Tag über; Martha machte bei Hofraths ihre Toilette, und mit vielem Selbstgefühl trug das Dienstmädchen mit hoch ausgestrecktem Arm das schön gebügelte Ballkleid über die Straße.

In der Dämmerung schlüpften Martha und Anna herüber, um sich der Großmutter in ihrem Glanz zu präsentiren. Anna hatte nun freilich ein himmelblaues Florkleid und eine Guirlande von Phantasieblumen mit Silberblättern, aber ihre Farbe war unscheinbar und ihre langgestreckte Gestalt wenig jugendlich, obgleich sie sich selbst allezeit recht wohl gefiel und interessant erschien, auch vorzugsweise die tragischen Romane liebte, in denen hohe Gestalten die Heldinnen waren. Martha aber, selbst ein frisches Röslein, einen Rosenzweig in den dunkelblonden Haaren, die Augen glänzend von heller Jugendlust, war trotz des gewaschenen Kleides so recht ein Bild des jungen Lebens. Die Großmutter betrachtete sie mit unverhohlenem Wohlgefallen, wenn sie auch für unpädagogisch hielt, solches in Worten zu erkennen zu geben; Ursula aber, deren Entzücken sich zwischen ihrer jungen Herrin und zwischen Fräulein Anna in Silberlaub theilte, eilte in der überfließenden Fülle ihres Herzens zum Doktor hinauf. „Herr Doktor, kommen Sie doch herunter! Unsere Fräulein sind — so schön! man meint, es seien dem lieben Gott zwei Engel 'nausgekommen!" Mit geruhigem Lächeln erhob sich der Doktor, wechselte seinen bequemen Schlafrock mit dem Patientenrock und stieg sachte hinab. Er blieb lächelnd unter der Thüre stehen und betrachtete die zwei jungen Gestalten. Es lag etwas wie Wehmuth in seinen Augen. Martha erröthete bis unter die Locken,

so als Schaustück dazustehen, doch lächelte sie den Doktor an, glücklich im halbbewußten Gefühl ihrer frischen Jugendschöne.

„Gehen Sie nicht auch ein wenig auf den Ball?“ fragte sie. — „Ei ja, Herr Doktor,“ rief die keckere Anna, „ich erbiete mich, Sie aus der Tour zu holen.“ — „Danke verbindlich,“ sagte der Doktor, „ich habe nie getanzt.“ — „Halten Sie Tanzen für Unrecht?“ fragte Martha. — „Ach nein,“ rief Anna dazwischen, „der Herr Doktor wird es nicht können.“ — „Sie können recht haben, Fräulein,“ sagte der Doktor und setzte, zu Martha gewendet, hinzu: „Mein Leben ist frühe sehr ernst geworden und mein Ziel lag gerade vor mir; ich hatte keine Zeit, am Wege zu spielen.“ Martha war nicht eben zu einer Diskussion über das Moralische des Tanzes aufgelegt, der Doktor auch nicht.

„Nun komm, nimm doch deine Handschuhe!“ mahnte Anna; „es ist Zeit.“ Freilich, die Handschuhe! wie hatte sie die vergessen können! Eiligst holte sie die vom letzten Ball; aber ach, der Herr Substitut hatte damals in schwarzen bocklebernen Handschuhen getanzt, die auf ihren blaßrothen Glacé rettungslose Flecken zurückgelassen; daran hatte sie nicht mehr gedacht. „Schicke schnell zur Putzmacherin!“ trieb Anna; die allein hat helle Glacés, einen Gulden das Paar.“ — „Was? einen Gulden ein Paar Handschuhe?“ eiferte die Großmutter. „Das ginge mir ab! Hat sie nicht noch die neuen dänischen, die ich ihr zu Weihnachten gab? Die sind lange schön genug!“ — „Aber dänische Handschuhe zu einem Ballstaat, beste Frau Verwalterin!“ stellte Anna vor, „das ist unmöglich!“ — „Ei was unmöglich! Haben sie doch einen halben Gulden gekostet. Ich meiner Zeit hatte ein einziges Paar chokoladefarbene seidene meine ganze Jugend hindurch; kein Gedanke an helle Glacés um einen Gulden!“

Anna wollte nicht nachlassen, die Großmutter nicht nachgeben, Martha, mit dem Weinen kämpfend, versuchte vergeblich die geschwärzten zu reinigen oder umzuwenden; die Großmutter blieb unerbitterlich bei der Versicherung, die

dänischen seien Prachthandschuhe; sie wollte den Doktor zum Zeugen aufrufen, der aber war abhanden gekommen und Martha mußte endlich mit den dänischen abziehen. Die theilnehmende Ursula hatte ein Paar weißbaumwollene von ihrer Confirmation her schüchtern unter der Schürze gehalten, aber nicht gewagt, sie anzubieten.

Unter der Hausthüre erschracken die Mädchen über eine dunkle Mannesgestalt, die athemlos herbei gerannt kam, Martha ein kleines Päckchen in die Hand drückte und dann im Dunkel der Hausflur verschwand. — War es ein Genius im Flausrock, oder war es wirklich und leibhaftig der Doktor gewesen, der trockene, ernsthafte Doktor, der sparsame Doktor, der seine Röcke zweimal wenden ließ, und der nun Martha ein Paar weiße Glacéhandschuhe in die Hand gedrückt, so weich und fein, daß eine Prinzessin sie hätte tragen dürfen? Martha konnte es wirklich nicht glauben, fand auch nachher nie den Muth, dem Doktor zu danken; indessen nahm sie es hin als eine Feengabe. Nun war kein Wunsch in ihrem jungen Herzen zurück, und strahlend vor innerem Glück, mit sittsam gesenktem Haupt und klopfendem Herzen betrat sie unter dem Schutz der Frau Hofräthin den Ballsaal.

Die Großmutter schritt inzwischen höchst unzufrieden in ihrem Stüblein auf und ab; es gereute sie, dem Kind nicht den Wunsch erfüllt zu haben, und sie machte ihrem Unmuth durch laute Ausbrüche über die verwöhnte und eitle Jugend Luft. — Der Doktor beendete noch eine schriftliche Arbeit, dann wickelte er sich auf's neue in seinen Biberrock, um einen Kranken zu besuchen. Er ging still vorüber an den hellen Fenstern des Ballsaals, der ihm bis in die arme Hütte einzelne gellende Töne seiner fröhlichen Musik nachsandte.

Wären nicht die Handschuhe gewesen, die sich so gar weich und fein um ihre Finger schmiegten, Martha hätte gewiß kein einziges Mal an den Doktor gedacht. Sie war gar zu glücklich! Alle Mängel der Musik und der Beleuchtung, die den Tänzern häufigen Stoff zum Gespräch gaben,

waren für sie nicht vorhanden. Für sie lag auf allem noch der goldene Duft der unausgesprochenen Poesie eines jungen Herzens; alles war heute schön und gut; ihre Seele hatte keinen Raum für einen Mißlaut.

Zwar ihr weibliches Selbstgefühl fühlte sich etwas verletzt davon, so harrend in der Reihe der Jungfrauen sitzen zu müssen, den Männern gleichsam zur Wahl angeboten. Aber nun kam der bedeutungsvolle Moment, wo die schwarze Wolke der Herrn sich löste, um die Erkorenen zum Tanze zu führen, — voraus engagiren war nicht Sitte in Pappelburg, — und die Eine, edle, schlanke Gestalt, höher, bedeutender als alle übrigen — wen wird er wählen? Gewiß Anna mit dem Silberkranz, oder die Gutsbesitzerstochter mit der Tunika von rothem Flor und den Granatblüthen im Haar. O nein, es ist Martha, das frische Röschen, in ihrem schlichten weißen Kleid, die nun so selig an seiner Hand dahin zieht, die mit ihm sich wiegt und wogt auf den Wellen der Töne, die er so sorgsam fest hält am Ende, damit ihr, dem Kinde, dem der Tanz noch so neu ist, nicht schwindle. Und wie lebendig und bedeutend war seine Unterhaltung, wie so ganz anders als die herkömmliche der längst bekannten männlichen Jugend der Stadt! Plauderte sie mit ihm, so wurde sie unwillig, wenn der Tanz wieder begann, tanzten sie, so wünschte sie, daß es kein Ende nehmen möge. Die späteren Touren mit Anderen waren nur Erinnerungen an diese erste. Und wie oft benützte er die Pausen, um sich neben sie zu setzen, mit wie inniger Lust sah er den erregten, lebensvollen Ausdruck ihrer Züge, wenn er, der gebildete Mann, ihr Gebiete aufschloß, in die sich bis jetzt höchstens ihre Gedanken gewagt hatten! In welch' vollem Glanze zeigte sich hier seine edle Gestalt, seine vornehmen Manieren! Ja, er hatte Recht, wenn er scherzend behauptete, er sei zum Freiherrn geboren. Und wenn seine Hoffnungen ihn täuschen sollten, — gewiß, in Unglück und Entbehrung müßte er sich noch viel schöner, viel edler ausnehmen. Es waren ganz wunderbare Texte, die Martha der mangelhaften Musik des Pappelburger Stadtzinkenisten unterlegte.

Und nun noch der Cotillon, diese getanzte Novelle, zu der man nur die Wichtigste, oder die Ungefährlichste als Gefährtin wählt! Und wieder war es Martha, die er sich erkieste und die in glückseliger Bestürzung ihm zu dem Reigen folgte.

„Was kann er eigentlich an der Kleinen finden?“ fragten sich die Damen. „Es ist wahr, Martha hat sich in letzter Zeit sehr hübsch gemacht,“ gaben die Männer zu, denen jetzt erst ein Licht aufging über ihre jugendliche Anmuth. Martha aber war fast zu Muthe wie der Johanna Gray, als sie zur Königin berufen wurde. Den Vortanz lehnte Felsen ab. „Wir wollen lieber plaudern,“ flüsterte er seiner Dame zu. Aber zum Plaudern fand sich wenig Zeit; die Damen drängten sich, dem interessanten Fremden die Honneurs ihrer Stadt zu machen; er wurde fortwährend aus der Tour geholt, wurde überströmt mit Rosen und Ringen; er durfte nicht Einmal hinter dem Stuhl stehen, nicht Einmal allein mit dem Korbe tanzen; er konnte gar nicht fertig werden und sah seine Gefährtin mit einem komisch klagenden Blick an, wenn er immer wieder von ihrer Seite gerufen wurde.

Aber das Ende kam, wie es von allen schönen Dingen kommt. Ein Glück für Martha, daß sie das verhaltene Gähnen ihres Ritters nicht bemerkt hatte. Sie hatte keinen Begriff davon, daß man an einem solchen Abend gesättigt und müde sein könne; aber sie war auch viel zu dankbar für das Glück, um zu klagen, daß es nun vorüber sei. Sie freute sich schon wieder auf die Einsamkeit ihres Stübchens.

Nach alter ehrwürdiger Ballsitte in Pappelburg wurden nach beendetem Tanz lange Tafeln in der Mitte des Saals aufgestellt, um die sich Herren und Damen zu gemeinsamem Thee setzten. Unter Begleitung der etwas schläfrigen Musik wurden dann Lieder angestimmt, alte philisterhafte Freudenlieder mit Zöpfchen: „Streicht die Falten vom Gesichte!“ — „Alles was wir lieben, lebe?“ — „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ ein Lied, das Herrn Schettler immer zu Thränen bewegte. Martha ging's wie diesem; die Musik brachte sie leicht zu Thränen, und sie hatte Mühe, sie zu verbergen.

Felsen saß ihr gegenüber, er blickte in diese „zwei Veilchen, feucht vom Thau;“ es war ein neuer Reiz der jungen Rose.

Dann der Heimweg an seinem Arm! sein bedeutungsvolles Flüstern vom nahen Scheiden! Ursula mit der Laterne zog respektvoll ein gut Stück Wegs hinterdrein, die Hofräthin und ihre Töchter folgten in kürzerer Entfernung, unbeachtet von dem Paar. „Würden Sie mir auch zu einem andern Gange die Hand bieten?“ flüsterte endlich Felsen, als sie der Hausthüre nahe gekommen, aufgeregt von dem heitern Abend und dem Champagner, mit dem er das Fest beschlossen. Er erschrack selbst ein wenig ob dem kecken Wort; Marthas tieferglühendes Gesicht konnte er nicht sehen, und da sie keine Antwort gab, nahm er an, sie habe ihn nicht verstanden, und — wiederholte die Frage nicht. Ursula schloß die Hausthüre auf. — „Gute Nacht, mein Fräulein!“ Der weiche, reiche Ton dieser Stimme, die bedeutungsvolle Frage klang nach in ihren Träumen unter den Tönen der Walzer und der Lieder, die sie in Schlummer wiegten.

Und Felsen? Nun, für ihn war ein Ball in Pappelburg kein so unerhörtes Ereigniß; aber diese helle, frische Blume, dieses Kind mit den klaren, blauen Augen und dem warmen jungen Herzen war ihm doch eine neue, liebliche Erscheinung, und mit einem Gefühl wahrhaft fürstlicher Großmuth halte er ihr alle Juwelen seiner Huld in den Schooß geschüttet. Er war vornehm erzogen, und er liebte es, Glückliche zu machen. Wer konnte noch wissen, wenn er den Proceß gewinnen sollte, und mit ihm des Urgroßonkels Besitz, der ihm die Thüren der reichsten und edelsten Häuser öffnen mußte, ob es ihm dann nicht einfiel, zum Erstaunen der Welt gerade dieses Veilchen im Grase zu pflücken und die stolzen Tulpen stehen zu lassen? Er malte sich schon das Glück des Kindes aus, wenn er, wie der Mährchenprinz, zum Köhlerkinde vor ihre Pforte kommen würde, um sie auf sein Schloß zu führen.

Die Großmutter des jungen Mannes, einst eine glän-

zende Schönheit, der Stolz, und wie man munkelte, sogar die stille Liebe eines hochfahrenden, reichen Oheims, dessen einzige Erbin sie war, hatte gegen dessen Willen einen Lieutenant geheirathet. Sie hatte die Kraft gehabt, diesen Schritt zu wagen, aber nicht die Kraft, seine Folgen zu tragen: die Liebe in der Hütte, die sich so schön ausnimmt in Mädchenträumen. Sie brachte ihr Leben damit zu, nach den Gütern und Genüssen zu seufzen, die sie um der Liebe willen geopfert.

Ihre Tochter, Felsens Mutter, schön wie sie, sollte den starren Oheim wieder gewinnen; sie wurde in der Hoffnung auf das Erbe anspruchsvoll erzogen, sie heirathete in der Hoffnung auf das Erbe einen speculativen Gutsbesitzer; aber rührende Briefe und überraschende Brautvisiten schlugen fehl bei dem ergrimmten Oheim, dessen starker Geist und zähe Körperkraft ihm Methusalas Alter verhieß. Die Großmutter starb in der Hoffnung, daß dem Enkel, einem schönen, begabten Knaben, gelingen würde, was ihr und der Tochter nicht gelungen.

Oskar Felsens Vater, der Gutsbesitzer, starb nach vielen mißglückten Speculationen. Seine Frau, die der Mutter zähe Hoffnungskraft geerbt, zweifelte keinen Augenblick an ihres Oskars Erfolgen, und so wurde denn dieser als künftiger reicher Erbe verwöhnt, und geberdete sich auch von Jugend auf als solcher. Hausgenossen, Dienstboten, Schulkameraden, selbst die Lehrer bis zu gewissem Grade, trugen dazu bei, ihn in seinem Glauben zu bestärken, ohne daß sich irgend jemand den Grund dieser Ansprüche an seine Zukunft klar gemacht hätte.

Oskar lernte gut, und der steinerne Urgroßonkel erhielt alljährlich Gratulationen in lateinischen Distichen, Zeugnisse, Preismedaillen, Zeichnungen von behelmten Köpfen im Profil mit der Unterschrift: „O. Felsen fecit.“ Vergeblich, der Mann blieb von Stein und verlangte nicht einmal den hoffnungsvollen Urneffen zu sehen. Was ihn so ingrimmig auf seine Familie machte, das war nicht mehr die Heirath der schönen Nichte mit dem längst dahingegangenen Lieutenant, es war der Aerger, daß man auf sein Geld und somit auf seinen Tod warte; und mit grimmiger Schadenfreude sah er eines der

jüngeren Familienglieder um's andere in's Grab sinken: „Nicht wahr, dir hab' ich das Warten auch vertrieben?" — „Auf mein Geld hin wollte der Lieutenant den Abschied nehmen, wenn er nicht vorher gefallen wäre, auf mein Geld hin hat das Mädchen geheirathet und der Gutsbesitzer speculirt, auf mein Geld hin wird der Bube erzogen wie ein Prinz!" Die scharfsinnige Idee schien ihm nie zu kommen, daß er durch Freigebigkeit im Leben seine Familie des Wartens auf seinen Tod entheben könnte; er war fest entschlossen, wenn er einmal wirklich nicht umhin könne zu sterben, sollten sie erst keinen Nutzen davon haben.

Der einsame alte Mann ließ es geschehen, daß sich allmälig ein Schmarotzergesindel um ihn sammelte, das behauptete, von seinem lange verschollenen Mutterbruder abzustammen, und ihn unter niederträchtigen Schmeicheleien bestahl, wo es konnte.

Oskar bezog eben mit den letzten Mitteln seiner Mutter die Universität in der sichern Hoffnung, der Alte, der jetzt sechsundneunzig zählte, müsse nun doch endlich sterben, und dann werde es so ziemlich gleich sein, was er studirt habe, da doch die Verwaltung des Gutes und Vermögens seine ganze Zeit in Anspruch nehme. Der Alte that es aber nicht unter neunundneunzig Jahren, und in seinem Testamente war die Familie Zeyher eingesetzt, von deren Verwandtschaftsansprüchen Oskars Mutter keine Ahnung gehabt. Das brach ihr das Herz und sie erholte sich nicht mehr von dem Schlag. Oskars Vormund fing einen Proceß an, um die Aechtheit jener Abstammung zu bestreiten; die Mutter erlebte das Ende desselben nicht mehr, Oskar aber betrieb nun seine juridischen Studien mit vielem Eifer, in der Hoffnung, einst selbst glücklicher zu sein als sein Advokat. Es handelte sich freilich hier nicht sowohl um juridische Feinheiten, als um den einfachen Beweis, daß die jetzige, unbeschreiblich dürftige Familie Zeyher nicht von jenem verschollen Mutterbruder abstamme; denn mit ‚geschwächten Geisteskräften' des alten Herrn zur Zeit der Abfassung des Testaments ließ sich lediglich nichts anfangen; sein Geist war so lederzäh gewesen wie sein Körper.

Sechs Jahre dauerte nunmehr der Proceß. Felsen hatte ein wenig als Advokat prakticirt und mit seinem kleinen Einkommen, mit dem Rest des Muttererbes, wohl auch mit fremdem Geld seither ein äußerst vornehmes Leben geführt; Jedermann sah in ihm fortwährend noch den künftigen reichen Erben und zweifelte nicht an dem glücklichen Ausgang seines Processes. Er selbst hatte seine bisherige Existenz von jeher für eine provisorische angesehen; war der Proceß gewonnen, dann sollte erst ein definitives Dasein beginnen, dann wollte er ein würdiger, gediegener Bürger des Staats, ein edler Gatte und Vater, ein Wohlthäter des Menschengeschlechts werden; einstweilen — nun, da mußte man die flüchtige Stunde genießen, wie sie sich finden ließ.

Nun hatte er Hoffnung, in alten Familienbüchern des Städtchens Pappelburg Notizen über den wirklichen und ächten Ursprung des Geschlechts Zeyher zu finden. Er hatte sich zu diesen Nachforschungen und Auszügen gehörig Zeit und Muße genommen. Das Leben einer kleinen Stadt war ihm neu; vermöge seiner sanguinischen Natur liebte er es, seine Strahlen auch diesem beschränkten Kreise zuzuwenden; bei der Hofräthin hatte er ein gastliches, unterhaltendes Haus gefunden, in der blühenden Martha eine annuthige Anregung für sein Herz, und wenn er jetzt endlich am Ziele seiner Wünsche war, so eilte es ohnehin gar nicht mehr mit der Advokatenpraxis.

So hatte er den Ball noch mitgemacht, der ihm zu Ehren veranstaltet worden, und hatte dabei fast zu tief in Martha's dunkelblaue Augen geschaut. „Es ist Zeit, daß ich gehe," sagte er sich, als er daheim war; „ich mache sonst noch Dummheiten. Ich muß vorläufig die Kleine frei lassen, und mich selbst auch."

Die Großmutter hatte sich immer gefreut, daß Martha nach einem genossenen Vergnügen hellauf und früh wie ein Vögelein wieder an ihre Tagesarbeit ging. Dießmal war's ihr jedoch fast zu viel mit der Frische und Munterkeit; die

Augen glänzten, die Wangen glühten, das Kind hüpfte und sang, als ob jetzt erst eine ganz neue Herrlichkeit anbrechen sollte, nicht als ob's mit dem Ballvergnügen nun auf mindestens ein Jahr vorüber sei. Der Großmutter Blicke folgten ihr etwas bedenklich.

„Nun, so erzähl' mir auch von eurem Ball!“ sagte sie endlich. Martha setzte sich auf den hölzernen Schemel zu ihren Füßen und schaute auf mit den blauen Augen, in denen ein ganz neuer Himmel aufgegangen war, und begann: „O, so schön ist's gewesen, Großmutter!“ — „Ja, wie schön denn?“ — „Ja, eben gar zu schön, so schön, wie noch gar nie.“ — „Nun, was war denn so besonders schön dabei? Hat der Waldhornwirth einen Kronleuchter aufgehängt? Da hättet ihr euch ja die Köpfe eingestoßen.“ — „Nein, aber auf den Ofen hat er zwei Talglichter gestellt, sobald er kalt geworden war.“ — „So, das war die Schönheit?“ — „Nein,“ sagte Martha lachend; „weißt du, Großmutter, du kannst das doch nicht mehr so recht verstehen, ich kann dir's nicht so begreiflich machen, warum's so schön war.“ — „Natürlich,“ sagte die alte Frau trocken, und die Erzählung hatte ein Ende.

Als aber Anna kam, ziemlich verwachten, verstörten Aussehens und mit aufgewickelten Locken, und sich mit Martha in ihr Stübchen zurückzog, da gab's zu plaudern und zu erzählen die Hülle und Fülle. Martha wollte freilich nichts verrathen von ihrem süßen Geheimniß und von den bedeutsamen Worten vor dem Abschied, keine Sylbe, aber so allmälig errieth es Anna doch und baute Martha's Traumgebäude viel stolzer und kecker aus, als diese selbst gewagt.

„Mutter sagt, er wäre in sechs Tagen hier fertig gewesen, und er blieb sechs Wochen hier; das ist nur dir zu lieb geschehen.“ — „Glaubst du? Nein, nein, das glaube ich in Ewigkeit nicht!“ — „Und diesen Abend ist er zum Letztenmal bei uns, du kommst doch auch?“ — „Wenn's die Großmutter erlaubt.“ — „Da fehlt es nicht,“ meinte Anna.

Es fehlte aber doch; die alte Frau, die sonst Martha keine Freude versagte, schlug diesmal die Einladung rund ab. „Es war so vielerlei in der letzten Zeit, Visiten, Schlitten-

fahrten, Ball, es ist vor der Hand genug.“ — „Nur heute noch, Frau Verwalterin!“ — „Martha läßt der Frau Mutter gehorsam danken und wird selbst noch ihre Danksagung machen.“ Bei diesem Bescheid blieb’s.

Martha kam sich als das allerunglücklichste und mißhandeltste Geschöpf auf Erden vor. Bei Anna wollte sie nicht klagen über die Großmutter, aber in ihrem Kämmerlein weinte sie sich recht aus, so recht von Herzen. Dieses Einemal, das Allerletztemal, sollte sie ihn nicht mehr sehen! Das war doch zu hart! — Die Großmutter merkte nichts von den verweinten Augen, von der dumpfen Resignation, mit der Martha ihr Tagewerk mechanisch versah, behüte! die spann, als ob nichts geschehen wäre. Es ist merkwürdig, wie gefühllos das Alter wird!

Als Martha Abends das Licht brachte, hatte sich das tiefste Leid wohl ein wenig gelegt, aber die hellen Fenster bei Hofraths drüben weckten es auf’s Neue. Die Großmutter aber setzte sich ganz behaglich zurecht. „So, rück’ näher; wir sind schon lange nicht mehr so in der Stille beisammen gesessen. Die Anna ist mir lieb und werth, aber das ewige Gespringe und Geflüster ist mir doch oft zu viel. Heut’ ist wohl eine Abschiedsvisite drüben?“ — „Ich glaube,“ sagte Martha tief erröthend. — „Nun, siehst du, das war meiner Zeit noch nicht der Brauch, daß man Mädchen eingeladen hat zu einem Herrn; dazumal überließ man’s den Herren, die Jungfern aufzusuchen.“ — „Nun ja, aber manchmal geht das eben doch nicht.“ — „Allemal nicht, ist auch nicht nöthig; aber dessen sei gewiß: wo’s einem Mann ernstlich um ein Mädchen zu thun ist, da findet er auch die Wege zu ihr; was sein soll, schickt sich wohl. Das hast du an der Geschichte von dem Kaufmann und der Elma gesehen. Tausendmal lieber eine alte Jungfer bleiben, als einem Mann nur mit dem kleinen Finger winken; so habe ich gedacht, wie ich noch jung war, auch wo mir schon mein Mann selig recht wohl gefallen hat.“ Martha spann mit ungeheurem Eifer und blickte nicht auf.

„Ich hatte eine gute Freundin,“ hob die Großmutter

wieder an, „die war freilich etwas anders gesinnt: kein freies oder leichtsinniges Mädchen, aber ein heißes ungestümes Blut, das sein Schicksal hat selbst machen wollen.

„Ihr Vater war ein adeliger Oberförster, der in einem einsamen Schlößchen wohnte. Ein bürgerlicher Assistent kam in's Haus, und wie das so zu gehen pflegt, die jungen Leute, die so viel allein beisammen waren, gefielen einander wohl. Dem Alten gefiel das aber nicht, er wollte mit der Julie hoch hinaus, die nicht eben schön war, aber ein gescheidtes, talentvolles Mädchen. Er fing Briefe auf von den jungen Leuten, obwohl sie's mündlich hätten versehen können, schöne Verse von der Julie an den Assistenten; dieser vermochte keine Reime, er schrieb eben, wie man schreibt, aber gar zärtlich. Der alte Herr spie Feuer und Flamme und schickte Knall und Fall den Jungen fort. Doch war es nicht so bös gemeint; er verschaffte ihm gleich eine gute Stelle.

„Julie schickte man auf Besuche fort zur Zerstreuung. Das ist mir immer lächerlich vorgekommen; eine Liebe, die sich durch's Reisen vertreiben läßt, wäre auch daheim vergangen. Mit einer vornehmen Heirath wollte es sich aber nicht schicken bei der Julie, und sie dachte mehr und mehr wieder an den Römer — so hieß der Assistent — der aber gar nichts von sich hören ließ. Sie behauptete, das sei lauter männlicher Stolz, er vergehe mittlerweile vor stiller Liebe und sie sei um ihr Lebensglück betrogen. Ich aber meinte, wenn sie ihm so tief im Herzen liege, wie er ihr, so versuche er gewiß einmal wieder zu kommen, so oder so. Da seufzte sie nur und sprach von Seelen, die in stummer Liebe vergehen. Die Männer aber vergehen nicht so leicht, das kannst du mir glauben, Kind." — Martha seufzte.

„Nach acht Jahren starb der Oberförster. Julie hatte in der Zeit ganze Hefte voll der schönsten Verse gemacht. Der Römer war irgendwo Revierförster. Da meinte denn Julie, es wäre doch Pflicht, ihm als einem alten Bekannten des Vaters Tod anzuzeigen. ‚Und ich thät's nicht,' sagte ich. ‚Er hat es in der Zeitung gelesen; denkt er noch an dich, so kommt er selber, thut er's nicht, so wollt' ich ihn nicht daran mah-

nen.‘ Sie lebte damals bei einer alten Fräulein Tante in meiner Heimath, wo wir uns kennen gelernt hatten.

„Nun, daß ich's kurz mache, die Julie wollte nicht auf mich hören: es sei Pflicht der Höflichkeit, machte sie sich weiß. Was können die Leute nicht alles nach Umständen zur Pflicht machen! Sie war sonst ein stolzes Mädchen gewesen; aber das Herz ist wie ein eigenwilliges Kind; gibt man ihm einmal nach, so wird man nicht mehr Meister. Zuletzt hielt sie's gar noch für Pflicht, den Römer verblümt einzuladen auf das Schlößchen, bevor sie ausziehen mußte. Nun, was will man machen, wenn man so höflich eingeladen wird! Der Römer kam. Wie es weiter ging, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß es endete mit einer Verlobung.

„Als sie eines schönen Morgens als Braut und Bräutigam zu mir kamen, konnte ich mich nicht so recht freuen, wie ich gerne gewollt. Ein boshafter Freund sang ihnen halblaut nach aus so einem leichtfertigen Lied von dem Göthe: ‚Halb zog sie ihn, halb sank er hin.‘ Ich denke, sie hat's nicht gehört.

„Sie selbst war keine so glückselige Braut, wie man hätte denken sollen. Sie suchte mir immer zu beweisen, wie sie so gar nichts dazu beigetragen habe, und wie Römers frühere Zurückhaltung nichts als männlicher Stolz und stille Liebe gewesen sei; aber sie sah oft so ängstlich in seine Augen, und sie war so bemüht vor den Leuten, seine Zärtlichkeit zu zeigen, was eine rechte Braut lieber für sich behält. Mir ist das Herz oft schwer dabei geworden.“

„Und wie ist es später gegangen?“ fragte Martha die Großmutter, die in trübes Nachdenken verloren dasaß. — „Kind, so bescheiden ist selten ein Mann, daß er's nicht merkt, wenn ihm ein Mädchen entgegen kommt, und so fein und nobel ist noch seltener einer, daß er eine Liebe nicht gering anschlägt, die er ungesucht gefunden. Nach zehn Jahren habe ich Julie wieder gesehen: eine gute und treue Frau, die ihrem Mann zu lieb that, was sie konnte, aber eine glückliche nicht. Er war Oberförster geworden, aber sie hatte wenig Genuß davon. Er ließ sie so deutlich merken, daß er

sie nicht vermißte in Gesellschaft, die er doch liebte und suchte. Sie war so ängstlich bemüht, sich jung und schön zu erhalten, was freilich nicht recht gelingen wollte. Sie sah älter aus als er, obwohl sie Eines Alters waren. Sie studirte allerlei Bücher über die Behandlung der Männer und wie man ihre Liebe erhalten könne. Mir kommt schon traurig vor, wenn eine Frau dazu noch andere Anleitung braucht als ihre Bibel und ihr Herz. Sie meinte das Einemal, sie zeige ihm zu viel Liebe, dann wieder zu wenig. Ich hatte mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine so complicirte Sache um den Ehestand sei; bei uns ging's so einfach. Mir schnitt's in's Herz, wenn ich hörte, wie er sie so von oben herab behandelte. Ich weiß gewiß, sie hat mehr Verstand und Bildung gehabt als er; aber wo eine Frau sich nicht ästimirt weiß, sinkt ihr Geist zusammen. Man kannte sie gar nicht mehr, so verschüchtert war sie geworden. Das Gesinde, ja ihre eigenen Kinder haben sie nicht hoch angeschlagen, und doch hat sie treulich ihre Pflicht gethan. Geklagt hat sie mir kein Einzigesmal, nur einmal sagte sie: ‚O Marie, die einen Mann Einmal sucht, die muß ihn ihr Lebenlang suchen!'"

Martha war still nach dieser Geschichte; man hörte nur das Schnurren der Räder und das einförmige Kreisen der Spindel. Sie war nun froh, daß sie nicht zu Hofraths gegangen, und stolz, daß sie Ihm gestern beim Cotillon den Kranz nicht gegeben, selbst die Blume, die er von ihr erhalten, hätte sie gern wieder zurückgenommen. Nur noch Einmal hätte sie ihn gern gesehen, — nur ein Einzigmal.

Am andern Morgen erwachte Martha mit trüben Augen und schwerem Herzen. Heute reiste er ja ab, und sie sollte ihn nicht mehr sehen, vielleicht ihr ganzes Leben nicht mehr, und sie hatte ihm nicht einmal Lebewohl sagen können! Sie meinte, wenn sie nur das gekonnt, dann wollte sie alles ertragen; aber so wußte er ja nicht einmal, ob sie aus Gleichgültigkeit gegen ihn gestern von Hofraths weggeblieben! Es kamen ihr ganz traurige Geschichten zu Sinne; von Herzen,

die sich gegenseitig nicht verstanden und einsam fern von einander durch's Leben gegangen, recht herzbewegliche Geschichten. Wohl dachte sie daran, geschwind zu Hofraths hinüber zu gehen, wo er doch Abschied nehmen würde. Sie hatte allerlei an Anna zu bestellen. Aber nein, die Großmutter hatte all' ihr jungfräuliches Gefühl geweckt; lieber wollte sie einsam, unverstanden vergehen, als nur um eine Linie die Schranken weiblicher Sitte überschreiten.

Mit gesenktem Kopf und verhaltenen Thränen saß sie beim Frühstück, aus der Küche klang nicht wie sonst ihre glockenhelle Stimme, nur halblaut sang sie vor sich hin: „Ja, Scheiden und Meiden thut weh." Die Großmutter verhielt sich ganz achtlos und gefühllos dabei, wenn auch ihr Auge oft mit gutmüthigem Leid den matten Bewegungen des sonst so elastischen Kindes folgte; sie wußte wohl, daß es auch ein Schlafwandeln des Herzens gibt, das man besser nicht beim Namen ruft.

Martha hatte ihre Arbeit draußen verrichtet; sie saß am Fenster am Nähzeug und beugte sich tief herab, damit die Großmutter ihre nassen Augen nicht sehen möge. Da hörte sie einen Schritt auf der Treppe, leichter, elastischer als der des Doktors. Es klopfte; war es Wahrheit oder ein Traum? war das wirklich ‚sein hoher Gang, seine edle Gestalt?' Es war so, und Anna mit beglückendem Lächeln trat mit ein. „Herr Felsen wünschte noch die Frau Verwalterin zu besuchen," sagte sie, ihn vorstellend. „Ich erbot mich, ihm den Weg zu zeigen."

Ueberrascht, aber gar nicht außer Fassung gebracht, empfing die alte Frau den unerwarteten Gast mit der zierlichen Höflichkeit der alten Welt und nahm neben ihm auf dem Sopha Platz, während Martha mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen ganz fassungslos am Fenster saß und nicht wagte, herüber zu blicken, als ob sie den Mann in ihrem Leben noch nie gesehen. Auch die Großmutter mußte bei dem überraschenden Besuch an besondere Motive denken, so unwahrscheinlich ihr dieß wieder war, und sie dachte schon auf eine anständige Formel, mit der man den Freier zunächst

vertrösten könne, bis seine Existenz gegründet sei; denn das stand ihr fest, an einen Prozeß durfte Martha ihre Zukunft nicht knüpfen. Aber es hatte keine Gefahr; ehe sie den Gedanken ausdenken konnte, hatte Felsen in seiner leichten, gewinnenden Weise ihr gesagt, daß er heute erst im Gespräch mit der Frau Hofräthin darauf gekommen, wie sie die Frau Verwalter Großmann sei, bei der seine Großmutter, Frau von Ehrenstein, früher einmal so freundliche Unterkunft gefunden, die sie in dankbarem Herzen bewahrt habe, und wie er nun die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihre Bekanntschaft zu machen.

Die Großmutter erinnerte sich im Augenblick der jungen, schönen Offiziersfrau, die im Begriff, ihren Mann in's Feld zu begleiten, auf der Durchreise durch ihren früheren Wohnort erkrankt und von ihr aus dem schlechten Gasthof zu sich eingeladen worden war. Sie hatte ihr später noch einmal geschrieben und ihr ein goldenes Medaillon mit ihren Haaren geschickt. Daß das aber die Großmutter des hier so viel besprochenen Herrn Felsen gewesen, hatte sie nie geträumt. Felsen selbst wäre es wohl nie eingefallen, da er eben keine erstaunliche Pietät für Familientraditionen hatte, wenn er nicht des Processes wegen alle alten Papiere so gründlich hätte studiren müssen. — Nun entspann sich ein äußerst lebendiges Gespräch zwischen der alten Frau und dem jungen Mann, der sich ihr so hingebend widmete, als ob er nie ein anderes Interesse gehabt, und Martha erst allmälig in's Gespräch zog, als sie nach flüsternder Unterhaltung mit Anna sich von der Ueberraschung etwas erholt hatte. Aber er mußte nach Tisch abreisen; er brach auf, verabschiedete sich sehr höflich von der Großmutter, und Martha bot er die Hand zum erstenmal. Wie zitterte die ihrige in der seinen! — Leben sie wohl, Fräulein Martha. Auch Ihnen habe ich zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie dem Fremden begegnet, und die ich hier so reichlich erfahren durfte. Einen fröhlichen Lenz! Möge uns in besseren Tagen ein Wiedersehen beschieden sein!" — Martha stand

ganz still, es wollte keine Sylbe über ihre Lippen, bis er geschieden war.

Als die Großmutter von seiner Begleitung zurückkehrte, war Martha nicht mehr im Zimmer, sie hatte ihr Stübchen gesucht, und als sie wieder kam, bemerkte die Großmutter abermals die rothen Augen nicht, durch die ein glückliches Lächeln schimmerte. Nun hatte sie doch Abschied von ihm genommen und er war bei ihr gewesen! Die schlichte Stube war nun geweiht für alle Zeiten, die Sophaecke, wo er gesessen, der Geraniumstock daneben, mit dem seine Finger während des Gesprächs gespielt, die Stelle, wo er ihr Lebewohl gesagt, das alles waren nun geheiligte Stätten, das waren Reichthümer für ihre Erinnerung, und wegen der Frau Lieutenant selig war er eigentlich doch wohl nicht zur Großmutter gekommen. Die Trennung bekümmerte sie nicht; der jungen Mädchenliebe genügt der ‚Duft der Blüthe, vom Golde schon der Glanz.‘ Sie ist in ihren Träumen reicher als in der Wirklichkeit; das Sehen, das Beisammensein hat nur Werth, weil es den Träumen neuen Stoff gibt. Daß der so unerwartete Besuch schon jetzt einen reellen Zweck haben könnte, daran hatte nur die alte Frau gedacht, das junge Mädchen nicht; das wäre ihr zu rasch gekommen. O, sie konnte sich gedulden!

Die Großmutter war äußerst wohl aufgelegt. Sie liebte den Verkehr mit jungen Leuten, zumal mit jungen Männern; es freute sie, sich noch beachtet zu sehen, und hatte dießmal Felsen den Zaun um des Gartens willen gegrüßt, nun, so hielt sie das auch für keine Sünde. Daß er sich nicht erklärt, war recht vernünftig, aber sie zweifelte nicht, daß ein so charmanter junger Mann seinen Weg in der Welt machen würde, auch ohne die Erbschaft; es schien ihr das sogar für ihre Martha der glücklichere Fall, denn ob er mit der Erbschaft noch kommen würde, nach dem Kinde zu sehen, das war ihr höchst zweifelhaft.

Inzwischen ließ sie die Sache gehen und stehen, wie sie ging und stand. Sie hatte nichts dawider, wenn die Rede mit Martha auf Felsen kam, wobei diese sich sehr kühl,

nüchtern und vernünftig benahm. Sie redete auch wohl hie und da mit dem Doktor, der in allen Stücken ihr geheimer Rath war, von der Sache, aber da schien sie nicht viel Anklang zu finden; er blieb meist kürzer als sonst, und zuletzt gab sie in Gedanken der Martha nicht so ganz Unrecht, die gemeint hatte, zum Verlieben sei der Doktor just nicht geschaffen.

Und wieder war's Winter, kein frischer, kalter, klarer, sonnenheller Winter im blanken Panzer von Eis, den blendend weißen Sammtmantel übergeworfen: trüb und feucht, schwer und nebeldicht lag er auf der Erde, und Muth und Lust und Gelegenheit fehlten zu all den winterlichen Freuden, die im vergangenen Jahr die kurzen Tage so fröhlich und die langen Nächte so hell gemacht hatten. Keine telegraphischen Zeichen flatterten mehr an Annas Fenster, Martha hätte auch gar nicht Zeit gehabt zu dem eifrigen Hin- und Herspringen, wie im letzten Winter. Die Großmutter kränkelte; Martha hat ihr liebes, trauliches Stübchen verlassen und sich zu der Kranken gebettet. Es war die erste trübe Zeit ihres Lebens, und es war ihr oft, als sei es mit aller Freude vorüber. Nicht immer: Ein Stern war ihr auch im trüben Winter nicht erbleicht, und hielt sie aufrecht in langen, dunkeln Nächten. Wohl war im Ernst des Lebens der glänzende Traum etwas erbleicht, aber im Hintergrund ihrer Seele, da schlummerten sie noch, die traulichen Gedanken von der stillen verborgenen Treue, die nach langen Jahren des Harrens glänzend hervortritt; aber sie wagten sich gar selten an's Licht.

Anna freilich that ihr Bestes, der Flamme Nahrung zu geben, sobald ihr einmal Martha an einem besonders schönen Mondscheinabend im allertiefsten Vertrauen ihr Herz erschlossen hatte. Nächst der süßen Rolle einer Geliebten gibt es keine wichtigere und angenehmere, als die einer Vertrauten, und es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Verläugnungs- und Liebefähigkeit weiblicher Herzen, daß sie sich dieser Rolle so aufopfernd hingeben, so willig in den Hintergrund zurücktreten können. Manchmal sind Vertraute weise, kühl, be-

lehrend, selbst wenn sie kaum achtzehn Jahre alt sind, und haben für die Freundin viel Weisheit übrig, deren sie selbst noch recht bedürftig wären; oft aber ergänzen sie aus überfließender Herzensfülle, was etwa der Freundin noch abgeht, und steigern durch treuliche Beihülfe ein Gefühl, das sonst leicht wie ein Traum vorübergegangen wäre.

Im letzteren Fall war Anna, die selbst eine sehr romantische Richtung hatte. Sie war unermüdet, mit Martha jeden Augenblick jener glückseligen Zeit wieder durchzuleben, jedem Blick Felsens, jeder Sylbe, die er gesprochen, die höchst mögliche Bedeutung zu geben und das schöne Zukunftsbild, das Martha nur im fernsten Nebelduft vorschwebte, zu zweifelloser Gewißheit zu erheben.

Die Großmutter hatte einen recht erträglichen Tag und saß im Lehnstuhl am Fenster, als Anna raschen Schrittes eintrat, wie Eine, die gute Botschaft bringt. „Nun, Fräulein Anna, was bringen Sie gutes Neues? sind Sie Braut?" — „Ich nicht," rief Anna mit wichtiger Miene; „Herr Felsen hat seinen Prozeß gewonnen!" — „So? Nun das ist ja schön, wenn nur das Glück den jungen Menschen nicht übermüthig macht."

Martha war ganz still, sie wußte nicht warum, aber sie konnte sich nicht recht freuen. Der Erbe eines Landhauses und eines unermeßlichen Vermögens war ihr in unabsehbare Ferne gerückt; sie hatte sich ihn immer unglücklich gedacht, vom Geschick getäuscht; sie hatte nie sein Glück geliebt und seine glänzenden Hoffnungen, nur Ihn. — „Vermelden Sie unsere schönsten Glückwünsche, wenn die Frau Mama schreibt," sagte die höfliche Großmutter. — Anna hätte gern Martha noch allein gesprochen, aber diese verstand nichts und blieb bei der Großmutter sitzen. Sie schalt sich selbst über ihre Theilnahmlosigkeit und ihren Egoismus, aber sie konnte nicht anders, die Glücksbotschaft lag ihr wie Blei in den Gliedern.

„Wer weiß, ob das des Menschen Glück ist!" hob die Großmutter wieder an. „Wenn er nicht gewonnen hätte, hätt' er mehr seine eigene Kraft brauchen müssen." — „Ja, und Manche, die sich vor seinem Glanz schüchtern zurückzieht,

würde mit Freuden Sorge und Armuth mit ihm getheilt haben!“ rief Martha mit erglühenden Wangen, schwieg aber plötzlich erschrocken still. — „Was das anbelangt,“ sagte die Großmutter bedächtig, „so ist's zwar um's Theilen eine schöne Sache, aber die Armuth kann's nicht so recht vertragen, die genießt man lieber aparte. Sie singen wohl: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,“ wenn ich aber ein schmales Brod theile, so wird's alleweil noch schmäler, was weniger angenehm ist. Aber der Felsen hat ja das Seine gelernt, hat einen guten Kopf und ist sauber von Leibesgestalt; der hätte schon ein anständiges Auskommen auch für zwei finden können.“

Bei der Großmutter war von der Sache nicht weiter die Rede; Martha wollte alle vermessenen Gedanken und Hoffnungen in strenger Hut halten, aber Anna ruhte nicht mit schmeichelnden Bildern, bis sie die Freundin in einen Zustand glückseliger Erwartung versetzt hatte, so daß diese im Stillen jede Stunde des Prinzen mit der goldenen Kutsche gewärtig war, wie sie in Mährchen angefahren kommen. Nur der leidende Zustand der Großmutter dämpfte wieder den innerlichen Jubel.

Martha saß mit dem Strickzeug am Bett der schlummerden Großmutter, die heute sich recht krank und müde fühlte, als Anna wieder herüber kam, nicht so freudig und leichtfüßig, wie vor einigen Wochen, wo sie die Botschaft vom gewonnenen Proceß verkündet: indessen hielt sie auch dießmal einen Brief in der Hand. Martha winkte ihr zu schweigen und leise aufzutreten, Anna selbst schien heute nicht besonders zu Mittheilungen aufgelegt; sie legte den Brief auf's Bett neben Martha und schlich sich fort.

Es war ein Brief Felsens an die Hofräthin. Mit bitterem Humor dankte er der verehrtesten Freundin für ihre Gratulation. „Das Erbe, das ich antreten soll, ist im brillantesten Zustand. Das Landhaus ist durch den alten Cyniker und durch die charmante Familie Zeyher in einen Zustand

versetzt, der einen Verkauf wie eine Herstellung gleich unmöglich macht. Nicht nur die Bäume des Gartens, nicht nur Parketböden und Treppengeländer sind verkauft und als Brennholz verbraucht worden, sogar die Fensterscheiben sind herausgenommen, und die fünf Jahre, in denen es unbewohnt war, haben es zur Ruine gemacht. Mit einem Theil des Kapitalvermögens, das ursprünglich nur etwa den zehnten Theil von der Summe betrug, die unsere Familientradition annahm, hat sich ein Sachwalter aus dem Staub gemacht; der Rest ist so elend angelegt, daß mir kein Jude ein Viertel dafür gibt. — So ist's vorüber mit meinen Beglückungsplanen für die Menschheit im Allgemeinen und insbesondere. Ein Rest bleibt mir freilich, mit dem ein redlicher, sparsamer Mensch neben einer ordentlichen Praxis leben könnte, mit einer Frau, die sich darauf versteht, auch Mannskleider zu flicken und übrig gebliebenes Rindfleisch zu dämpfen. Dazu bin ich aber weder geboren noch erzogen u. s. w.

Als Anna wieder kam, traf sie Martha in ihrem Stübchen; sie gab ihr den sorgfältig zusammengelegten Brief zurück und sagte leise in gepreßtem Ton: „Es ist gut so, es ist vorüber," und mit den heißen Thränen, die ihr nun entströmten, trug sie ihre Jugendliebe zu Grabe. — „Aber, Martha," stellte die Freundin vor, „das ist nur Schüchternheit, weil er nun nicht reich ist, und siehst du, ein Advokat hat ein ungewisses Einkommen, und er ist an so vieles gewöhnt, aber er ist gewiß edler, als er sich ausspricht." — „Ich hoffe das zu Gott!" sagte Martha mit traurigem Lächeln. „Geliebt hat er mich nie. Sei nur ruhig, Anna, ich klage ja nicht."

Die Großmutter schlief noch, als sie hinüber kam. Martha barg ihr Haupt am Fußende des Betts und weinte sich so recht satt.

Ein Frühling und ein Sommer waren dahin gegangen, gar still für die still gewordene Martha, die selten der Großmutter Krankenstube verließ. Es schien ihr oft, als

liege ihre Jugend schon hinter ihr in unvordenklicher Ferne und werde nie mehr wiederkehren. — Da kam der erste Novemberabend wieder, wo die Großmutter sonst die Kunkeln angelegt für Martha und Ursula und Aepfel gebraten hatte. Martha hatte sich immer so gefreut auf die traulichen, langen Lichtabende. Heute schnurrte kein Rädchen in der Stube und die fleißigste Spinnerin lag tief im Grabe. Es war sehr still im Zimmer, hinter dem Ofen saß Ursula und schlief; sie pflegte alle Abende, wenn sie in's Zimmer kam, zu weinen, um ihre gute, alte Herrin, bis sie sich in Schlaf geweint.

Martha schlief nicht; in tiefe Trauer gekleidet, saß sie im Lehnstuhl der Großmutter, ihre Arbeit ruhte unberührt in ihrem Schooß. Die schönen, blauen Augen, die ein gut Theil ernster blickten als vor zwei Jahren, sahen auf zu dem Doktor, der vor ihr stand, den festen, tiefen Blick auf sie geheftet. Es mußte etwas recht Ernstes und Wichtiges sein, was die zwei zu besprechen hatten.

Es war an dem, daß Martha die liebe, traute Wohnung verlassen sollte, in der einst das verwaiste Kind eine so volle Herzensheimath gefunden. Schon vor zwei Monden hatte sie der Großmutter die Augen zugedrückt, aber bis jetzt hielt sie noch ängstlich fest an den Räumen, in denen all ihre Erinnerung, ihre ganze Jugend ruhte, und sie hatte sorgsam alles unverrückt wie zu den Zeiten der Großmutter erhalten.

Nun ging das nicht mehr; das junge Mädchen konnte nicht allein bleiben, und sie hatte nur zu wählen, bei welchem der Seitenverwandten der Großmutter sie zunächst ihre Heimath suchen wollte, die ihr recht freundlich angeboten wurde.

Die Großmutter war hellen Geistes und getrosten Muthes gestorben; das lange Krankenlager hatte ihren klaren Sinn nicht trüben können. — „Für dich sorgen kann ich nicht, Herzenskind," sagte sie zu Martha, die in Thränen aufgelöst an ihrem Lager kniete; „die Sorge für die Lebenden gehört dem Herrn, nicht den Sterbenden; ich kann nur für dich beten. Ganz arm bist du nicht und verlassen wirst du auch nicht sein. Unsere Familie hat immer zusammen gehalten.

So lange du ein Plätzchen ausfüllst in der eigenen Familie, mußt du nicht unter Fremde gehen. Um deine Zukunft kümmere dich nicht. Der Herr heißt uns nur um unser täglich Brod bitten. Für heute Brod, für heute Licht, für heute Kraft, so ist's genug; nur der verlorene Sohn hat sein ganzes Erbe zum voraus wollen. Geht dir's nicht nach deinem Wunsch, so geht dir's doch nach Gottes Willen, und zuletzt siehst du dann immer, daß Der Recht gehabt hat."

Der Doktor hatte sich als ein treuer Freund gezeigt und war Martha zu unbeschreiblichem Trost gewesen; bei Tag und Nacht war er unermüdet der Kranken zur Seite und pflegte sie wie ein treuer Sohn, nicht nur wie ein gewissenhafter Arzt. Besuche wollte die alte Frau nicht mehr annehmen; so hatte sich während der letzten Wochen der Krankheit die Außenwelt für Martha fast ganz geschlossen, und nur die ernste Seite des Lebens war ihr zugewendet. Wie ein älterer Bruder hatte der Doktor mit ihr die Kranke gepflegt, wie ein älterer Bruder hatte er nach ihrem Tode für sie gesorgt. Er, der sonst so ausschließlich für seinen Beruf lebte und ein wahres Grauen hatte vor Correspondenzen, vor amtlichen und Geldgeschäften, hatte sich ihrer Angelegenheiten angenommen mit einer Umsicht und Pünktlichkeit, die er sich selbst nie zugetraut hätte.

Nun erst, als die Zeit kam, die sie der alten Heimath entführen sollte, hatte er zu Martha's unaussprechlichem Erstaunen eine andere als eine brüderliche Frage an sie gestellt, die Frage, ob sie nicht an seiner Seite ihre Heimath finden wolle für immer, und jetzt, zu dieser Stunde stand er vor ihr, um von ihren eigenen Lippen die Antwort darauf zu holen. O, wenn sie nicht so viel Ernstes in der letzten Zeit erlebt hätte, diese Stunde hätte sie gar nicht überleben können vor innerer Beklemmung! Was sollte sie dem Doktor sagen, der so gut war und so edel, und den sie eben doch nicht lieben konnte?

„Ich will Sie nicht drängen, liebe Martha," sagte er, und sie fand zum erstenmal, daß der tiefe Ton seiner Stimme etwas Angenehmes hatte. „Entscheiden Sie sich mit aller

Ruhe und Freiheit, ein Entschluß für's Leben darf nicht übereilt werden." — „Ich nehme Ihre Geduld so lange schon in Anspruch," sagte Martha in einem sanften, fast schüchternen Ton, den der alte Freund nicht an ihr gewöhnt war; „wirklich, ich glaube gar nicht, daß ich Ihnen genügen könnte." — „Das lassen Sie meine Sorge sein," sagte der Doktor lächelnd. Sie hatte unbewußt hier eigentlich einen bestimmteren, lebhafteren Widerspruch erwartet, obgleich es ihr mit dem Zweifel Ernst gewesen. — „Sie sind so gut, Sie haben so viel für die Großmutter gethan, und für mich!" — „Das darf Ihren Entschluß nicht bestimmen, Martha. Dasselbe hätte ich für meine gütige alte Freundin gethan, auch wenn ich Sie nie gesehen hätte; was ich für Sie thun konnte, war einfache Pflicht eines Freundes und Hausgenossen, die ein Anderer nur besser erfüllt hätte."

‚Aber er hat auch gar nichts Feines, nichts Gefühlvolles,' dachte Martha, die denn doch oft im Stillen die Hingebung für die Großmutter noch andern Motiven zugeschrieben. ‚Warum kann ich denn eigentlich doch nicht Nein sagen?' — „Ich habe Ihnen nicht verschwiegen —" begann sie wieder mit gesenktem Blick und tiefem Erröthen. — Der Doktor fiel ihr in das Wort: „Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit, mit der Sie mir, mit Ueberwindung Ihres Gefühls, selbst mitgetheilt, was mir kein Geheimniß war. Ich habe auch einmal geträumt, Martha, wenn ich Ihnen gleich nicht aussehe wie ein Träumer; geträumt von einer Knospe, die unter meinen Augen aufgekeimt, auch einst unter meinen Augen erblühen würde, für mich erblühen, in Glück und Liebe. Der Traum ist zu Schaum geworden und die Schuld ist wohl mein, daß ich die Knospe nicht zu wecken verstand. Ich bin kein Sonnenstrahl, Martha, höchstens ein gutes warmes Herdfeuer. Wollen Sie sich aber daran wagen, liebe Martha, so denke ich, auch Ihr Herzenstraum und Ihr Herzeleid sollen nicht Steine in unserem Wege sein, sondern Stufen, auf denen wir höher steigen wollen."

„Aber — freilich, Sie sind so allein, so einsam im Leben; wenn Sie sich begnügen könnten mit meiner schwester-

lichen Zuneigung, meiner Treue, meiner Hochachtung —" Sie hielt plötzlich erschrocken inne; das würde er am Ende schon für ein Jawort nehmen? und so hatte sie's doch nicht gemeint.

„So genügsam bin ich nicht, liebe Martha," sagte der Doktor mit ernstem Lächeln. „Ihre erste Liebe konnte ich nicht gewinnen, aber Ihre ganze Liebe ist das einzige Ziel, das mir begehrenswerth ist. Sie können und dürfen nur mein sein mit vollem Herzen, mit Ihrem ganzen Willen; kein Gedanke als der an Gott darf zwischen uns beiden stehen, es darf keinen möglichen äußern Fall im Leben geben, der Sie Ihr Ja auch nur eine Sekunde bereuen ließe. Es muß Ihnen klar und fest stehen, daß Ihr Entschluß Gottes Wille ist, daß Sie Ihre ganze Seele in meine Hand legen können, damit wir gemeinsam unsern Weg zum Himmel suchen. — Die Einsamkeit meines Herzens und Lebens darf Sie nicht zum Mitleid bewegen," fuhr er ruhiger fort; „ich bin allein, es ist wahr, und ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn Sie fort sind und diese Thüre geschlossen ist. Aber ich habe gelernt, allein zu sein mit Gott und mein Leben auszufüllen mit meinem Beruf; ich habe gelernt, auch ohne Hoffnung zu lieben, ohne darum herzkrank zu sein. Sagen Sie also ja nicht Ja aus Mitleid, liebe Martha."

„Warum will er mich denn aber, wenn er mich nicht braucht?" dachte Martha. — „Nun, liebe Martha," sagte der Doktor, dessen rasches Auf- und Abgehen mehr als seine Worte seine innere Bewegung gezeigt hatte, indem er vor ihr stehen blieb, „nun lasse ich Sie noch einmal allein mit Gott und Ihrem Herzen. Er lenke Ihren Sinn nicht nach meinem, sondern nach Seinem Willen. Gut Freund bleiben wir auf jeden Fall, Martha," setzte er im alten gemüthlichen Ton des Hausfreundes hinzu, indem er sein Lämpchen anzündete und gute Nacht sagte.

Marthas Licht war tief herabgebrannt, als sie Ursula weckte und zu Bette schickte, in deren Schlummer keine Ahnung von der Lebensfrage gedrungen war, die vor ihr besprochen worden. — Martha blieb lange noch auf mit ihren

Gedanken. „Hat denn wohl je in aller Welt einer so um ein Mädchen geworben?“ fragte sie sich. „Wer weiß, wenn er mir seine stille Liebe und seine Einsamkeit so recht beweglich vorgestellt hätte, was ich hätte thun können, der Großmutter zu Lieb, die sich gewiß im Himmel noch darüber gefreut hätte! Statt dessen beweist er mir in einem fort, daß er mich eigentlich nicht braucht, und ist dazu noch so anspruchsvoll, daß er mich nicht einmal will, wenn ich ihn aus Achtung nehme! Und doch kann ich nicht Nein sagen!“

Die arme, bedrängte Martha schlief endlich ein. Der Doktor hatte Recht: er war kein Sonnenstrahl, wenigstens kein gewaltiger, aber ihr letzter Gedanke beim Einschlummern und ihr erster beim Erwachen war dennoch: „Warum kann ich denn nicht Nein sagen?“

Ich weiß nicht, warum wir in dieser Geschichte so viel mit Wintertagen zu thun haben. Aber ich kann es nicht ändern; es war in der That wieder ein trüber, neblicher, sonnenloser Tag zu Ende Februars und es wurde Nacht, ehe es recht Tag geworden war. Da und dort blinkten an den Fenstern die Lichter auf, die Laden wurden eilig geschlossen, ein paar Buben, die sich mit dem spärlichen Schnee erlustigt hatten, zogen sich auch in die Häuser zurück und nur noch ein Mann im wohl zugeknöpften Winterrock schritt eilig durch die Straßen. Er schritt einem Licht zu, das von dem Fenster eines netten Hauses ganz besonders freundlich und einladend seinen Schein auf die Gasse warf. Wer gute Augen hatte, konnte sogar erkennen, daß eine Frau bei diesem Licht noch emsig arbeitete, und der gestrenge Eheherr, der auf diesen Schein lossteuerte, bereitete sich schon auf einen Verweis vor für die ungehorsame Frau, die gegen sein Verbot bei Licht noch nähte. Gar zu scharf wird er übrigens nicht ausfallen, denn er schaut hellen Auges nach dem Schein, der ihm eine gute, trauliche Heimath erleuchtet, und denkt der langen Jahre der Einsamkeit, wo kein Licht und kein Herz seiner wartete, wo kein Auge heller blickte,

wenn er heim kam, und überzählt nun den Reichthum, den Gott ihm verliehen.

Endlich war das Haus erreicht und er wollte eben an der Klingel ziehen, als in athemloser Hast ein Bursche um die Ecke gerannt kam und ihn auf der Schwelle seines häuslichen Glücks am Rocke zurück riß. „Herr Doktor," keuchte der Jüngling, in dem er den Kellner des ersten Gasthofs, der Post, erkannte; „Herr Doktor, kommen Sie geschwind zu uns! geschwind! so schnell Sie können!" — „Nun, was gibt's?" fragte der Doktor, in diesem Augenblick gar nicht erbaut von dem Verlangen. — „Ein Herr, ein ganz vornehmer Herr — ein Graf — ein Fürst oder ein Herzog ist bei uns abgestiegen. Sein Begleiter, wahrscheinlich ein etwas geringerer Prinz, ist beim Aussteigen gefallen und hat den Arm gebrochen oder sonst was. Kommen Sie doch geschwind!"

Ohne weitere Fragen riß der Doktor an der Klingel, eilte mit flüchtigem Gruß an der Frau vorbei, achtete der Kinder kaum und rannte mit seinen Instrumenten wieder fort, indem er nur noch der Magd zurief, wo er zu finden sei.

Die junge Frau oben hatte seit zwei Stunden auf ihn gewartet. Allerlei kleine Delikatessen, mit denen sie ihn zum Vesper überraschen wollte, standen zierlich geordnet auf dem Tischchen vor dem kleinen Sopha; auf dem Lehnstuhl lag Schlafrock und Hausmütze, am Ofen standen Pantoffeln, um ihn recht gründlich zu erwärmen, wenn er von dem kalten Gang nach einem nahen Dorf zurückkehren würde. Auch von den Kindern erwarteten den Heimkehrenden allerlei Ueberraschungen. Alfred, dem ältesten Sohn, hatte der Präzeptor ein ehrendes laudo mit rother Dinte unter sein Argument geschrieben, die fünfjährige Dorothee hatte den ersten Strumpf fertig gebracht, Annchen, die auch nicht zurückbleiben wollte, erklärte, sie habe dem Vater auf ihre Tafel eine Kutsche gemalt, damit er fahren könne, und Wilhelm, der kleinste, hatte heute die ersten selbstständigen Schritte gemacht.

Aus allen diesen schönen Dingen war nun nichts geworden. Seufzend stellte Frau Martha die Speisen zurück,

legte den Kleinen zu Bett und suchte die Mädchen zu bereden, ihre Ueberraschungen bis morgen zu versparen. Alfred mit seinem laudo war am allerunzufriedensten und meinte vorlaut: „Aber das ist doch nicht recht vom Vater, daß er so an uns vorbei rennt und gar nicht nach uns sieht, wenn wir ihm eine Freude machen wollen."

„Der Vater denkt zuerst an seine Pflicht," sagte die Mutter dem Knaben und sich selbst zur Belehrung. „Bei uns zu sein, wenn ihr brav seid, das ist seine Freude, aber die gönnt er sich erst, wenn er seinen Beruf erfüllt hat. Sieh, darum steht der Vater so in Ehren bei Hoch und Niedrig vor vielen vornehmeren Leuten, weil er so treu ist in allem, was ihm anvertraut ist, und dabei nicht an sich denkt. Wenn du einmal groß bist," sagte sie mit feuchtem Auge, „so wirst du erst wissen, was für ein Gut dir der Vater in seinem guten Namen erworben. Meine Mäuschen gehen nun zu Bett, und den Strumpf und die schöne gemalte Kutsche geben wir dem Papa morgen zum Frühstück; der große Alfred darf noch aufbleiben, wenn er sich hübsch still unterhalten will."

Mit guten und ernsten Worten gelangte die Mutter endlich dazu, das kleine Volk zur Ruhe zu bringen. Die Magd, die auf eigene Rechnung auf's Rekognosciren ausgegangen, brachte Kunde von dem vornehmen Herzog auf der Post und dem fast ebenso vornehmen Herrn, der die Hand gebrochen, und der wahrscheinlich des Herzogs Bruder sei. Alfred war für sein Warten reichlich entschädigt durch die Erwartung der merkwürdigen Dinge, die der Vater zu erzählen haben werde, und wir wollen nicht dafür stehen, ob nicht Frau Martha schon im Geiste ihren Gatten wegen besonderer Verdienste mit einem Orden geschmückt erblickte.

Endlich ertönte die Hausglocke, und dießmal unbehindert von einem schnellfüßigen Kellner, trat der Doktor müde und erfroren in die behagliche warme Stube. Es war unser alter Freund, der Doktor Euchelmaier, und er schien sich in den zwölf Jahren, seit wir ihn nicht mehr gesehen, fast verjüngt zu haben, trotz der Falten auf seiner Stirn. Es lag

ein behaglicher Ausdruck in seinen ernsten Zügen, den sie früher nicht gezeigt: ein Zug von Daheimsein. Von der jungen Frau, die ihn mit einem herzlichen Kuß begrüßt, und in der wir längst die rosenwangige Martha wieder erkannt, könnten wir eben nicht sagen, daß zwölf Jahre spurlos an ihr vorüber gegangen wären. So schlank ihre Gestalt noch war, so war es doch keine Mädchengestalt mehr, und es begegnete ihr nur noch selten, daß man sie „Fräulein“ anredete und den Doktor für ihren Papa hielt, was in den ersten Jahren ihres Ehestandes zu ihrem unbeschreiblichen Ergötzen oft geschehen war; aber die sonst fast allzu blühende Röthe ihrer Wangen war einer feinen Rosenfarbe gewichen, in den lachenden blauen Augen war ein milderes und tieferes Licht aufgegangen, und wenn die zwölf Jahre sie nicht jünger gemacht, so konnte man doch im Zweifel sein, ob sie sie nicht schöner gemacht hätten, was des Gemahls Fall nicht war, der im Artikel der Schönheit nie große Geschäfte gemacht hatte.

Während wir in der Eile diese Personalien geben, ist der Doktor glücklich im Schlafrock und Hausmütze und in seine gewohnte Sophaecke gekommen; nur die Pantoffeln hat er verschmäht, ein Zeichen, daß er noch einmal ausgehen wird. Alles Fragen beim Nachhausekommen war längst verboten, und Frau Martha war darin so gehorsam, daß nicht einmal ihr Gesicht mehr neugierig aussah. Alfred hatte es nicht so weit gebracht; obgleich er nicht fragte, war doch sein ganzes Gesicht Ein Fragezeichen. Wie eine Militärbedeckung begleitete er den Vater mit offenem Munde auf jedem Schritt, um ja nichts von der wichtigen Mittheilung zu verlieren, die bevorstand, so daß der ernste Doktor hell auflachen mußte.

Nun war alles arrangirt, und die geschäftige Hausfrau saß in Ruhe an des Mannes Seite und legte ihm Suppe vor. In diesem außerordentlichen Fall war doch wohl das Fragen erlaubt und sie hob an: „Was hast du denn so spät noch für einen Patienten erhalten?“ — „Den Sekretär, Hofrath, oder wie man ihn titulirt, des regierenden Fürsten

von Biberstein-Kahleneck-Bergheim, der mit dem Fürsten hier durchreiste und die Hand gebrochen hat." — „Ist es bedeutend?" — „Gefährlich eben nicht, aber langwierig. Der Patient ist höchst ungeduldig und unglücklich, wochenlang hier verharren zu müssen, statt mit der Durchlaucht nach Italien zu reisen. Nach Tische gehe ich noch einmal hin. Die Durchlaucht ist dennoch abgereist, so unendlich sie den Unfall des treuen Dieners beklagte; aber hier eine Nacht zuzubringen! Uebrigens hat er mir den Patienten auf's Dringendste empfohlen." — Man besprach den Vorfall zusammen, Alfred fand noch Gelegenheit, mit seinem laudo hervorzurücken, und legte sich befriedigt vom väterlichen Lob zur Ruhe.

Martha war allein noch auf und saß etwas schläfrig an ihrem Buch bei tief herabgebranntem Licht, als ihr Gatte nach Hause kam. „Weißt du, wer der fürstliche Hofrath ist?" fragte er sie, nachdem er sie begrüßt. — „Nein, wie sollt' ich?" — „Er heißt Felsen," sagte der Doktor langsam, „und ist ein alter Bekannter." Ein tiefes Erröthen flog über Marthas Gesicht; mit einem fragenden Blick bog sich der Doktor von hinten über ihren Stuhl und sah ihr in die Augen. Er konnte zufrieden sein mit der Antwort, die ihm in dem langen, tiefen Blick der jungen Frau entgegen kam, mit dem glücklichen Lächeln, mit dem sie aufstand und ihre Arme um seinen Hals schlang und ihr Haupt ausruhen ließ an seinem treuen Herzen.

Der Doktor besorgte treulich und emsig seinen ungeduldigen und ziemlich unliebenswürdigen Patienten, der keinen alten Bekannten in ihm vermuthete, wenn ihm auch je und je vorkam, er sollte ihn schon gesehen haben. Martha hatte gerade nicht Zeit, viel über dieses wundersame Zusammentreffen nachzudenken und sich auf das Wiedersehen vorzubereiten, denn sie erwartete einen lieben Besuch. Anna hatte sich auf einige Wochen angesagt, und wenn auch der Doktor das verheißene Vergnügen etwas kühl aufnahm, da er nie ein besonderer Verehrer Annas gewesen war, so freute er sich

doch der Freude seiner Frau, die mit gewissenhafter Treue das Gefühl einer Freundschaft festhielt, der sie durch ihre innere Entwicklung ziemlich entwachsen war.

Es war noch Fräulein Anna, die mit der verwittweten Mutter und den Schwestern jetzt in der Residenz ein ziemlich langweiliges Leben führte, wie vielfach es auch durch Concerte, Theater und Vorlesungen gewürzt war. Anna hatte nicht innere Kraft, nicht Demuth und Selbstverläugnung, nicht Liebethätigkeit genug, um ihr einsames Dasein klar und harmonisch zu gestalten; aber sie war zu gutmüthig, um verbittert und böswillig zu werden und durch Schmähen über andere sich für verfehltes Lebensglück schadlos zu halten. Sie begnügte sich, ganze Hefte voll Gedichte abzuschreiben, lauter Variationen über das Thema:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.“

und solche mit schmelzender, wenn auch nicht immer schmelzreicher Stimme zur Guitarre zu singen. Ihrer Freundin Martha gönnte sie ihr häusliches Glück von Herzen und war die Pathin ihres jüngsten Töchterleins; aber das prosaische Aussehen des Doktors half ihr noch mehr als Freundschaft und Herzensgüte über jedes Gefühl von Neid oder Bitterkeit hinweg. Sie fand es recht vernünftig, daß Martha diesen Entschluß hatte fassen können; sie ihrerseits wäre das nicht im Stande gewesen, und es war ein Glück für die Welt, daß nicht viel solcher zartbesaiteten Seelen waren, die lieber einsam verklingen wollen, als ihrem Ideal entsagen.

Da es des Doktors Eigenthümlichkeit war, jeden Ausdruck des Gefühls fast ängstlich dem Auge anderer zu entziehen, so daß er seine Frau fast eher noch vor andern gescholten als geküßt hätte, so hielt ihn Anna auch wirklich für den trockenen Michel, für den er sich gab, und betrachtete Martha mit einem gewissen schonenden Mitleid, das sie nicht mahnen wollte an die Ideale, die ihr zerronnen waren. Martha dagegen, die einem Mädchen kein besseres irdisches Loos wünschen konnte als einen so braven Mann, wie den ihren, gab ihr in Gedanken dieses Mitleid reichlich zurück.

und so war zwischen ihnen, neben aller wirklichen Zuneigung und äußern Herzlichkeit, wenig inneres Verstehen.

Gegen Abend zog die Doktorin mit ihrer kleinen Familie auf die Post, um Anna abzuholen. Alfred hatte es zuerst unter seiner Würde gefunden, mit zu gehen, und ließ sich erst bewegen, als die Mutter ihm sagte, er müsse an des Vaters Stelle gehen. So machte sich die kleine Karawane auf, Wilhelm auf der Mutter Arm. Endlich kam der Wagen, und die Kinder, die sich Annas nicht mehr erinnern konnten, waren etwas enttäuscht; sie hatten sich unwillkürlich etwas besonders Reizendes und Schönes gedacht. Alfred sagte leise zu Dorothee: „Du, sie ist nicht schön!“ — „Aber ihr Kleid und ihr Hut!“ flüsterte Dorothee. Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder, und aus ihrer Tasche sah eine große, vielsprechende Düte hervor, so daß das kleine Volk sehr hoffnungsvoll voran hüpfte.

An einem Fenster des Posthauses stand ein etwas blasser Mann, den Arm in der Schlinge, und sah auf die Damen, als eine Abwechslung in seiner trostlosen Langeweile. Aber rasch fuhr er zurück, als Martha zufällig den Kopf gewandt hatte. „Wäre es möglich?“ fragte er sich, und die Einförmigkeit seiner Krankenstube war heute etwas belebt durch alte Gedanken und Erinnerungen.

Anna war im traulichen Gaststübchen untergebracht, wo ihr die Freundin alles so comfortabel als möglich bereitet hatten. Die alten Herrlichkeiten der Mädchenstube spielten noch immer eine Rolle beim Aufputz des Gastzimmers. Dorothee schaute mit offenem Munde zu, wie der Gast die feinen Kragen, Shäwlchen und Mantillen in die Schubladen räumte; Martha half ihr und hörte daneben ein Privatissimum über das Neueste, was man trug, und obgleich Anna versicherte, solche Dinge haben nicht den mindesten Werth für sie, und Martha erklärte, sie habe weder Zeit noch Geld, an neue Moden zu denken, so wurde das Thema doch mit bedeutendem Interesse verhandelt.

Für Kinder sind Gäste ein allzeit willkommenes Ereig-

niß, für Frauen ist zeitweise das Vergnügen ein mäßiges. Gäste, die zu Wagen anfahren, die Umstände erwarten und ein geheiztes Gastzimmer, junge Mädchengäste, die Anspruch auf besondere Vergnügungen machen und ein Ballkleid im Koffer haben, männliche Gäste, namentlich halbgewachsene Jünglinge, die entsetzlich langweilig an den Fenstern herum lehnen — diese alle können zu Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewähren. Aber behagliche Gäste, bei denen die strenge Regel des Hauses etwas gelöst ist, ein bescheidenes Leibgericht, oder ein Kuchen den Tisch ziert, für die sich der Mann ein Erholungsstündchen von der Arbeit gönnt, alte Freunde, die einen frischen, geistigen Lebenshauch in die nüchterne Häuslichkeit bringen, mit denen man aufsitzt in interessanten Gesprächen bis um Mitternacht, oder weibliche Gäste, die sich mit ihrer Arbeit in einer stillen Zimmerecke niederlassen, den Kindern Geschichten erzählen und mit der Hausfrau die Arbeitsstunden verplaudern, diese gehören gewiß zur Würze des häuslichen Lebens. Man fühlt erst recht, wie es ein Großes und ein Schönes ist um den eigenen Herd, wenn man für den Freund Raum daran machen kann.

Und so waren es auch für Martha behagliche Stunden, wenn sie mit Anna an dem kleinen Nähtisch saß, Dorothee auf einem Stühlchen mit dem Strickzeug daneben und Annchen mit Wilhelm auf dem Boden herum krabbelnd, wenn sie von alten Zeiten plauderten oder in alten Poesiebüchern blätterten, die sie als Mädchen entzückt. Es geschah wohl freilich hie und da, daß die Kinder recht ungeschickt diese Reminiscenzen unterbrachen und etwas ungeduldig zur Ruhe verwiesen wurden. Was aber die Ordnung des Hauses und der Küche betraf, da gestattete sich Frau Martha keine Versäumniß; denn, wie Anna mit Seufzen bemerkte und sie selbst mit Lächeln zugab, sie fürchtete ihren Mann; eine Wolke auf seiner Stirn, eine etwas verdrießliche Bewegung, mit der er bei Tisch den Teller früher zurückschob, ging ihr viel tiefer zu Herzen als früher tüchtige Scheltworte der Großmutter. Nun war der Doktor zwar sicherlich kein Haustyrann und seine Frau hatte noch kein rauhes und unzartes

Wort aus seinem Munde gehört, aber er kam zu Zeiten müde und verstimmt nach Hause, und da es unter tausend Männern kaum Einen gibt, der es versucht, aus eigener Kraftanstrengung eine üble Laune auf der Schwelle des Hauses abzuschütteln, so ist nicht zu erwarten, daß er gerade einer dieser Seltenen war. „Kein Gefühl für weibliche Würde mehr!“ sagte Anna kopfschüttelnd bei sich, wenn sie bemerkte, wie Martha mit kleinen Aufmerksamkeiten, mit guten Worten, auch da, wo sie nichts verfehlt, dem Mann seine Verstimmung nach und nach wegschmeichelte. Martha aber trug ihre Erniedrigung mit merkwürdig gutem Muth und lachte Anna aus, wenn sie ihre Gedanken errieth. Das bischen üble Laune, das konnte jedermann sehen, wie lieb ihr Mann sie aber hatte und wie hoch er sie hielt, das wußte sie ganz allein.

Anna wußte so viel zu erzählen aus den alten Zeiten, auch Begebenheiten, deren sich Martha trotz ihres guten Gedächtnisses nicht mehr so recht entsinnen konnte, von allerlei stillen Verehrern, die nicht gewagt, um sie zu werben, oder von solchen, die förmlich um sie geworben. Bei jedem Besuch, den Anna gemacht, hatte sich die Zahl dieser möglichen und wahrscheinlichen Aspiranten um ihre Hand vermehrt. Die gutmüthige Anna erschien zuletzt als eine wahre Turandot, und sie glaubte selbst steif und fest daran.

Jener glänzende Winter mit den Eispartien und dem Ball spielte natürlich auch eine Rolle in diesen Memoiren, aber nähere Anspielungen auf Felsen und die Bedeutung, die er für Martha gehabt, wagte Anna doch nicht. Es lag etwas in dem sonst so offenen Wesen der jungen Frau, das dergleichen Mittheilungen abschnitt. Die Handschuhe hatte Martha noch aufgehoben, die ihr damals der Doktor gebracht. „Und denke nur,“ fügte sie lachend hinzu, „obgleich er mir Ballhandschuhe gekauft, hat mich doch der Tyrann nachher kein einziges mal auf einen Ball gelassen! Es schicke sich nicht für eine Frau zu tanzen, wenn der Mann nicht tanzt. Ich sage dir, es war mir recht weinerlich am ersten Abend, als die prächtigen Walzer und Polkas herüber tön=

ten." — „Und so läßt du dir wie ein Kind verbieten und befehlen?" fragte Anna empört. — „Das ist gar nicht mehr nöthig," sagte Martha lächelnd. „Das war nur zu Anfang, jetzt sehe ich ihm schon lang an den Augen an, was ihm recht ist und nicht. Es ist gut, daß er mich erzogen hat, ehe ich die Kinder zu erziehen hatte." — „Nein, diese Erniedrigung!" seufzte Anna wieder; „so hätte ich es nicht ertragen können!" Die erniedrigte Martha ging aber ganz getrost ihrer Wege und gönnte der Freundin ihre weibliche Hoheit.

„Heute Abend will ich einen Gast zum Thee bringen," sagte der Doktor an einem der nächsten Tage. „Ich kann meinen unmüßigen Patienten nicht mehr im Zimmer halten. Richte dich darauf, Kind." — „Welchen Patienten?" fragte Anna. — „Den Hofrath eines reisenden Fürsten, der hier die Hand gebrochen hat," sagte Martha. Wollte sie Anna überraschen oder was war es sonst, was sie abgehalten, ihr mitzutheilen, wer eigentlich der Fremde sei? Auch der Doktor hatte kein Wort davon gesagt.

Der Theetisch war sehr hübsch arrangirt, die große schöne Lampe angezündet; das Zimmer strahlte im freundlichsten Schmuck, Martha's bescheidener Silberreichthum blinkte auf dem Tisch. Gewiß eine sehr verzeihliche Koketterie, daß sie ihr ganzes kleines Besitzthum in's schönste Licht setzen wollte.

Auch sie selbst hatte wohl ein bischen mehr in den Spiegel geschaut, als bei einem bloßen Familienthee der Fall zu sein pflegte. Das kornblaue Kleid, das sie trug, war zwar lang nicht ihr schönstes, aber gewiß ihr kleidsamstes. Anna, obwohl ahnungslos, hatte dem fürstlichen Hofrath zu Ehren ihren höchsten Schlag losgelassen, ein bunt karrirtes Seidenkleid und trug rothe Chenillen im Haar.

Und so etwas wie Herzklopfen spürte Martha doch, als der Doktor eintrat mit dem schönen, feinen, blassen Mann, der mit dem Arm in der Schlinge nur um so interessanter aussah. „Fräulein Anna Vogt — meine Frau," stellte der Doktor vor; „Herr Hofrath Felsen. Sie sind, wie ich glaube,

alte Bekannte.“ — Dießmal war Martha im Vortheil, die auf das Wiedersehen vorbereitet war, Anna aber konnte sich gar nicht zurecht finden über diese wunderbare Fügung, und Felsen selbst war etwas verblüfft. „Wohl glaubte ich vor einigen Tagen diese blauen Augen wieder zu erkennen,“ stotterte er, „aber ich traute meinem Blick nicht. Wirklich, Fräulein Martha?“ — „Nun Frau Doktor Enchelmaier,“ sagte Martha lächelnd. „Haben Sie bis jetzt meinen Mann nicht erkannt?“ — „Wirklich nicht, ich glaube, ich hatte nur Einmal das Vergnügen.“ — „Ach ja,“ lachte Martha, „und das war von hinten, als ihm meine Amalie aus der Tasche nickte.“

Erheitert durch diese Erinnerung, setzte sich die kleine Gesellschaft um den Theetisch. Anna erholte sich von ihrem Erstaunen und ließ nur hie und da unendlich wehmüthige Blicke von Martha zu Felsen gleiten, der immer noch nicht ganz seine alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. Martha dagegen, das früher so schüchterne, erröthende Kind, das zu dem gewandten Weltmann wie zu einer Art von höherem Wesen aufgeblickt hatte, bewegte sich mit der harmlosesten Sicherheit und Unbefangenheit.

Allmählig, in einer Skizze, die er von seiner Vergangenheit gab, fand Felsen seine glänzende Unterhaltungsgabe wieder. Mit köstlichem Humor erzählte er von seinem Triumph beim gewonnenen Proceß, von den Champagnerdejeuners und Festen, mit denen er ihn gefeiert, den Pferden und Equipagen, die er gleich bei der ersten Kunde angeschafft, und wie dann der wirkliche Erfund des Erbes seine glänzenden Illusionen eine nach der andern zu nichte gemacht. Ueber einige Jahre, wo er als Rechtsanwalt an verschiedenen Orten Versuche gemacht, ging er flüchtig weg, und schilderte dann wieder mit farbiger Detailmalerei sein Zusammentreffen mit dem Fürsten, die Art, wie er ihm unentbehrlich geworden, und seine jetzige glänzende Stellung bei ihm.

In ergötzlicher Weise zeichnete er den neckischen Dämon, der ihn überall im Leben verfolgt und ihn hier noch, beim Beginn einer anziehenden Reise, die Hand brechen ließ, um ihm statt des Dufts der Orangenhaine den Stallgeruch des

Postzimmers zuzuwehen. „Aber eine kleine wohlthätige Elfe folgt doch immer diesem Kobold auf dem Fuß und mildert seine Unthaten. Sie hat mich auch jetzt zurückgezaubert in eine der reizendsten Episoden aus der Zeit, wo auch ich noch gehofft und geträumt habe.“

Die Unterhaltung um den kleinen Theetisch belebte sich immer mehr. Alte Pappelburger Erinnerungen wurden aufgefrischt, die Großmama am Spinnrad, der Eislauf und andere gesellige Freuden; nur jenes Balles erwähnte niemand. — Der Doktor hatte nicht viel zum Gespräch beigetragen, nach zehn Uhr mahnte er, Kraft seines Amtes, den Patienten, die Ruhe zu suchen, warf ihm trotz alles Widerstrebens seinen alten warmen Reitmantel noch über den Burnus, und geleitete ihn nach Haus. Seufzend erbat sich Felsen die Erlaubniß, in dieser anmuthigen Villa hie und da Zuflucht suchen zu dürfen vor der entsetzlichen Langeweile und Unbehaglichkeit des Wirthszimmers, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde.

Martha half, wie gewöhnlich, der Freundin noch beim Auskleiden. Anna war immer noch außer sich über die Merkwürdigkeit dieses Zusammentreffens: „Aber, Martha, wie interessant! Und so ganz zufällig! Hat ihn dein Mann erkannt?“ — „Gewiß, aber Felsen ihn nicht.“ — „Begreiflich,“ sagte Anna in unbewußter Unhöflichkeit. „Aber es ist doch zu merkwürdig! Warum hast du mir's nicht gesagt?“ — „Nun, ich wollte dich überraschen. Gute Nacht, Anna!“

Wenn auch Felsen seine Verwunderung nicht so geräuschvoll äußern konnte, wie Fräulein Anna, so hatte doch das unerwartete Wiedersehen einen Eindruck auf ihn gemacht, über den er selbst erstaunt war. Er hatte allerdings je und je immer noch an die frische Rosenknospe gedacht, an das blühende Kind mit den blauen Augen, das er einst so huldvoll angeblickt, so glücklich gemacht mit seinen Aufmerksamkeiten, aber doch als an etwas Fernes und Abgethanes. Nun aber stand die Knospe vor ihm in voller Blüthe fraulicher Anmuth, sicher, wie es schien, im Gefühl einer erreichten Bestimmung, eines ausgefüllten Lebens. Und Er? —

Er hielt es für besser, zunächst keine Parallele zu ziehen, nur das hätte er gern gewußt, ob dieses Zusammentreffen auf die Frau denselben, oder einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf ihn.

Schon am folgenden Vormittag erschien er wieder in des Doktors Haus; er hatte Fräulein Anna einen Liedertext versprochen. Martha, die eben ihren Kleinen mit Brei fütterte, grüßte ihn unbefangen, als alten Bekannten: „Guten Morgen, Herr Hofrath, wie haben Sie geschlafen?“ — „Nicht eine Minute,“ sagte er mit mehr Ernst als Wahrheit. — „O, das ist mir leid; unser Thee ist gewiß unschuldig, aber es war Ihr erster Ausgang. Ich habe auch die halbe Nacht nicht geschlafen.“ — „Wirklich?“ fragte Felsen noch bedeutsamer. — „Ach ja, mein Kleiner da hat bis drei Uhr gehustet, und bei Tag ist er nun munter, als ob nichts geschehen wäre, der kleine Schelm.“ Die lachenden Augen der Mutter und des Kindes begegneten sich, und der melancholische Blick, den Felsen auf sie heftete, ging ganz verloren.

Nun erschien Anna, in empfindsames Blaßblau gekleidet, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang. „Es scheint warm heute,“ bemerkte Martha etwas prosaisch. — „Ein Tag voll Lenzahnung,“ sagte Felsen feurig; ich höre von meinem Zimmer aus den losgebundenen Bach rauschen, ein verborgenes Schwellen und Drängen überall, der Frühling fordert seine alten, heiligen Rechte wieder.“ — „Glauben Sie, daß der Mühlbach ausgetreten ist?“ fragte Martha besorgt. „Mein Mann hat heute noch einen Krankenbesuch in Ellingen zu machen, da könnte der Weg gefährlich sein.“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Felsen, etwas abgekühlt und verstimmt, und stellte sich an's Fenster. — Anna aber probirte das mitgebrachte Lied, die Schlußstrophen von Byrons farewell, auf dem Piano und hob an zu singen:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warst du so lieb mir!
Es schauert mich heut.

Sie wissen nicht, wie ich
So gut dich gekannt;
Wie ich dich beweinte,
Kein Wort hat's genannt.

Wir sah'n uns verstohlen,
Und stumm ist mein Schmerz.
Daß dein Sinn konnte täuschen,
Vergessen dein Herz.
Und seh'n wir uns wieder,
Wenn Jahre sind um,
Wie soll ich dich grüßen?
In Thränen und stumm.

Leise verklangen die Töne, Felsen sah sich um nach Martha; sie hatte unter dem Gesang den Kleinen auf ihren Armen in Schlummer gewiegt und sah lächelnd auf ihn nieder. Sie winkte Felsen zu sich! er flog hinüber. „Bst! da sehen Sie einmal!“ flüsterte sie, indem sie mit hohem Ergötzen auf den Kleinen deutete. Der kleine Bursche hatte den Breilöffel mit dem Händchen gepackt und hielt ihn fest, während er in süßem Schlummer lag, die reichlichen Spuren seiner Mahlzeit auf dem vollen, rosigen Gesicht. „Ist das nicht köstlich?“ flüsterte sie. — „Entzückend,“ flüsterte Felsen, konnte aber in der That nicht begreifen, was es denn so Außerordentliches sei um ein Kind, das im Schlaf seinen Breilöffel hält. — „Ist diese Gleichgültigkeit ein Pique über frühere Vernachlässigung von meiner Seite, oder stellt sich die junge Frau so ruhig, weil sie für ihre Ruhe fürchtet? O, sie darf unbesorgt sein, ich bin kein Don Juan, und begehre nicht ihr hausbackenes Glück zu stören.“

Für Anna war der interessante Freund in der kleinen Stadt, die sie noch unbedeutender fand als vor Zeiten Pappelburg, ein unbezahlbarer Fund. Sie hatte dießmal Einsicht genug, um zu wissen, daß sie weder eine alte, noch eine neue Liebe Felsens sei, aber auch der bloß freundschaftliche Verkehr, zu dem er sich sehr gerne hergab, hatte großen Reiz

für sie. Es gab immer Lieder auszutauschen, Bücher zu entlehnen, Besprechungen darüber; der kranke Arm machte ihn so hülflos, und Martha überließ meist ihr die kleinen Dienste, deren er bedurfte, und die sie ihm mit vieler Grazie leistete. So kam es bald, daß Felsen täglicher Gast in des Doktors Hause, und fast zu allen Stunden dort zu treffen war. Des Doktors gute Laune schien dadurch nicht eben zu gewinnen. Er und Felsen verstanden sich nicht besonders gut, und die für jenen wenig anziehenden Gespräche, die dieser aufbrachte, und die Ueberlegenheit, die er dabei geltend zu machen wußte, erfüllten nicht selten den Doktor mit verbissenem Aerger. Er war gastlicher Natur, aber seine Gäste mußten auch seine Gäste sein; er liebte es nicht, seinen häuslichen Herd allzulange von Fremden belagert zu sehen, die sich auf eigene Rechnung daran amüsirten. Die beständige Gegenwart Felsens und Anna's that ihm auch in seinen häuslichen Gewohnheiten einen gewissen Zwang an, der ihm um so lästiger wurde, als er sich eben nicht recht gesund fühlte. Obgleich herzgut und liebevoll, war er doch nicht frei von der menschlichen, besonders männlichen Untugend, eine Verstimmung, die man nicht an den rechten Mann bringen kann, an den, oft ganz unschuldigen liebsten und nächsten Personen auszulassen. Er kam oft in übler Laune nach Haus, und Martha, die eben jetzt ihr häusliches Glück gerne im schönsten Glanze hätte leuchten lassen, fand ihn verstimmt, unfreundlich sogar, wie sie dieß nie zuvor erfahren.

War es die Weichheit, die jede Genesung mit sich bringt, oder war es ein neu erwachendes tieferes Gefühl? Felsen zeigte, zumal im Verkehr mit den Damen allein, viel weniger den vornehmen, etwas ironischen Ton des Weltmanns, als eine poetische Stimmung mit einem leisen Anflug von Wehmuth, die Martha, die von jeher in Freud und Leid alles gern ernstlich und geradezu genommen und von jeder Art Ironie verwirrt wurde, viel besser gefallen mußte.

Eines Abends saß sie mit Anna und Felsen zusammen, Felsen trug mit unnachahmlichem Ausdruck ein Gedicht By-

rons in guter deutscher Uebersetzung vor. Seine ganze Seele schien er in die Stelle zu legen:

„Die Dame seiner Liebe war vermählt
Mit Einem, der nicht heißer sie geliebt.“ — —

Da trat eben der Doktor ziemlich durchnäßt in's Zimmer. „O Ludwig!“ rief Martha erschrocken, „ich habe gar nicht bemerkt, daß es regnet!“ — „Ich hatte dich gebeten, mir zu Müllers einen Schirm zu schicken,“ sagte er kurz und ärgerlich. — „Es thut mir leid, ich hatte es ganz vergessen.“ — „Natürlich, weil es mich angeht.“ Die junge Frau schwieg gekränkt über den ungerechten Vorwurf. Anna machte die sehr natürliche Bemerkung: „Aber warum nahmen Sie keinen Schirm von Müller mit?“ — „Weil ich nicht fremden Leuten lästig fallen will,“ sagte der Doktor noch ärgerlicher, weil er selbst einsah, daß sie Recht hatte und daß er aus einer Art Trotz im Regen fortgelaufen sei, und ging in's Nebenzimmer. Martha eilte ihm nach, um für trockene Kleider zu sorgen und — um ihre Thränen zu verbergen. Mit unendlicher Wehmuth blickte ihr Anna nach. „O, sie trägt viel im Stillen!“ antwortete sie leise auf Felsens fragenden Blick; „sie ist ein starkes Herz!“ Anna hatte nie den Gedanken los werden können, daß Martha ein Opfer sei.

Felsen hatte so seine eigenen Gedanken über die Verstimmung des Doktors, und sie waren ihm nicht ganz unangenehm. „Eifersucht? Natürlich. Nun, der gute Mann darf ruhig sein. Nur wissen möcht' ich einmal, woran ich bin mit der kleinen Frau; dann will ich ja gern das Ehepaar seinem häuslichen Glück und seinen kleinen Breilöwen überlassen.“

Welche Erniedrigung weiblicher Würde Martha sich wieder hatte zu Schulden kommen lassen, als sie ihren Bären in warmem Schlafrock und Pantoffeln in ganz leidlich guter Laune aus dem Nebenzimmer hervorbrachte, das gestand sie Anna nicht; aber die blauen Augen, die sich so leicht mit Thränen füllten, von denen der Doktor gar kein Freund war, glänzten wieder ganz hell. Das Ehepaar schien allerlei geheime Einverständnisse mit einander zu haben, und Anna

hatte Felsen allein zu versorgen, auf den sich allmählig des Doktors üble Laune zu vererben schien, so daß er einen frühen Abschied nahm.

Er konnte es nicht verwinden, daß diese ganz einfache Frau so ruhig, so unbesorgt ihm gegenüber stehen sollte, während er nicht nur aus eigener Wahrnehmung, sondern auch aus Annas bereitwilligen Mittheilungen wußte, was er ihr einst gewesen. Es mußte eine künstliche Ruhe sein, und Verstellung konnte er nicht ungestraft lassen. Nur Einmal, ein einzigmal nur mußte er sie zum Geständniß bringen, daß auch auf ihr Herz die Vergangenheit noch ihre Rechte habe; dann wollte er ja weiter ziehen und ihren Frieden nicht stören. Er bemerkte nicht, daß er selbst, während er Fäden anlegte, um zu ziehen, längst gezogen ward, gezogen von seinem eigenen unerzogenen Herzen, das nie gelernt, sich eine Schranke zu setzen.

Er sah im tagtäglichen Verkehr in des Doktors Hause neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten der Häuslichkeit: unartige Kinder, die Stürme der Wasch- und Putzfeste, ungeschickte Dienstboten, die junge Frau zu Zeiten müde und verstimmt darüber; er sah, wie der Doktor oft in der rastlosen Uebung einer mühevollen Pflicht kaum Viertelstunden fand für häusliche Ruhe, für den Verkehr mit den Seinen; und doch, er mochte sich diese Kehrseiten des Familienglücks noch so oft und noch so karrikirt vor die Augen halten, eine unabweisbare Stimme sagte ihm: „Das ist doch Leben, und dein Beruf ist keines Mannes Beruf!“

Für unerhörtes Glück hat es gegolten, daß ihm, dem Verwöhnten und vom Glück Verstoßenen, die Gunst des Fürsten und mit ihr ein bequemes Schlaraffenleben wie aus den Wolken zufiel, und er hatte sich auch viel Schönes weiß gemacht über die Bedeutung seiner Stellung als Vertrauter eines Mächtigen; aber statt eines berathenden Freundes, war er nicht vielmehr der Diener seiner Launen? Was ihn an den Fürsten fesselte, war es der gelinde Grad von Zuneigung und Anhänglichkeit, die er für ihn empfand, war es die Sorge für Angehörige, deren Existenz er zu sichern hatte,

oder war es nicht vielmehr seine eigene Weichlichkeit, die nicht ein Jota aufgeben wollte von dem Luxus und Comfort des Lebens, den er sich zum Bedürfniß gemacht? Ohne diese Weichlichkeit hätte er, auch ohne das Erbe des Großonkels, seinen Weg suchen und bahnen können wie andere, denen Gott einen hellen Geist und einen gesunden Arm gegeben, hätte sich die Blume pflücken können, die er achtlos am Wege stehen lassen, weil er sich gefürchtet hatte vor einem Leben der Arbeit und Beschränkung.

Es war selten, daß er solche Gedanken in sich wach werden ließ; aber gerade jetzt gab es oft Zeiten, wo er nicht nur den Doktor beneidete, sondern den niedersten Taglöhner, bei dem er denken mußte: „Du gibst deine Mühe und deinen sauren Schweiß doch um Brod für Weib und Kind; ich aber verschleudere meine Kraft und Zeit um feine Cigarren und edle Weine, um seidene Sophas und amüsante Reisen!“ Er wußte gar nicht, woher ihm solche Gedanken kamen, und der Aerger darüber wurde ihm wieder zu einer Art von Rachegefühl gegen den philisterhaften Doktor und seine Frau.

Und nun kam allmählig die goldene Frühlingszeit, warme Märzwinde, die liebliche Mähren erzählten von vergangenen Träumen, die man ihnen mitgegeben vor langen Jahren und die sie immer wieder mitbringen auf ihren leichten Schwingen und neckisch an der Seele vorüber führen und altes süßes Leid damit aus dem Schlummer locken. Die Syringen knospeten und die Vögel zwitscherten; und die kleine Doktorsfrau mit den schönen, tiefen blauen Augen, die sollte allein ganz unbewegt und vergnüglich unter ihren Kindern und Kochtöpfen sich bewegen? Nein, er mußte ihr noch ein Zeichen des Gefühls entreißen, ehe er ging, oder wenn wirklich in Küchendampf und Kinderstube jeder Funken tieferen Gefühls in ihr erstickt war, so sollte sie wenigstens seinen Hohn fühlen.

An Anna hatte er eine bereitwillige Bundesgenossin. Sie war längst gekränkt über das, was sie Mangel an Vertrauen bei der Freundin nannte. Seit Felsens erstem uner-

warteten Erscheinen hatte sie jeden Abend erwartet, daß ihr Martha mit Thränen in den Augen um den Hals fallen, ihr gestehen werde: „Die alte Liebe erscheinet, sie stieg aus dem Todtenreich!“ Dann hatte sie ihr beistehen wollen, den Riesenkampf der Pflicht zu kämpfen. Sie hatte sich eine schöne tragische Scene gedacht, voll Liebe und Entsagung, wo Felsen mit verhülltem Antlitz fortstürzen und wo Martha erkennen würde: „daß auf des blühenden Traumes Grunde ihr ganzes Leben ein Schatten war,“ und hinfort in edler Resignation ihr Leben ertragen und ihre Tage beschließen. Statt dessen ging Martha in keinen einzigen ihrer einleitenden Seufzer ein und strickte fort an ihres Mannes Socken, während sie ihr sang:

Alles ist vergangen,
Alles um mich her,
Habe kein Verlangen
Hier auf Erden mehr.

Anna meinte es nicht schlimm mit der Freundin; sie schrieb und dachte die schönsten Phrasen über Tugend und Religion und hätte Martha um keinen Preis ihrer Pflicht untreu machen wollen. Aber nur wissen hätte sie mögen, ob sie denn wirklich ganz abgestorben sei für jedes tiefere Gefühl, ob es nicht möglich sei, einen Funken der vergangenen Liebe zu wecken; dem hölzernen, gefühllosen Doktor würde ja dadurch kein Leid geschehen.

Von seinem Unmuth verblendet, hatte Felsen mit weniger Klugheit, als ihm sonst eigen war, sich Anna anvertraut. Sie hatte längst Martha beibringen müssen, daß sie jedenfalls seine Erkorene gewesen wäre, wenn ihn das Glück mehr begünstigt, und wie nur edelmüthige Scheu, sie an sein unsicheres Geschick zu binden, ihn abgehalten, um sie zu werben. Martha war bei der Eröffnung erröthet, hatte sie aber mit demselben ruhigen Lächeln aufgenommen, das Anna schon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Nun war seine Hand geheilt; der Doktor behauptete scherzend, er trage sie nur noch in der Schlinge, weil es so interessant aussehe; der Fürst

schrieb ihm ungeduldig. Er konnte nicht länger verweilen, aber einmal, nur Einmal wollte er Martha sprechen, ganz ruhig und ungestört, und dann fliehen; „vielleicht auch bleiben," sagte er sich im Stillen, wenn er der jungen Frau gar zu lieb war. Anna versprach ihm dazu zu helfen.

„Felsen wird nun wohl in den nächsten Tagen abreisen," hob Anna an, als die Freundinnen einmal wieder Morgens bei der Arbeit saßen. — „Mein Mann," erwiederte Martha, sagte schon letzte Woche, er könne es wagen, und ich glaube in Italien ist die schönste Zeit bald vorüber." — „Martha!" sprach Anna, sie bedeutsam anblickend. — „Anna?" fragte Martha lächelnd. — „Ist dir's wirklich ganz gleichgültig, wenn er geht?" — „Du fragst, als wären wir noch siebzehnjährige Kindsköpfe," sagte Martha erröthend und etwas ernster. „Ich denke, wir Alle werden ihn manchmal vermissen, hier, wo so wenig Wahl des Umgangs ist." — „Ich weiß wohl, du hast kein Vertrauen zu mir," sagte Anna empfindlich; „ich will mich auch nicht eindrängen, nur eine Bitte muß ich dir noch vortragen: Felsen möchte von dir Abschied nehmen, aber von dir allein und ungestört. Das, denke ich, wirst du ihm bewilligen können."

Martha schwieg. Ein anderes Ohr als das ihre hatte, ohne daß es die Beiden ahnten, Anna's Bitte gehört, ein anderes Herz stand still und harrte in athemloser Spannung auf ihre Antwort. „Du weißt," sagte Martha endlich ruhig, „daß ich an jedem hellen Morgen im Gehölz im Hausgarten bin." — Die Magd rief sie ab; es ward nichts mehr davon gesprochen, aber Anna, die sonst so gutmüthige Anna, voll Tugend und Religion, lächelte manchmal vor sich hin in stiller Schadenfreude. Nun mußte sie doch aufgehen, die sich so fest verschlossen! Hätte ihr Martha eine Herzensschwäche bekannt und sie um Beistand gebeten, sie selbst hätte Felsen beschworen, zu fliehen und die Ruhe ihrer Freundin nicht zu gefährden, aber so war es Martha's eigene Schuld; warum war sie so falsch und verschlossen? — Unbemerkt von den beiden Frauen war der Doktor, den sie lang über alle Berge geglaubt, noch im Nebenzimmer gewesen; er hatte seine Frau

noch etwas fragen wollen. Er fragte jetzt nicht, er ging still und unbemerkt davon, mit wie viel schwererem Herzen als er gekommen war!

Der schönste sonnenklare Märzmorgen lag über Thal und Land, ein durchsichtig blauer Himmel, keine Spur einer Wolke, und so recht in der Ahnung der nahen Lenzherrlichkeit lachte der Hausgarten, Martha's kleines Paradies. Das hübsche kleine Wohnhaus, das der Doktor sich gebaut, wurde beschattet von einem schönen Akazienbaume, der so alt war als sein Glück. Hinter dem Hofe stand die Remise und die Stallung, die Behausung des steten alten Fuchsen, der den Doktor über Land führte; an dieses Gebäude lehnte sich der Hausgarten. Martha war eben keine Gärtnerin ersten Rangs; der kleine Küchengarten neben dem Wohnhaus konnte sich nie sehen lassen neben den Gärten der Frau Stadtschultheißin und der Apothekerin, aber bei der Anlage des Hausgartens hatte der Doktor so recht ihren Geschmack errathen. Es war ein Grasplatz mit den schönsten Obstbäumen, der sich einen sanften Abhang hinunter zog; der grüne Grund war mit geschlängelten Wegen durchschnitten und mit kleinen Blumenstücken unterbrochen, die Terrasse mit einer Rosenhecke eingefaßt. Oben, um den Stall zu verdecken, war ein kleines Gehölz gepflanzt, das bereits lustig das niedrige Gebäude überwuchs. Hier standen kunstlose Sitze und Tische, und hier war Martha's Lieblingsplatz, das einzige Asyl, wohin sie sich oft ohne die Kinder flüchtete. Im Sommer ward hier auch gespeist und an festlichen Tagen gefrühstückt. Der Platz war so still, so ganz abgeschnitten von allem Lärm und Schaffen der Menschheit. Vögel nisteten fast auf jedem Busch und Baum; man sah nichts als grüne Bäume, aus denen sich im Hintergrund ruhig ein altes Friedhofkirchlein hob, die einzige Fernsicht.

Am kleinen Fenster der Remise, das in den Garten ging, lehnte diesen Morgen der Doktor als Lauscher zum ersten und einzigen mal in seinem Leben, mit Gefühlen, so qualvoll, wie er sie noch nie empfunden. Es ist etwas Entsetzliches um den ersten Zweifel in einem arglosen Gemüth,

wenn dieser Zweifel das Fundament des Lebens angreift. Die Anwesenheit des Fremden war ihm bis jetzt nicht eben angenehm gewesen, sein ganzes Wesen sagte dem seinigen nicht zu. Ein Mann, der seine Frau liebt, kann wohl nie mit ganz gleichgültigen Augen den sehen, der einst ihrem Herzen nahe gestanden; aber nie, in seine leisesten Gedanken nie, hatte sich ein Zweifel an seine Frau geschlichen. Seit jenem Einen Blick in der ersten Nacht von Felsens Ankunft war nicht ein Wort, nicht ein Blick mehr über die Sache zwischen ihnen gewechselt worden. Die eheliche Liebe ist eine so heilige und keusche Blume, daß ein Hauch ihre Heiligkeit verletzen kann. Wo Gatten ihre Liebe und Treue zu einem Gegenstand geselliger Scherze machen können, da ist im besten Fall die Würde und die Poesie des Verhältnisses abgestreift.

Kein Schatten eines Zweifels; — und nun willigte Martha freiwillig in ein Rendezvous mit dem Manne, der ein strafbares Gefühl für sie bekannte! Es war zum ersten mal, zum letzten mal, zum Abschied — gleichviel, in der Liebe und Treue gibt es nichts Halbes. Der Doktor wußte wohl, sie würde nichts Unrechtes thun in den Augen der Welt: für ihn aber war es vorüber mit allem Glück für immer!

Er schämte sich vor sich selbst, als Horcher dazustehen, und doch mußte er es, er mußte klar wissen, woran er war, um seiner selbst willen, er mußte nahe sein um seines Weibes willen. Er war früh herabgegangen, um sich unbemerkt hier einschließen zu können, und die Viertelstunde, die er warten mußte, wurde ihm zur Ewigkeit voll bitterer Qual. Er dachte seiner langen, treuen, stille Liebe für dieses Kind, wie er ihre Entfaltung belauscht, wie er mit tiefem Herzweh ihr entsagt um eines Jüngeren, Schöneren, Geliebten willen, wie selig er sie dann doch als sein Eigenthum in die Arme geschlossen, und wie der Gedanke an sie indeß, bewußt und unbewußt, das Ziel und der Zweck all seines Thuns und Denkens und Wirkens gewesen; wie er mit ihr, in seinen Kindern, am eigenen Herd den Glauben und die ewige Hoffnung gefun=

den, um die er Jahre zuvor einsam gerungen und gekämpft. Und nun?

Aber eine Stimme anderer Anklage erhob sich auch in seiner Seele, ein Gericht über sich selbst. Wohl hatte er sie geliebt und nie eine andere, aber hatte er ihr diese Liebe auch gezeigt, der er sich so unwandelbar bewußt gewesen? Hatte er Rücksicht genommen auf das Bedürfniß einer schwächeren, liebebedürftigen Natur, die da sehen will, um glauben zu können? Hatte er bedacht, daß jede edlere Pflanze und vor allem die Liebe, die edelste von allen, einer Pflege bedarf? Wohl hatte er sich kein hartes und unedles Wort, nicht Eine absichtliche Kränkung gegen die Gattin vorzuwerfen; aber hatte er nicht seinem Unmuth über kleine Versehen oft rücksichtslos nachgegeben, und bedurfte es mehr als einer finsteren Stirn, einer kurzen Antwort, um einem weichen Gemüth unverschuldet wehe zu thun, wo eine freundliche Rüge besser gewesen wäre: „Ihr Männer, liebet eure Weiber!“ das war ihm bisher als ein überflüssiges Gebot erschienen, das sich bei ihm wenigstens von selbst verstand; jetzt begriff er es besser, und vielleicht sollte es übersetzt werden: Ihr Männer, zeiget euren Weibern eure Liebe. — Aber: Zu spät! tönte es in seiner Seele.

Nun endlich klirrte die Gartenpforte. Martha kam und setzte sich an ihren gewohnten Platz. Sie legte ein Buch vor sich auf den Tisch, aber sie las nicht. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er sah, daß ihre Hände zusammengelegt waren wie zum Gebet, und daß sie ruhig vor sich hinaus blickte. Mit einem Gefühl wie von ewigem Abschied sah er hin auf die liebe, wohlbekannte Gestalt. Er mochte sich tausendmal sagen, daß sie sein eigen sei und bleibe, daß eine leise Verirrung des Gefühls ja leicht zu verzeihen sei, daß sie vielleicht bis jetzt lange und redlich gekämpft; wieder und wieder sagte eine Stimme in seinem Herzen: Verloren!

Nun hörte er in der Stille des Morgens einen elastischen männlichen Tritt. Es war Felsen, er kam unten durch den Garten herauf, nicht oben durch die Pforte, natürlich!

Wie Martha das Haupt seitwärts bog, um ihn mit leichtem Kopfneigen zu grüßen, sah der Doktor, daß ihr Gesicht einen Augenblick von einer tiefen Röthe überfluthet wurde. „Endlich,“ begann Felsen mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme, „endlich bin ich so glücklich, Sie allein zu sehen — vor dem Scheiden,“ fügte er bitter hinzu. — „Sie haben mich alle Tage gesehen,“ sagte Martha, und in ihrem Ton war ein leises Beben. „Alle Tage!“ rief er wieder mit Bitterkeit; „ach ja, umgeben von Ihrem ganzen Hofstaat, von Mann und Kindern, Freundin und Mägden! Und Sie hätten mich nicht fürchten dürfen — o nein! ich wollte Ihren Frieden nicht stören, nicht als Schlange in Ihr häusliches Paradies mich drängen; nur Einmal wollte ich hören, ob jede Erinnerung an eine süße Vergangenheit in Ihnen erstorben ist, ob Sie mir eine anscheinende Untreue verzeihen können, ob nicht Ein, nicht ein einziger Gedanke in Ihrem Herzen geblieben für Einen, der ihm nicht ganz fremd war! Dann wollte ich ja willig gehen und einsam sterben.“

Martha's Bewegung, durch eine so ungewohnte Situation hervorgerufen, wich bei diesen gar zu leidenschaftlichen Worten einem unmerklichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie dürfen weder einsam leben noch sterben,“ sagte sie im Ton ruhiger Güte. „Ich bitte, setzen Sie sich; ich möchte Ihnen gern sagen, warum ich Ihnen dieses Plätzchen noch zeigen wollte. — Sehen Sie,“ fuhr sie fort, als Felsen sich auf einen Stuhl in ihrer Nähe gesetzt, mit herzlichem Ton, „nun sind es zwölf Jahre, daß mich mein Mann zum erstenmal in seine und meine eigene Heimath einführte. Er selbst hatte diesen freundlichen Wohnsitz an dem neuen Ort seiner Bestimmung für uns ausgebaut, und hier habe ich zum erstenmal nach langen Monaten, die ich nach der Großmutter Tod unter entfernten Verwandten verlebt, das volle selige Gefühl der eigenen Heimath empfunden. Es ist meines Mannes Sache nicht, viel über seine Gefühle zu reden, hier aber haben wir einander unsere tiefste Seele aufgeschlossen, so ganz und offen, wie es überhaupt dem Menschen nur selten im Leben gegeben ist.

Hier habe ich erst recht erkannt, welch Kleinod mir Gott in diesem edlen Herzen, in dieser treuen Liebe anvertraut. Die ganze innige Gewißheit meines Glücks kam über mich und ich hatte keinen Wunsch, keine Bitte mehr, als dieses Herzens werth zu bleiben. — Man hatte mir vorher oft bange gemacht, daß das Glück der Ehe nicht so bestehen könne, wie es zu Anfang sei, und ich fürchtete mich selbst, aus dieser Stunde der Verklärung hinabzusteigen in's Alltagsleben. Da sah ich auf zum blauen Himmel, und ich beschloß, mein Glück in Gottes Hand zu legen, daß er es mir bewahre, und es täglich neu aus dieser Hand zu nehmen."

Martha hatte sich selbst vergessen in dieser Erinnerung und mit verklärten Blicken zu dem blauen Himmel aufgesehen, demselben, der sich über jener Stunde des Glücks gewölbt hatte. Nun erst wandte sie sich zu Felsen, der stumm neben ihr saß und in das Angesicht blickte, in dem eine höhere Schönheit als die der blühenden Jugend aufgegangen war. — „Es sind keine schweren Gewitter über unser Glück gezogen," fuhr sie fort, „aber die grauen Tage sind nicht ausgeblieben, die kühlen Regengüsse, die unfreundlichen Winde. So oft ich aber fühlte, daß sie mir die freudige Liebe, den Glauben an mein Glück, den guten Muth aus der Seele entführen wollten, suchte ich einen ruhigen Augenblick, um mich hier zu sammeln, um meinen Schatz wieder zu suchen, da wo ich ihn niedergelegt. Und ich darf vor Gott sagen," schloß sie mit dem süßen Lächeln inniger Gewißheit, „daß ich nicht Einmal diese Stätte verlassen habe, ohne mich reich gesegnet zu fühlen, ohne den frohen Muth, auf's Neue zu beginnen.

„Ich hätte Ihnen das alles gerne gesagt," hob sie nach kurzer Pause mit klarer Stimme wieder an, „weil ich in der Erinnerung an meine fröhliche Jugend herzlichen Antheil an Ihnen nehme, und weil ich Ihnen einen Gottessegen wünsche, wie er mir verliehen worden. Darum möchte ich, daß Sie es recht ernst und heilig nehmen möchten mit jedem Herzensgefühl, und recht leicht und freudig mit dem Leben, wenn Sie einmal in rechtem Ernst gewählt haben." Sie

reichte ihm herzlich die Hand und erhob sich. Der gebildete, weltgewandte Mann aber stand stumm neben der einfachen Doktorsfrau und wußte nicht Ein Wort zu erwiedern.

In diesem Augenblick hörte man fröhliches Getümmel die Gartentreppe herab, und ein festlicher Zug nahte, voran Alfred, auf einem mächtigen Papierbogen ein lateinisches Carmen tragend, dem er in Rücksicht auf der Mutter Unwissenheit eine deutsche Uebersetzung beigefügt; Dorothee hielt in hellem Triumph ein etwas mangelhaftes Machwerk, ein Paar Strumpfbänder vorstellend, in der Hand; Annchen trug einen Veilchenstrauß, so groß ihn ihre Händchen umspannen konnten, und selbst der Kleine auf den Armen der Kindsmagd hielt noch ein paar rosenrothe Leberblümchen in den Händchen. „Nicht wahr, Mutter!“ rief Alfred triumphirend, „ich hab' daran gedacht! Der Vater hat's richtig wieder vergessen, daß heute dein Geburtstag ist, und auch Fräulein Anna; aber ich wußt' es, und ich habe keiner Seele davon gesagt als Dorchens Strickfrau, daß sie sie die Bänder stricken ließ, und die Blumen hab' ich den Kleinen geholt. Nicht wahr, Mutter, das hättest nicht geglaubt?“

In dem allgemeinen Jubeltumult, mit dem nun die Kleinen die Mutter umgaben, erschien unversehens auch der Doktor, kein Mensch wußte woher. Er sah etwas verlegen und beschämt aus, wahrscheinlich weil er wieder seiner Frau Geburtstag vergessen. Seine und Martha's Augen begegneten sich, und zum erstenmal in seinem Leben schloß er in Gegenwart Dritter sein Weib in die Arme; sein eigen Weib!

Anna, die in großer Spannung, aber mit etwas bösem Gewissen sich in ihrem Zimmer aufgehalten, wußte nicht, was für ein Getümmel unter den Kindern los sei, bis Alfred, stolz, daß er allein der Mutter Geburtstag behalten, heraufstürmte, um zu verkünden, daß den Nachmittag eine Lustfahrt gemacht und Chokolade getrunken werde. Felsen hatte die Einladung dazu abgelehnt, auch Anna war ziemlich schweigsam bei der Nachricht.

Am folgenden Tage reiste Felsen ab. Er erbat sich

keine einsame Abschiedsaudienz mehr, aber er gab beim Abschied Martha die Hand und sagte mit vielsagendem Blick: „Ich danke Ihnen."

Anna hat nicht erfahren, was bei jenem Rendezvous vorgefallen war, und gekränkt über diesen Mangel an Vertrauen, ist sie bald darauf abgereist.

Ob der Doktor je Martha vertraut, wo er an jenem Morgen gewesen und was er gehört, das wissen wir nicht; aber Martha dünkte es oft, ihrer Liebe sei eine ganz neue Brautzeit angebrochen, und ihr Geburtstag ist von jenem Tage an kein einzigmal mehr vergessen worden.